Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,

Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Auf deutscher Erde.

I.

Auf deutscher Erde.

Erzählungen

von

Edmund Hoefer.

Erster Band.

Stuttgart.

Verlag von Adolph Krabbe.

1860.

Gedruckt bei K. F. Hering & Comp. in Stuttgart.

Inhalt.

Die alte Erlaucht.

Erstes Kapitel.

Stillleben.

„Also deutsch heraus, mon neveu — wollen Sie mit mir nach Königshofen hinüber kommen, oder nicht?“ fragte sie ein wenig verdrießlich und legte dabei die Hand an die Mähne des Pferdes, welches der alte Leibjäger am Zügel hielt, als wolle sie sich auf die Antwort hin gleich in den Sattel schwingen. — Der junge Mann schüttelte mit einem schelmischen Lächeln den Kopf. „Nicht kapabel, liebe Großtante,“ sagte er dann. „Seit die Seejungfer drüben ist — sie ist doch noch dort, Tantchen? — scheints mir gar nicht mehr geheuer.“ — Sie zog die Hand zurück und setzte sie bequem in die Seite. „Du bist ein Narr, Hugo,“ entgegnete sie dabei; „was hast du gegen die Diana?“ — „Ich, Tantchen? Viel! Vor allen Dingen — wir passen beide gar zu sehr zu einander! Da könnte es in Wahrheit heißen:

Ich hab' Euch erkannt beim ersten Blick
An Eurem spöttischen Knixe —
Du bist kein irdisches Menschenkind,
Du bist mein Mühmchen, die Nixe!

Brr!“ setzte er sich schüttelnd hinzu, „das könnte eine gefährliche

Geschichte werden! Fordern Sie den Teufel nicht heraus, Tantchen! Königshofen — das ganze alte Gemäuer, würde wenigstens sicher auf den Kopf gestellt, wenn wir zwei da zusammen unser Spiel hätten."

Sie war herzlich lachend wieder näher zu ihm getreten und zupfte ihn jetzt leise am Ohr. „Versuch's immerhin einmal, du Uebermuth," sprach sie und blickte ihm freundlich in das muntere offene Gesicht und die lustig blitzenden Augen. „Im Ernst, Hugo, komm' hinüber. Du bist ja seit Ewigkeitzeiten nicht mehr bei mir gewesen — denn was waren die zwei Stunden neulich und die acht Tage im Frühling? — und weißt doch, wie sehr mir ein Haus voll lustiger Herzen zusagt. Komm' und tobe dich aus. Du sollst auch die Zauberstube haben und kannst treiben, was dir gefällt. Nur sollst du mir Leben ins Schloß und in die beiden Mädchen bringen, daß sie mich nicht immer so gelangweilt anschauen."

„Donnerwetter — Pardon, Großtantchen! — nein, wollt' ich sagen, es geht nicht!" rief er aus und zog sich schelmisch lachend ein paar Schritt' zurück. „Und wenn Sie erst anfangen zu bitten und gute Worte zu geben, da wird's Zeit, daß ich mich salvire — denn da könnte kein Teufel und kein Engel widerstehen! — Adieu — adieu! — Hui — da, Luna!" Und sich mit einem kurzen Nicken abwendend, nahm er die Flinte in die Hand, sprang über den Graben und war im nächsten Moment von dem lustig bellenden Hunde gefolgt, zwischen den zusammenrauschenden Haselbüschen verschwunden. —

„Hugo, Hugo!" rief sie ihm nach, „willst du gleich dableiben? — Hugo, Tollkopf, kommst du gleich zurück?" — Ein helles Lachen und ein mehrmals wiederholtes, immer ferner klingendes „Adio! — Adio!" war seine Antwort, und dann blieb alles still; nur die Blätter flüsterten im leisen Wind und die

und da fiel ein dürres Blatt oder eine Eichel aus den hohen Kronen herab auf das trockene Laub des Waldbodens.

Einen Augenblick sah sie noch kopfschüttelnd in den Wald hinein, dann aber wandte sie sich langsam ab zum Pferde zurück, und indem sie die Augen zu dem Leibjäger erhob, sagte sie beinah gedankenvoll: „ein wilder Patron, Hubert! Schlägt ganz aus der Art! Wenn ich denke, sein Vater oder sein Oheim hätten einmal so daherfahren und spektakeln sollen — himmlischer Gott! — Und doch ist's ein wackerer, lieber Knabe, Hubert!" setzte sie hinzu, mit einem flüchtigen Kopfnicken ihre Worte bekräftigend, nahm dem Alten den Zügel aus der Hand, setzte den Fuß in den Bügel und schwang sich aufs Pferd, so leicht, wie man es bei ihrer starken schweren Gestalt und ihrem sichtbar nicht mehr geringen Alter gar nicht erwartet hätte. — Der Jäger schüttelte den Zaum und wandte sein Pferd; um seine Augen zeigte sich ein flüchtiges schlaues Lächeln. „Ja, ja, Erlaucht," bemerkte er, „und kommen thut der Herr Graf doch, darauf wett' ich." — „Kannst recht haben," versetzte sie, das Gesicht zum Lachen verziehend. „Und nun laß uns zur Tannenburg reiten. Du hast doch den Reitknecht bestellt?" — „Zu Befehl, Erlaucht," entgegnete er, und sie ritten langsam dem Graben entlang, wo rechts bereits die junge Saat die Aecker mit grünem Schimmer überkleidete und links der weite Forst prachtvoll und dicht, aber mit schon bunt gefärbtem Laube zur Höhe stieg.

So ritten sie eine geraume Zeit bald im Schritt, bald, wo der Boden ebener und nicht von der letzten Furche der Pflüger mit loser Erde überschüttet war, auch einmal im leichten Trabe immer den Waldsaum entlang, bis sie zu einer Wiese gelangten, die sich, gegen den übrigen Acker tief absinkend, links weit in den Forst hinein erstreckte und ebenso rechts die Kornfelder auseinander drängte. Da parirte die Dame ihr Pferd und

fragte: „Kommen wir durch, Hubert?“ — Er hatte sein Thier schon rechts gelenkt, als er antwortete: „unmöglich, Erlaucht! Wir vielleicht, aber die Pferde gehn bis an den Bauch hinein; es hat zu viel Wasser gegeben in den letzten vierzehn Tagen.“ — „So wollen wir über die Brache reiten,“ sagte sie, „es wird sonst gar zu spät.“ Und die Zügel schüttelnd und den Hals des feurigen Thiers klopfend, das sie ritt, setzte sie munter hinzu: „das wird dir schmecken, Mirabelle! Hell auf, mein Thier!“ so daß der Schimmel muthig den Kopf aufwerfend ein leises Wiehern hören ließ und dann im leichten Galopp mit seiner Reiterin dahinging, über die Brache und ein paar andere Felder, an den respektvoll grüßenden Hirten vorbei, welche mit ihren Heerden hie und da den Reitern begegneten, über Gräben und durch Feldwege, bis sie sich wieder dem hier aufsteigenden, meistens aus alten Tannen bestehenden Walde näherten. Dort, vor einer Brücke, welche über den Waldbach führte, zeigten sich neben einem Reitknecht in dunkler Livree ein paar andere Männer in Jägertracht, und nahe vor ihnen hielt die Gräfin wieder an und schwang sich so leicht aus dem Sattel, daß der hastig herbeistolpernde Diener zu spät kam. „Da,“ sprach sie und warf ihm die Zügel zu, „nimm die Pferde. Und merke dir, mein Sohn — du brauchst nicht so zu springen, denn ich lasse mir doch nicht helfen. Alles mit Manier und Geduld!“

Sie wandte sich freundlich den Andern zu. „Sieh da, Gerhard, mein trefflicher Forstmeister,“ sagte sie, indem sie den Stulphandschuh abzog und die runzelige, aber sehr kleine Hand einem respektvoll herantretenden und grüßenden, noch jungen Mann hinbot. „Wo treibst du dich denn eigentlich umher, Gesell, daß man dich gar nicht mehr sieht? Gibt's so viel zu thun? Ich erwartete dich heut auch gar nicht hier.“ — Er hatte ihre Hand leicht an die Lippen gezogen. „Ja, Euer Erlaucht, in den

Seeforsten gibt's viel zu thun," erwiderte er dann; „ich habe beinah vierzehn Tage mit dem Rentmeister zu verhandeln gehabt, und Euer Erlaucht wissen ja — da geht es nicht so leicht, wie hier." — „Jetzt bleibst du aber wieder daheim?" fragte sie. „Mein Neffe, der Hugo, kommt wahrscheinlich heut oder morgen und hat mir gedroht, das Haus auf den Kopf zu stellen. Da mußt du auf Ordnung sehn, wie's einem getreuen Lehnsmann geziemt, Gerhard." —

Sein offenes, schönes Gesicht überflog ein schelmisches Lächeln, auch schüttelte er leicht den Kopf, und dann entgegnete er: „werde nicht verfehlen, Erlaucht. Aber bei Graf Hugo wird's nicht viel nützen; von mir läßt er sich gar nichts sagen." — Sie lachte, „Du meinst, am liebsten würdest du ihm helfen zu aller Ausgelassenheit. Ich kenne dich! Und wie ich dich eigentlich habe zum Forstmeister machen können, verstehe ich noch heute nicht, du großes Kind." — Er zuckte die Achseln. „Erlaucht haben ganz recht; ich will mich zu bessern suchen. Und der Herr Rentmeister macht's mir leicht — bei dem muß jeder gesetzt werden." — Sie lachte wieder. „Laß mir meinen Rentmeister ungeschoren," erwiderte sie. „Und nun genug geplaudert," fuhr sie fort, indem sie den Handschuh wieder anzog und sich zu den rückwärts stehenden beiden Förstern wandte. „Was setzt ihr nicht wieder auf, Kinder? Wißt doch, daß ich so was nicht mag und daß ihr euch meinetwegen nicht zu erkälten braucht. Vorwärts also, ins Holz! Weißt du Bescheid, Gerhard?" — „Ja Erlaucht. Und weil der Handel gar zu bedeutend ist, habe ich mich drüben einen Tag früher los gemacht, um selbst mit dabei zu sein."

Sie faßte das braune Tuchkleid, welches, obgleich sie auf Männerart zu Pferde saß, dennoch ziemlich lang war, fest zusammen und in die Höhe, denn der Pfad, den sie betraten, war sehr feucht, und in den tief eingeschnittenen Wagenspuren stand

hin und wider sogar das blanke Wasser. Dessenungeachtet schritt sie rasch und unbekümmert vorwärts, und als auf einer Stelle der Weg in seiner ganzen Breite vom Wasser, das aus einem vollen Graben übertrat, tief überströmt war, setzte sie den mit einem festen Stiefel bekleideten Fuß so sorglos hinein, wie es nur immer die ihr folgenden, an dergleichen gewöhnten Männer thun mochten. Jenseits aber blieb sie stehn und sagte nach einem schnellen und scharfen Blick in die Runde: „ich hab' es Ihm neulich gleich gesagt, Förster Ratki, mit einem Niederhauen und Schlagen im Ganzen will ich nichts zu thun haben, hier den alten Rain ausgenommen, wo etwa die Hälfte herauskommen wird. Du hast mir einmal gesagt, Gerhard, hier würden besser Birken passen, — nicht?"

„So ist's, Erlaucht," entgegnete er respektvoll und ohne die geringste Spur von der frühern Vertraulichkeit zu zeigen. „Und ich muß Euer Erlaucht Meinung durchaus beipflichten. Wir nehmen das Uebrige in einzelnen Stämmen. Das Zusammenbringen und Hinausschaffen haben, soviel mir Ratki gesagt, Euer Erlaucht von uns abgelehnt?" — „Gewiß, mein Freund! Ich wollte den Kukuk das auch noch auf uns laden," erwiderte sie. „Und nun, Hubert, gib mir den Hammer, daß wir anfangen können." Und nachdem der alte Jäger den Holzhammer aus der Jagdtasche und dem Lederfutteral genommen und ihr überreicht hatte, befreite sie geschickt eine Stelle des nächsten Eichenstammes von der Rinde und schlug mit kräftiger Hand das Forstzeichen ein. „So," sagte sie dann, „nun schlagt durch bis zu den ‚drei Eichen' und dann rechts hinauf bis an den alten Weg — aber das wißt ihr ja." Damit schritt sie den Männern voran über den Waldboden hin und ließ das Geschäft seinen Fortgang nehmen.

Aber bei mehr als einem der prächtigen Stämme, die an-

geschlagen wurden, blieb sie stehn, sah lange hinauf zur leise rauschenden Krone und meinte seufzend: „es ist Jammer und Schade, Gerhard! Mir ist's, als sollt' ich ein Glied meines Leibes verlieren mit den alten schönen Bäumen. Und wenn es nicht sein müßte — ich thät's bei Gott nicht!“ Als sie sich dann von dem großen Platz in den Wald hinein und zu einzelnen Stämmen wandten, wiederholte sie ihre Worte und Seufzer in ähnlicher Weise noch oft, suchte auch diesen und jenen Stamm zu retten und verbot bei einigen das Anschlagen ganz. Und als sie dabei einmal auf Gerhards und Huberts Gesichtern ein unterdrücktes Lächeln bemerkte, meinte sie: „ja, ja, Kinder, ihr nehmt's eben, wie ihr's versteht; aber Unsereiner faßt das anders auf. Die alten Bursche da sind mir ans Herz gewachsen; sie und ich, wir gehören alle zu Königshofen, und es ist von jeher nicht anders gewesen, hat mir mein seliger Herr noch selbst gesagt.“

So mochten ein paar Stunden vergangen sein, bis sie das Geschäft beendigt hatten und die Mittagszeit herangekommen war. Da standen sie auf einem kleinen freien Platz, allein hell war es dort doch nicht, weil die rings stehenden Bäume den Raum mit ihren mächtigen weitverzweigten Kronen fast ganz überwölbten und ihn in grüne Dämmerung hüllten. Nach der einen Seite hin ward er durch vier ungeheure alte Eichenstämme begrenzt, von denen jeder vier bis fünf Klafter im Umfang haben mochte.

Der zweite Förster, der bisher meistens schweigend sein Geschäft versehn oder doch nur, wenn es die Gelegenheit mit sich brachte, eine Aeußerung gethan, lüftete hier leicht seine Mütze und sagte: „Euer Erlaucht — der Alte da in der Mitte würde auch am besten gleich mit angeschlagen; es ist Zeit für ihn. Wenn wir im nächsten Frühling einen Sturm kriegen, wie den letzten — da, glaub' ich, geht er doch kaputt.“

Sie war mit ihren Begleitern zwischen den letzten Bäumen,

gegenüber von den Riesen, stehn geblieben und hatte ihre großen hellbraunen Augen mit einem eigenthümlich ernsten und nachdenklichen Blick über den Platz schweifen lassen, bis der Förster zu reden begann und sie ihr Gesicht langsam ihm zuwandte. Nun da er geendet, schüttelte sie leicht das Haupt und entgegnete ernst: „das wird kommen, wie Gott will, mein Freund, und nicht wie Er denkt; geschlagen werden die Bäume da nie und zu keiner Zeit. Merkt euch das, ihr alle, die ihr dabei seid, und die ihr hier wohl noch wirthschaftet, wenn ich längst todt bin. Er aber, Friedberg, Er sollte sich was schämen," fuhr sie mit einem ernsthaften strafenden Blick auf den bestürzten Mann fort. „Er ist zwar erst seit einem halben Jahr an seinem Posten, aber das könnte und müßte Er doch wissen, daß dies hier der Königsring ist und die Bäume dort die Fürsteneichen heißen. Es haben einmal darunter die Fürsten gesessen, als unser Ahnherr, Herr Wolf von Hirschegg, hier dem deutschen König Ludwig, den sie den Baiern nennen, und seinem Gefolge nach der Bärenjagd ein Frühstück und Imbiß gab. Und der hohe Herr selber saß dort unter dem Baume, den Er mir abschlagen will, und er heißt drum auch die Königseiche. Sieht Er, das müßte Er doch wissen."

Ringsum waren sie still, bis Gerhard nach einer Weile sagte: „erlauben Euer Erlaucht, daß ich Friedberg zu entschuldigen suche. An die Königseiche würde niemand die Hand oder die Axt zu legen wagen; allein wir alle glaubten, das sei der letzte Baum dort an der linken Ecke."

Die hohe Dame erhob in zürnender Verwunderung Augen und Arme zum Himmel. „Das geht zu weit!" rief sie aus. „Gibt es denn in der jetzigen Welt gar keine Treue mehr und gar kein Gedächtniß für das, was wir Alten Jahrhunderte lang als merkwürdig beachtet haben? Seht, ich bin nur einmal noch wieder hergekommen, seit mein seliger Herr mir zuerst und zu-

fällig den Platz gezeigt, da ich ihn zu einer Grenzkonferenz mit dem Herr Bischof begleitete. Der Platz ist zu abgelegen, ich habe hier nichts zu thun. Allein das vergesse ich nicht, was er mir damals erzählt: es waren ursprünglich fünf Bäume und der mittelste der des Königs. Der fünfte da auf der Ecke, wo die beiden jungen Eichen stehen, war unter Graf Wolf Eberhard umgebrochen; mein seliger Herr hat in seiner Jugend selbst noch den Stock herausheben sehn. Aber du mußt das alles ja auch wissen, Hubert," schloß sie zu diesem gewendet.

Der alte Jäger nickte. „Freilich weiß ich's," bemerkte er; „Erlaucht haben ganz recht. Auch hab' ich's den Herren da oft genug gesagt, aber sie wollten mir nicht glauben, weil es in der Forstkarte anders stände und das dumme Volk umher es auch auf ihre Weise behauptete. Aber Erlaucht wissen ja, der Forstmeister, der die Karte aufnahm, war halbblind und trug eine Brille. Der hat sich verschrieben." — Die Gräfin schüttelte verwundert den Kopf. „Daß ich das auch nie bemerkt habe!" sagte sie. „Das ist ja ein arger Fehler und muß gleich verbessert werden. Und dir, Gerhard, sollte am meisten drum zu thun sein," fuhr sie fort. „Denn unter der Königseiche stand dein Vater bei dem erlegten Hirsch, als mein seliger Herr darüber zu kam und den wilden Gesellen so gewann, daß er ihm Treue hielt bis in den Tod."

Ueber des jungen Mannes Gesicht flog ein leichter Schatten. „Das habe ich nicht gewußt, Erlaucht," versetzte er, „wie ich ja überhaupt nur wenig von meinen armen Eltern weiß. Nur Hubert hat mir zuweilen davon erzählt, als ich noch ein Knabe war; aber auch er wollte nicht recht mit der Sprache heraus." —

Die Gräfin wandte sich nach einem langen gedankenvollen Blick über den Platz ab und ging langsam auf einem Fußsteige

zurück in den Wald hinein. „Davon läßt sich auch nicht viel sagen,“ sprach sie erst nach einer ganzen Weile zu dem ihr zunächst gehenden Forstmeister. „Es ist an und für sich ein kurzes und zuletzt recht trübes Kapitel. Aber das weißt du ja, Gerhard. Ich rede nicht gern davon, denn das führt zu nichts als das Herz noch schwerer zu machen. — Und nun genug,“ fuhr sie fort. „Besorge jetzt alles Uebrige mit den Leuten und weise sie gehörig an, daß man in drei Wochen mit dem Schlagen beginnen kann. Läßest du dich heut Abend noch einmal sehn, mein Sohn?“ Und als er sich dankend und zustimmend verbeugt hatte, sagte sie: „nun, dann adieu. Wir gehn hier auf dem Richtsteige. Komm, Hubert!“ Dann ging sie nach einem freundlichen Nicken mit ihrem Begleiter in einen sich öffnenden schmalen Pfad hinein, der sie in nicht zu langer Zeit wieder an den Saum des Waldes und zu der Brücke führte, wo der Diener mit den Pferden wartete. Seit dem Abschied von Gerhard hatte sie kein Wort mehr geredet; ihre Stirn war leicht gefaltet, ihr Blick ernst und fast traurig. Und auch der Jäger schaute finster darein.

Erst als sie nach einem scharfen Galopp sich der Parkseite näherten, welche dieser Gegend zugewendet war, hob die Gräfin den bisher gesenkten Kopf wieder empor, und indem das freundliche Lächeln, welches heut Morgen so oft ihr Gesicht erhellt hatte, noch einmal durch die Züge flog, schob sie den kleinen schwarzen Hut, der ihr silbergraues Haar bedeckte, ein wenig nach hinten und sagte: „sind wir nicht Thoren, Hubert, uns so niederdrücken zu lassen? Vorbei, vorbei! Das ist nun einmal hin und in Gottes Hand. — Laß uns mit vergnügten Gesichtern nach Hause kommen!“ setzte sie hinzu und ließ die Reitpeitsche mit leichtem Schlag auf ihr schäumendes Pferd fallen, so daß es wiehernd und kopfschüttelnd wieder in den kurzen Galopp fiel,

vor dem niedrigen hölzernen Gatterthor in der Umfriedigung des Parks scharf ansetzte und im zierlichen Sprunge leicht hinüberschoß.

Auf dem runden kleinen Rasenplatze drüben hielt die Dame an und wandte ihr Thier um, so daß sie auch noch den Sprung von Huberts Pferd bemerkte und mit einem „Bravo!" belohnte. Das Thier des Reitknechts aber scheute und machte dem Menschen so viel zu schaffen, daß die Gräfin endlich lachend den Kopf schüttelte und ihm zurief: „laß es gehn, mein Sohn, so thut sich's nicht. Reite außen herum nach dem Lehnhof; wir sind gleich da." Und indem sie ihr Pferd in den langen schmalen Weg lenkte, der vom Rasenplatz aus an der Rückseite des Parks zwischen einer prachtvollen, dichten und hohen Dornhecke und einer hohen Gebüschwand entlang lief, und es dann liebkosend auf den blanken Hals klopfte, sprach sie zu Hubert gewendet halb spöttisch, halb ärgerlich weiter: „ich weiß nicht, wohin das alles will! Reiten können sie auch nicht mehr, die Menschen, — was kann man denn eigentlich noch?" — „Den Mund aufreißen und Redensarten machen, Erlaucht," versetzte der Alte launig im Weiterreiten. —

Es war ein paar Stunden später. Die Sonne des Oktobertags hatte sich bereits so tief gesenkt, daß die Wege des Parks und die dichten Gebüschpartien im milden Schatten ruhten; aber desto voller und wärmer, wie mit heller Freude, übergossen ihre Strahlen den hohen Wall, welcher früher eine Art von Befestigungswerk, jetzt nur eine großartige Wehr gegen die Wasser des Sees bildete, der sich, von einem raschen Flusse genährt, mit lustigen Wellen theils am Park entlang zog, theils durch eine große gewölbte Oeffnung des Walls hereintrat und sich drinnen zwischen den kleinen Wiesen und Wäldern zu einer spiegelnden Fläche ausdehnte. Als Befestigungswerk hatte der Wall augenscheinlich schon lange nicht mehr gedient, denn von einer Brust-

wehr war keine Spur zu sehn, und der breite Gang war zu beiden Seiten mit alten hohen Linden besetzt, welche ihn stets schattig und angenehm im Sommer, im Herbst und Frühling aber windfrei erhielten. Es war eine Promenade, wie sie eine Dame nur wünschen kann.

Das schienen auch die beiden jungen Mädchen zu denken, welche sich zu dieser Stunde in der Allee befanden und sich der Annehmlichkeit ihres festen, trockenen Weges, wie der wundervoll klaren, milden Luft erfreuten. In ihre Shawls gehüllt gingen sie schweigend und fest aneinander geschlossen auf und nieder; jede hatte den einen Arm um die Freundin geschlungen, und wenn ihre Blicke die Landschaft draußen verließen, wandten sie sich lächelnd und voll innigen Verständnisses einander zu, als wollten sie auch ohne Worte sich immer aufs neue sagen, wie wohl ihnen sei in solcher Gegenwart, in dieser Umgebung.

Endlich traten sie an das steinerne Geländer, welches den äußern Rand des Wallganges gegen das Wasser zu einfaßte, und blieben dort, indem sie ihre Umschlingung lösten, noch immer stumm neben einander stehn. Die Eine faltete ruhig die Arme über die Brust; die Andere lehnte sich an das Steingesims, stützte den Ellenbogen darauf und legte die Wange in die Hand. Und so schauten sie hinaus in die Landschaft. Er war eine weite wellenförmige, hie und da von kleinen Wäldchen unterbrochene fruchtbare Flur, die sich links bis an die Wälder erstreckte, in denen wir am Morgen der alten Gräfin begegneten. Rechts dagegen zeigten sich in nicht großer Ferne Kirchen und Häusermassen eines bedeutenden Fleckens, und unmittelbar dahinter erhob sich noch im vollen Sonnenglanz das Waldgebirge. Auf einer seiner Vorhöhen ragte ein alter Thurm über anklebendes, zerrissenes Gemäuer noch jetzt trotzig und dunkel empor.

„Was ist das?" fragte nach einiger Zeit die Dame, welche

sich an das Gesims gelehnt hatte, indem sie, ohne ihren Kopf von der Hand zu erheben, mit dem grünen Fächer auf die Ruine deutete. — „Das ist die Hirschegg — die Stammburg; habe ich sie dir noch nicht gezeigt, Diana?“ gab die Andere zur Antwort; die Stimme war eigenthümlich sanft und melodiös und entsprach durchaus dem Eindruck, den ihre ganze Erscheinung machte, die hohe schlanke Gestalt mit dem kleinen, leicht zur Seite geneigten Kopf, das Gesicht mit der kaum durchschimmernden Röthe auf den weichen, nicht schönen, aber überaus lieblichen Zügen, und vor allen das große, braune Auge mit seinem so milden, sammetweichen Blick.

„Nein,“ versetzte Diana jetzt auf ihre Worte, „du hast es mir noch nicht gezeigt. Und wie solltest du auch? Sind wir doch seit dem erstenmal nicht wieder hier gewesen; und da rief man uns ja zu deinem Cousin ab, Margot.“ — „Ah!“ sprach diese und legte den Arm wieder um die Freundin, und beugte das Gesicht mit einem schelmischen Lächeln zu ihr nieder, „das ist also schon ein Zeitpunkt für dich, nach dem du rechnest?“ — „Rede keinen Unsinn, Margot!“ sagte Diana verdrießlich und schüttelte den Kopf; „wie soll ich denn sonst rechnen, wenn ich nichts von Montag, Dienstag und den andern lieben Wochentagen weiß? Denn davon erfährt man ja in diesem gesegneten Hause nichts. Und das ist gut,“ fuhr sie fort und richtete sich auf. „Ich habe es bei meinem verehrten Herrn Onkel zur Genüge erfahren, welch eine Qual in diesen Tagen liegen kann. ‚Morgen ist Sonnabend,‘ hieß es, ‚da fährt man in die Stadt. — Morgen ist Montag, da säen wir Waizen. — Morgen wollen wir — ah, Donnerwetter! Morgen ist ja Mittwoch, da geh' ich auf die Jagd! Du mußt bis übermorgen — nein, bis zum Sonnabend warten; das ist der Stadttag, liebe Nichte!‘ Und weil es Mittwoch und nicht Samstag war, bekam ich meine

Wolle nicht und konnte meine Arbeit nicht mehr zum Geburtstag meiner Tante, der Stiftsdame, beendigen, was sie mir auf ihrem Todbette noch gedenken wird."

Margarethe, oder wie die Freundin sie nannte, Margot lachte. „Immer noch die alte Spötterin, Diana!" rief sie mit dem Finger drohend. „Was würde Mademoiselle Chenaud sagen oder gar Schwester Rosalie!" — „Spott? Bah, Margot, keine Idee! Bitterer Ernst ist's und bittere Wahrheit! Du kannst dir nicht vorstellen, wie diese alten Leute sind; und was aus mir hätte werden sollen, wenn deine Großmutter mir nicht hier bei euch ein Asil eröffnet, weiß ich in der That kaum zu denken. Aller Wahrscheinlichkeit nach aber die leidende Gattin eines der rothnasigen Jagdgesellen meines Onkels, oder die steife Gemahlin eines der alten hochadeligen und sehr gichtbrüchigen Hagestolze, die sich mit meiner Tante Abends am L'Hombretisch zanken. Eine andere Aussicht gab's nicht, und darum geh' ich auch mein Lebenlang nicht wieder in dies doppelte Heirathsbureau."

Sie waren lachend in den Gang zwischen den Bäumen getreten, den die untergehende Sonne mit einem so vollen und glühenden Licht erfüllte, daß die beiden Mädchen sich geblendet ab- und den Stufen zuwandten, die vom Wall in den Park hinabführten. „Boshaft — neckisch — und schön, wie eine Seejungfer!" bemerkte Margarethe im Hinuntersteigen heiter; „mein Cousin hat recht — so bist du. Den hast du, glaub' ich, schon bestrickt, Diana! Und er gehört wenigstens nicht in jene Antikensammlung." — Diana lachte, aber als sie jetzt drunten am Seeufer waren, blieb sie, statt weiterzugehn, plötzlich stehn, hob den Kopf auf und sah der Freundin mit einem forschenden Blick ihrer prachtvollen blauen Augen so scharf und plötzlich ins Gesicht, daß diese unwillkürlich den Blick senkte, während sich ihre Stirn und Wangen mit einer leisen Röthe überzogen.

„Bist du eifersüchtig, Margot?“ fragte Diana nach einer kleinen Pause mit so schalkhafter Betonung, daß die Andere überrascht wieder aufsah. — „Eifersüchtig?“ versetzte sie verwundert; „auf wen? Weßhalb?“ — „Margot — Kind, verstelle dich nicht so! Auf wen denn sonst, als auf mich, die Seejungfer, und zwar deines Cousins wegen?“ — „Hugo, meinst du?“ rief sie und schüttelte herzlich lachend den Kopf. „Hugo und ich? Diana, du hast wunderherrliche Einfälle! Hugo und ich, die wir fast als Bruder und Schwester mit einander aufwuchsen — nein, Gott weiß, daran haben wir beide niemals gedacht! Niemals!“ setzte sie eifrig hinzu. „Wir haben uns sehr lieb und könnten, glaub' ich, viel für einander thun und dürfen stets auf einander rechnen. Aber von einer Heirath und den akkompagnirenden Herzensgefühlen steht in unserm Freundschaftsvertrage kein einziges Wort.“ Diana wandte sich ab, und den Arm der Freundin in den ihren ziehend, ging sie mit ihr in einen Pfad hinein, der sich unter dichtem Gebüsch von hier aus bis in die offenern Partien des weitläufigen Parks zog und schon mit tiefer Dämmerung erfüllt war.

„Weißt du,“ fing sie nach einigen Schritten wieder an, und es war fast, als ob ihre Stimme leise zitterte, so eigenthümlich vibrirte sie, „eigentlich ist mir dies Bekenntniß lieb, Margot. Und weißt du auch weßhalb?“ fuhr sie fort und erhob ihr Gesicht zu dem der Andern, die ein wenig größer war, und suchte ihre Augen mit einem flammenden und doch auch wieder zärtlichen Blick. „Sieh, es ist lächerlich, aber es ist einmal so. Ich bin eigensüchtig — grenzenlos eigensüchtig, Margot! Ich weiß, daß du mich sehr lieb hast, aber ich will das auch! Ich will die Höchste und Erste sein in deinem Herzen und in deinen Gedanken, denn ich habe dich auch so lieb, mein schlankes Zauberkind! Und ich kann nicht theilen! Ich könnt' es nicht ertragen, jemand

anders neben oder über mir in deinem Herzen zu wissen! Ich müßte dir ganz entsagen, wenn ich dich nicht mehr ganz für mich hätte, und müßte mir auch das Herz darüber brechen!" Sie schwieg tief aufathmend, und erst, als Margarethe nach einer Weile mit der Hand leicht über ihren Kopf streichelte und mit befangen klingender Stimme flüsterte: „du liebe, thörichte kleine Phantastin!" blieb sie plötzlich stehn, ergriff ungestüm die beiden Hände der Andern und fragte dringend: „hör' Margot, das bekenne mir — bist du wirklich noch frei und mir treu, wie du es mir damals im Klostergarten schwurst? — Ich habe das für wahr genommen und behalten, Margot!" Sie sah dabei der Freundin mit einem forschenden, scharfen Blick ins Gesicht und suchte den Ausdruck desselben zu erkennen. Allein die Dämmerung war bereits zu tief, und indem entzog Margarethe ihr auch die Hände, umfaßte sie heftig, küßte sie mehreremale auf Lippen und Augen und rief dann mit einem lebhaften, muntern Tone: „aber sah man je eine solche liebe kleine Thörin! Wie sollte ich denn dir nicht treu sein, Diana? Hast du nicht meine langen — langen Briefe und jetzt mich selbst?"

Diana wandte sich den Kopf zurückwerfend und mit einer heftigen Bewegung ab und ging, die schlanke Gestalt fest in ihren Shawl gewickelt weiter. „Laß es also gut sein, Margot," bemerkte sie nach einer Pause. „Du machst mir jetzt zuweilen den Vorwurf, daß ich mich verändert; aber könnte ich dasselbe nicht mit größerem Recht von dir sagen?" — „Wie so, Diana? Ich weiß nicht, was du meinen kannst," war die verwundert klingende Antwort. — „Nun, woher ist denn diese oftmalige Zerstreutheit und Träumerei über dich gekommen, dies schwermüthige Sinnen und das erschrockene Auffahren, wenn man deine Gedanken oder Träume unterbricht? Du willst mir doch nicht einbilden, daß es immer so gewesen?" setzte sie lebhaft hinzu.

Margarethe schaute eine Weile gedankenvoll vor sich hin, wo der Pfad sich in einen noch ziemlich hellen Raum öffnete, und erst dann versetzte sie milde: „du magst recht haben, liebes Herz. Aber das Woher weiß ich selbst nicht. Es müßte denn sein, weil es wieder allerlei Trübes in meiner Familie gegeben, und die Großmutter mir in den letzten Tagen vor deiner Ankunft auch grade viel von meinen seligen Eltern erzählte. Ich kann das nicht so schnell überwinden, mein Herz! — Sieh," fuhr sie fort, da Diana schweigend zuhörte, und schlang den Arm um sie, „von Mitte September an war die Tante Leopoldine drei Wochen lang mit dem unglücklichen Onkel hier, der schwächer und hinfälliger an Geist ist als je. — Auch Onkel Hirscheggs Hypochondrie — ich sollte wohl besser Schwermuth sagen — bessert sich wenig oder gar nicht, so daß er seit vorigem Herbst meinen Besuch ablehnte und, wie mir Hugo neulich sagte, oft viele Tage lang auch keins von den Kindern sehen mag. — Das sind nur ein paar Züge, liebes Herz."

Indem traten sie aus dem engen Pfade in die breite, noch immer ziemlich helle Allee, welche von links nach rechts den ganzen Park in grader Linie zu durchschneiden schien, und in demselben Moment kam von rechts der eben zurückkehrende Forstmeister ihnen so plötzlich entgegen, daß die Damen erschrocken zur Seite wichen und auch der junge Mann bestürzt seinen Fuß zurückzog. Doch als im nächsten Augenblick die ihn erkennende Margarethe überrascht ausrief; „mein Gott, Gerhard?" — lüftete er auch bereits den leichten grauen Hut und versetzte artig: „ja, Comteß Margot, ich bin heut Morgen zurückgekommen. Ich will nicht fürchten, daß ich Sie erschreckt habe!" Und mit einer leichten Verbeugung schritt er vorüber und verlor sich bald in den nächsten Seitenweg.

„Wer war denn das?" fragte nach einer Pause Diana verwundert, und auch ihr Blick, der sich jetzt von dem verschwin-

denden Mann auf die Freundin zurückwandte, sprach das gleiche Gefühl aus. — Margarethe erhob das bisher gesenkte Auge. „Das ist der Forstmeister der Grafschaft,“ entgegnete sie, „und heißt Gerhard Wolthusen.“ — „Und den nennst du so kurzweg Gerhard, und er darf dich Margot nennen, wie bisher nur ich dich genannt?“ fragte Diana aufs neue voll Lebhaftigkeit. — Margarethe lächelte. „So hat er ein größer Recht dazu als du,“ versetzte sie neckend. „Denn schon meine Wärterin nannte mich so, und Gerhard war ihr Assistent. Er ist im Schlosse aufgewachsen,“ setzte sie wie zur Erklärung hinzu, „und ich weiß noch sehr gut, wie er mich Winters durch den Schnee zum Eis des Sees trug und dort treulich Hugos und meine Ausgelassenheit bewachte.“

Sie gingen die Allee entlang und bogen dann in eine andere ein, welche sie in der Ferne die hohe dunkle Masse des Schlosses erblicken ließ. „Aber ich sehe nicht ein, was das alles mit eurer jetzigen Stellung zu einander zu schaffen hat,“ bemerkte Diana ziemlich wegwerfend. „Diese Vertraulichkeit mit den Namen scheint mir unendlich überflüssig.“

Margarethe schüttelte nach einem langen, beinah trüben Blick auf die gereizte Freundin leise den Kopf. „Es sind nicht allein die *Spiele*, die uns verbanden,“ sagte sie dann sanft; „Gerhard Wolthusen ist auch mein Lebensretter. — Siehst du, dort war's,“ fuhr sie fort und deutete auf eine Gruppe hoher Tannen, welche sich im Hintergrund eines Rasenplatzes erhob; „von den Bäumen dort hatte ein heftiger Sturm den einen entwurzelt und so schwer gegen einen andern gelehnt, daß er entweder die Stütze zerbrechen oder sich lösend, im Sturz alle Anlagen umher zerstören mußte. Daher waren morgens gleich die Förster und Arbeiter darüber her, ihn unschädlich auf die Erde zu bringen. Die Großmutter und meine Mutter standen dort

hinten; ich, das siebenjährige, neugierige Kind, war näher herangelaufen, grade als die Masse in Bewegung kam und durch das Reißen eines Taus sich in der Richtung nach meinem Platz zu senkte. Ringsum schrieen sie auf, ich schrie auch selbst, aber ich stand wie gelähmt und sah das furchtbare Gezweige schon über mir. Da sprang Gerhard herbei und schleuderte mich fort, nicht um eine Sekunde zu früh; denn im selben Augenblick fast schlug auch der Stamm nieder und ein Zweig zerschmetterte des treuen Menschen Arm. An seinem Lager war's, wo meine Mutter zu mir sagte: „das darfst du ihm nie vergessen, Gretchen, wie ich es ihm nie vergessen werde! Achte ihn wie deinen besten Freund, deinen wahren ältern Bruder."

„Du hast viele Brüder," bemerkte Diana nach einer Pause spöttisch, und um ihren Mund und ihre Augen trat der auch sonst bemerkbare hochmüthige Zug in voller Schärfe hervor, so daß die außerdem tadellose und vollendete Schönheit ihres Gesichts dadurch nicht wenig beeinträchtigt wurde. — Margarethe erhob ihren Kopf. „Spotte nicht!" rief sie erregt aus. „Wollte Gott, ich hätte einen Bruder von Gerhards Werth! Den erkennen alle und vor allen auch meine Großmutter und mein Onkel Hirschegg. — Damals war Gerhard eben Gehülfe bei einem unserer Förster geworden," sprach sie ruhiger weiter; „als er von seiner Verwundung genesen war, stellte ihm meine Großmutter frei, mit ihrer Unterstützung eine andere Laufbahn zu betreten. Er nahm das dankbar an, aber nur insofern, daß er sich mit seinen schönen Kenntnissen auf eine Forstakademie begab, eifrig studirte und dann ein Jahr lang reiste. Als er, kurz nach meinem Abgang ins Kloster, zurückkam, übertrug man ihm die Forstmeisterstelle. Das ist alles."

„Nun ja," sagte Diana achselzuckend, „wer läugnet denn das alles? Es ist also ein recht braver Mann und für euch

von Werth. Aber Diener ist Diener, ob ein wenig höher, ob ein wenig tiefer. Euere Wege sind äußerlich wie innerlich geschieden, — wo trefft und seht ihr euch? , Und wenn er ein so verständiger Mensch ist —." — „Du irrst dich wieder," unterbrach Margarethe Dianas Worte. Ihre Stimme klang jetzt kalt und ruhig, allein das dunkle Erröthen ihres Gesichts vermochte nur die wachsende Dämmerung zu verbergen. „Du irrst dich wieder, mein Herz. Du wirst ihm oft begegnen, so gut wie wir; denn es hängt nur von ihm ab, ob er Abends bei der Großmutter im Salon erscheinen will."

„Ah — viel Vergnügen!" versetzte Diana bitter. „In der That, ich finde hier bei euch einige ganz wunderbar freundliche und bürgerliche Züge! — Möglich, daß es meine früheren und späteren Erzieher verabsäumten, mich dieselben verstehn und würdigen zu lassen. Vielleicht auch recht schade! Aber ich kann nicht helfen — ich versteh's nicht!"

Jedes weitere Wort und auch Margarethens etwa beabsichtigte Entgegnung ward in diesem Augenblick durch hastige Schritte unterbrochen, die auf den Steinplatten der Schloßterrasse, unter welcher sie standen, vom rechten Schloßflügel daher kamen. Dann folgte eine schmetternd hinausgeblasene Jagdfanfare, und darauf rief Hugos lustige Stimme: „wo sind denn die Mädchen, Gerhard? — Soll mich der Teufel holen, wenn die zauberische Nixe nicht meine arme kleine schüchterne Cousine mit sich in ihre Grotten und Paläste gezogen hat!"

Wie sich auch die Stimmung der beiden Mädchen im Laufe ihrer Unterhaltung verändert hatte, vor der Weise und den Worten des frohherzigen jungen Verwandten hielt weder Bitterkeit noch Verstimmung Stand. Lachend riefen ihm beide ihren Abendgruß hinauf, und lustig aufjubelnd stürmte er ihnen entgegen, die Stufen hinab. Gerhard blieb droben stehn.

Zweites Kapitel.

Der Lindenhof.

Es war wirklich auch nöthig gewesen, daß ein erheiterndes Element in das Leben kam, wie es auf Schloß Königshofen in den letzten Wochen geführt worden war. Es war niemals so still gewesen, seit die alte Erlaucht, früher als Gemahlin des letzten regierenden Grafen, Wolf Christoph, und nach dessen Tode als Wittwe hier lebte. Ihr Rang und noch mehr ihre Geselligkeit, die hohe Achtung, in der sie überall stand, die Liebenswürdigkeit und ächte Vornehmheit, welche die alte Dame von jeher ausgezeichnet hatten, mit denen sie jedermann bei sich aufnahm, jedem sein Recht widerfahren ließ und es ihm bei sich so behaglich zu machen wußte, wie es seine Stellung, seine Lebensweise verlangte — das alles hatte die ganze Nachbarschaft durchdrungen und einen großen Kreis in Königshofen und dem dortigen Leben seinen geselligen Mittelpunkt finden lassen. Alle Welt verweilte gern bei der ‚alten Erlaucht,‘ wie man sie Landein und aus nannte, und besonders die jungen Leute wußten sich nichts Besseres als einen Aufenthalt in dem weitläufigen Schloß, ein heiteres, oft ausgelassenes Dahinleben unter den Augen der

wohlwollenden, selbst zu allem Scherz aufgelegten Dame, mit Freunden, Verwandten und Bekannten, die stets daselbst zu finden waren. Seit Menschengedenken, das heißt, seit Gräfin Charlotte vom letzten Pariser Frieden und der Verheirathung ihres Stiefsohns an ununterbrochen hier residirte, war Königshofen niemals ohne Gäste gewesen.

Das hatte sich nun seit einigen Jahren aber nach und nach geändert. Die Alten waren gestorben oder nicht mehr zu Ausflügen geneigt; die Jungen waren alt geworden und fingen an, der früher in dieser Gegend ziemlich unbekannten Mode zu folgen und den Winter in irgend einer größern Stadt, den Sommer auf Reisen oder in Bädern zuzubringen, wobei sie natürlich von der jetzt heranwachsenden Generation begleitet wurden. Dazu kamen nun auch mancherlei Familienereignisse — der Tod des einen Verwandten, die unheilbare Krankheit eines andern; der Stiefsohn der Erlaucht, der jetzt regierende Reichsgraf, lebte, wenn er daheim war, auf den größern und reichern Besitzungen, zu denen dies alte Stammgut trotz seines großen Umfangs und seines angemessenen Ertrages noch lange nicht gehörte. Die Tochter der alten Gräfin war auch vor Jahren gestorben, und das heranwachsende Kind derselben, Margarethe, kam von ihrem vierzehnten bis zum achtzehnten Jahre nach alter Familiensitte zur Vollendung ihrer Erziehung in ein französisches Kloster. Zu gleicher Zeit etwa ging auch Hugo, der bisher mehr in Königshofen als bei seinen Eltern gelebt, auf die Universität und von da auf große Reisen, und damit ward es im Schlosse so still, daß Gräfin Charlotte sich gar nicht drein zu finden wußte. Zwar wuchs kein Gras auf den Höfen — dafür sorgte die sehr aufmerksame und strenge Gutsverwaltung — aber die Diener hockten gelangweilt umher, die Pferde wurden steif in den Ställen, und all die Prachtgemächer öffneten sich nur noch, wenn sie

gelüftet wurden, oder die Hausmeisterin es für nöthig hielt, sie einmal wieder von Grund aus zu reinigen.

Nun war Margarethe bereits seit Jahr und Tag zurückgekehrt, und seit dem Frühling auch Hugo wieder in der Heimat erschienen, allein der Letztere war durch den Tod der Mutter niedergedrückt, der in seiner Abwesenheit erfolgt war, und als sein froher Sinn und sein kräftiges Herz diese Trauer überwunden, hielt ihn die Sorge um den Vater zurück, der, wie wir schon hörten, seit dem Tode seiner Frau in finsterer Schwermuth und Einsamkeit dahinlebte. Margarethe aber zeigte von vornherein neben aller Jugendlust und Heiterkeit auch so viel Ernst und — die Gesellschafterin der alten Erlaucht nannte es mit höchster Anerkennung: Gesetztheit — daß die Großmutter mehr als einmal den Kopf schüttelte und alles Mögliche versuchte, ihre Enkelin, wie sie es hieß, aufzuwecken. Es half aber nicht viel; Margarethe blieb still. Sie war wohl heiter, jedoch nur selten wirklich munter und lustig, selbst ihr Scherz und ihre gelegentliche Neckerei behielten stets etwas Gehaltenes; und zu Zeiten traf man sie in einer so tiefen Träumerei oder gar Schwermuth, daß die Erlaucht zuweilen darüber sogar ganz böse und heftig werden konnte.

Die alte Dame war aber eine kluge Frau und Margarethe nicht das erste junge Mädchen, das unter ihren Augen herangewachsen und in die Welt getreten war. Sie wußte zwar nicht, wie und zu wem der Enkelin Herz von Liebe erfaßt sein könne, allein sie dachte doch an diese Möglichkeit und befragte das Mädchen, da die gedrückte und gedankenvolle Stimmung desselben ihr einmal besonders auffällig ward, in ihrer offenen Weise gradezu, ernst und eindringlich nach dem Zustande seiner Gefühle. Margarethe erröthete tief, erklärte aber ziemlich gefaßt und bestimmt, daß sie bisher sich zu niemand inniger hingezogen fühle, an niemand mehr und lebhafter denke als an alle Welt.

„Mein Kind," hatte die Großmutter da gesagt, indem sie ihre Augen mit durchdringendem Blick auf dem Gesicht der Enkelin ruhen ließ, „ich dränge mich nicht in dein Vertrauen; ich bin immerhin nicht deine Mutter, und weiß sehr gut, daß in dergleichen Dingen selbst das zärtlichste Kind auch vor der zärtlichsten Mutter seine Geheimnisse hat. Das Gegentheil, den Wunsch, daß ein Kind nie etwas verberge, findet man nur in dummen Romanen oder bei eben so dummen Menschen, die romanhaft denken und handeln. Ich aber habe das Vertrauen zu dir, daß du, wo du dich auch bewegst, mit wem du zusammentriffst, stets deiner Ehre und deiner Familie eingedenk warst und es bleibst. Es braucht kein Graf zu sein," hatte sie lächelnd hinzugesetzt; „aber es muß ein ehrenwerther Mann sein und in selbständiger Stellung, den du erwählst; sonst geb' ich dich ihm nicht. Das ist nun also abgemacht. Aber Eins will ich dir noch sagen," hatte sie weiter geredet, während ihr Blick wieder ernster wurde. „Es sollte mir leid thun, wenn du an deinen Cousin Hugo dächtest. Daraus wird mit meinem Willen nie etwas."

Da hatte Margarethe zuerst verwundert aufgesehn, dann, wie die Großmutter ihre letzten Worte noch ernster wiederholte, herzlich gelacht und endlich ungefähr in derselben Weise, wie sie es am Eingangsabend unserer Geschichte zu Diana that, sich offen über die Grundlosigkeit dieser Annahme ausgesprochen.

„Das beruhigt mich sehr!" hatte die alte Dame heiter entgegnet. „Siehst du, mein Kind, sein Vater, Graf Wolfgang, denkt, wie ich weiß, sehr ernsthaft an eine solche Verbindung, wahrscheinlich, weil du ihm so sehr gefällst. Denn im Uebrigen sehe ich keinen Grund dafür; Hugo erbt das Majorat und nach menschlichen Aussichten auch das unsere dazu, und du bist nur ein armes Fräulein, während Hugo doch trotz des großen Be-

sitzes grade auf Geld sehen muß. Verwandtschaftsehen mag und will ich aber auch nicht, habe das Graf Wolfgang schon angedeutet, und daher war es mir im Frühling ordentlich lieb, daß Hugo so schnell wieder fortging. Schon die Ehe deiner Mutter mit seinem Oheim war mir nicht recht, und ihr beide seid ja nun gar richtig Vetter und Cousine."

„Da wüßte ich jemand für ihn," bemerkte Margarethe lachend. „Reich wie Crösus, Großmama, schön wie ein Engel und ganz dazu geeignet, seinen Uebermuth zu brechen und ihn zum gehorsamen Hausherrn zu machen." — „Nun?" fragte die Erlaucht nach einer Pause, da das Mädchen lächelnd, aber schweigend vor sich hinsah. — „Es ist Diana Kaufberg, Großmama," sagte sie munter aufschauend. — „Wie denn, deine Freundin und Korrespondentin, die wir im Herbst hier erwarten, Gretchen?" — „Gewiß, Großmama! Sie ist reich, schön, klug und heiter, und wie du ja weißt, in ihrer Stellung bei den alten Verwandten höchst unglücklich. O, wenn ich das erlebte!" setzte sie, in die Hände schlagend und mit einer Lustigkeit hinzu, wie man sie selten oder nie an ihr bemerkt hatte, „meine beiden liebsten Menschen vereint und mir so nahe! Da könnte ich Tag und Nacht jubeln und necken! Wäre sie nur erst hier!" — Die alte Dame drohte mit dem Finger, lächelte aber sehr zufrieden. „Gretchen, Gretchen!" sprach sie; „muß ich dich jetzt daran mahnen, die Dehors zu wahren, und warst noch vor einer Minute der stillste Anstand von der Welt?" — „O wär' sie nur erst hier, Großmama, und hätte ich auch Hugo bei uns!" rief sie und schlang die Arme um den Nacken der Großmutter und bedeckte ihre Lippen mit heißen Küssen.

Seitdem war von alledem nicht weiter die Rede gewesen und das Leben seinen gewöhnlichen Weg gegangen. Margarethe erschien wieder heiterer, die Großmutter daher auch zufriedener

als in der letzten Zeit, und da um die Mitte des October Diana endlich eintraf, schien das Leben auf Königshofen wirklich wieder ein regeres und bewegteres werden zu wollen; andere Besuche standen in Aussicht und plötzlich stellte sich auch Hugo ein, der dem Wunsche seines Vaters gemäß nach einer an Königshofen grenzenden Besitzung gegangen war, um sich zum erstenmal in einer selbständigen Verwaltung zu versuchen. Doch wie es zuweilen geht — auch diese Hoffnung auf eine erfreuliche Veränderung schien wieder fehl zu schlagen. Die Besuche blieben aus, das Wetter ward, wie in dieser Jahreszeit gewöhnlich, regnerisch und veränderlich, die wenigen Hausgenossen fanden sich auf die Zimmer beschränkt. Die Mädchen hatten, wie üblich, viel allein mit einander zu verkehren und sich nach der anderthalbjährigen Trennung aus- und einzusprechen; die Gesellschafterin der alten Dame, eine zweite, welche seit dem Frühling bei Margarethen eine ähnliche Stellung einnahm, machten den Kreis zwar größer, aber nicht belebter, und Gerhard, der einzige Hausgenosse, welcher seiner Bildung nach zeitweise dem Damenkreis sich hätte anschließen können, war in Geschäften abwesend.

Daher hatte Gräfin Charlotte, als sie dem Neffen zufällig am Walde begegnete, ihn mit aller Dringlichkeit und Herzlichkeit zu einem Besuche aufgefordert, ohne dabei an Margarethens Pläne zu denken, und ihn mit wahrhafter Freude empfangen, da er Abends wirklich erschien. Und eben daher war ihr auch Gerhards Rückkehr willkommener gewesen als jemals zu einer andern Zeit. Denn sie wußte ihn gern um sich, da sie nicht nur mit seinem Wesen und Schaffen zufrieden war, sondern ihn wahrhaft achtete und liebte, wie es der treue wackere Mann verdiente. Es gab dergleichen „bürgerliche Züge," wie Diana es nannte, bei der alten Dame noch mehr als einen. Sie war vorurtheilsfrei wie wenige ihrer Alters- und Standesgenossen,

und von dem sogenannten Adelsstolz wußte sie gar nichts. Dazu war ihre Familie zu alt, ihr Rang zu hoch, ihr Charakter zu kraftvoll und selbstbewußt. „Bildung und Charakter bestimmen den Umgang,“ pflegte sie zu sagen. „Damit hat der Stand nichts zu thun. Wir können nicht alle Fürsten und Grafen sein.“

Da saßen sie denn nun zusammen die jungen Leute, und Hugo machte der Erwartung, welche man von ihm hegte, und zugleich auch seinen eigenen Verheißungen alle Ehre. Es gab mehr Lust und auch Ausgelassenheit in Königshofen als seit mancher Zeit; durch Park und See, durch Feld und Wald streifte der fröhliche Zug bald zu Fuß oder Pferd, bald im leichten Boot oder Jagdwagen umher; bald nur zum Vergnügen, bald um einen Besuch zu machen und andere Genossen herbeizuziehn, die Hugo nah und fern aufzufinden wußte. Daheim hallten die hohen Zimmer und Säle, die weiten Corridore und Treppen wieder von Musik und Gesang, von neckischen Scherzen und fröhlichem Gelächter, von Tanz und Spiel. Und wenn sich einmal ein einsamer Tag fand, wo auch die Witterung keinen Ausflug gestattete, so hatte man so viel zu plaudern und fand im engen Kreise so viel Unterhaltung, daß die Zeit rasch verging und niemand sich nach Zerstreuung sehnte. Auch dann wußte der junge Graf Herzen und Köpfe in Bewegung zu erhalten, und Gerhard half ihm dabei, soweit ihm seine Geschäfte und seine Bescheidenheit eine Einmischung erlaubten, gar getreulich.

„Woher nehmt ihr nur all die Wildheit?“ fragte die alte Erlaucht zuweilen gut gelaunt. — Und Hugo versetzte lachend: „ich hab's Ihnen ja vorhergesagt, Großtantchen, Sie sollten mich nicht beschwören! Nun geht es unaufhaltsam fort! ‚Ich bin der Wassermann und will — Verlocken des Dorfes Schönen!‘ Was ließt ihr mich nicht in meinem Reich?“

Es war ein grauer Tag voll dichten, feuchten Nebels, der

erst nach und nach vor dem schärfer werdenden Winde wich und in kalten Regen überging; aber in den Gebüschpartieen und Baumgruppen, welche man jenseits des Rasenparterres vom Frühstückssaal aus erblickte, hing er noch in schweren trüben Massen und vermehrte den melancholischen Eindruck, den der ganze Park in seinem Hinsterben machte. Das Feuer im Kamin flackerte und glühte, aber es erwärmte das große Gemach nicht, und die Gesellschaft war fröstelnd und schweigend um den Frühstückstisch versammelt. Man war einmal wieder unter sich; die letzten Gäste hatten vor einer Stunde das Schloß verlassen und für die nächsten Tage stand kein Besuch in Aussicht. Die alte Erlaucht hatte sich heut Morgen noch nicht gezeigt; die jungen Leute saßen allein, und als nun auch Margarethens Gesellschafterin zu ihrer täglichen Musikstunde aufbrach, sagte Diana, sich fest in ihre Mantille hüllend, zu Hugo: „heut möchte man wünschen, daß Sie einmal statt aus dem Wasser, aus Feuer geboren wären, um uns zu erwärmen."

Er lachte. „Ich sage Ihnen ja, rufen Sie meine Kräfte nicht auf!" versetzte er. „Ich möchte Sie beim Wort nehmen." — „Und ich Sie auch," entgegnete Diana lustig. — „Ei, an mir soll's nicht fehlen. Ich wüßte schon, was uns warm machen könnte." — „Und das wäre?" — „Das wäre eine Besichtigung des Schlosses, aber auch von den Kellern bis unter die Dächer. Darnach bin ich schon lange lüstern gewesen, denn es gibt hier Stellen, wo, glaub' ich, nie ein Mensch hinkommt, und die ich eben so wenig kenne, wie ein Anderer. Und dazu wäre heut der Tag," fuhr er fort. „Wenn es draußen hell und sonnig, und die Sonne in alle Ecken leuchtet — das ist nichts, oder nur für die Prunkzimmer. Aber zu den andern Räumen paßt ein graues Licht, wie das heutige. Damit wächst das rieselnde Grausen, das ahnungsvolle Beben in uns selbst,

das gespenstige, dämmernde Leben und Weben in den alten Räumen."

„Topp!" sagte Diana nach einer Pause. „Ich bin dabei, schon um den Genuß Ihrer poetischen Erklärungen und Illustrationen zu haben. Nur für die Keller danke ich. Es ist hier droben schon dunkel genug." — „Auch ich komme mit," bemerkte Margarethe. „Ich kenne noch manchen Raum gar nicht, obschon ich hier geboren und erzogen bin." — „Wohlan!" rief Hugo lustig. „Die Keller schenke ich Ihnen, sonst geht's jedoch bis in die letzte Kammer! Aber eins mache ich zur Bedingung — wir bleiben unter uns mit Gerhard — denn der muß dabei sein als zweiter Ritter! — und dem Kastellan, der allein alle die Schlösser und Schlüssel kennt. Dein Fräulein, Gretchen," setzte er lachend hinzu, „ist mir allzu zart und furchtsam. Und die Erlaucht hat zu thun." Die Damen stimmten fröhlich zu, und die Drei eilten auseinander, um Hut und Shawl zu holen, Gerhard herbeizurufen und den alten Kastellan zu suchen. Nach einer Viertelstunde fanden sie sich in der großen Halle des Eberhards-Baus zusammen und begannen ihre Wanderung.

Das Schloß war in langen Jahren aus dem ältesten, burgartig mit Thürmen flankirten Gebäude nach zwei Seiten hin zu einer imposanten Masse herausgewachsen. Jeder der alten Reichsgrafen hatte entweder neue Anlagen gemacht oder die vom Vorgänger begonnenen fortgesetzt und ausgebaut, und die Hirschegg-Königshofen waren bei diesem Werk und in dieser Leidenschaft nicht hinter den andern hohen Familien zurückgeblieben, welche im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert wetteiferten, sich und noch ihre Nachkommen durch solche Prachtbauten zu Grunde zu richten. Königshofen verschlang unermeßliche Summen, und zwar noch bis auf den heutigen Tag, da selbst die Instandhaltung der Gebäude

mehr Kosten verursachte, als das große Vermögen zu diesem Zweck eigentlich gewähren konnte.

Das Ganze zerfiel in drei Theile. Der älteste war die sogenannte ‚Burg‘, im Viereck um den Lehnhof erbaut und an seinen Ecken, wie bemerkt, von ungeheuern Thürmen flankirt, von denen der eine die Schloßkapelle enthielt. Aeußerlich stammte die Burg aus dem vierzehnten Jahrhundert, war jedoch im Innern vielfach verändert worden und enthielt noch jetzt die Privat- und Wohngemächer der Familie, wie im untern Geschoß die Wohnungen der Beamten, und außerdem Bureauzimmer, Gerichtssaal, Archiv und Bibliothek. — Daran schloß sich, gegen Westen und in den Park hinaus der ‚Josefsbau‘, im siebzehnten Jahrhundert vom Reichsgrafen Wolf Josef II. erbaut und ursprünglich für Gäste und zu Festen bestimmt. Seine auf der Front und an der Rückseite vorspringenden Flügel umfaßten dort und hier ein paar kleine Höfe, von denen die inneren Räume Licht und Luft erhielten. Jetzt enthielt das große Gebäude mancherlei Wirthschaftsräume, Gastzimmer und in dem Hauptheil, der im Park lag, eine prächtige und geräumige Wohnung für den gegenwärtig regierenden Grafen Leo, wenn er einmal in Königshofen verweilte. — Von der Burg nördlich endlich erstreckte sich ein ungeheurer Bau, welcher nach seinem Erbauer, dem Grafen Wolf Eberhard, benannt und im achtzehnten Jahrhundert entstanden, aber niemals dem eigentlichen Plane gemäß vollendet war. Hier waren jetzt die Speisezimmer, die Räume für besonders vornehme Gäste und Saal an Saal für große Feste. Vom Corps de Logis aus erstreckte sich der Hauptflügel ebensoweit in den Park hinein, wie links der Josefsbau, und von der prachtvollen steinernen Terrasse, die an der ganzen Rückseite dieses Palastes entlang lief, hatte man eine wundervolle Aussicht auf die Rasenplätze, welche den Raum zwischen dem Josefsbau und dem Festflü-

gel ausfüllten, und auf den weiter hinten sich erhebenden Park.

Hier begannen die jungen Leute ihren Weg, und nachdem sie all die Räume in ihrer jetzt so öden Pracht durchwandert, den Jagdsaal mit seinen riesigen Hirschgeweihen bewundert, die Gallerie mit den Ahnenbildern durchmessen und über die prächtig frisirten steifen Herren und Damen gelacht hatten, besahen sie in den Spielzimmern die Tische von wundervoll schöner ausgelegter Arbeit, und machten zum Entsetzen des alten Kastellans im ungeheuern Ballsaal, der den ganzen Festflügel ausfüllte, einige lustige Schwenkungen und Ronden. Dann kamen andere Gemächer an die Reihe, das Zimmer, in dem die jugendliche Marie Antoinette auf ihrer Reise nach Frankreich ein paar Stunden geruht hatte, und das unverändert geblieben war, wie es die Fürstin damals verlassen; ein anderes, das Kaiser Josef II. auf seiner Krönungsreise bewohnt; ein Schlafzimmer mit daranstoßendem Saal, in denen Napoleon einen Tag und eine Nacht lang rastete und seine Befehle für die bald darauf folgende Schlacht dictirte.

So waren schon ein paar Stunden vergangen, bis sie diesen Theil verließen und durch die Bibliothek, welche die Verbindung bildete, in die Burg und den nur selten noch benützten Kapellenthurm hinüberzogen. Von dort ging es dann durch die Räume, welche den Lehnhof begrenzten, an den Gemächern der alten Erlaucht vorüber nach dem Waffenthurm, wo sich alte Waffen, Rüstungen und zerrissene Banner zeigten, und dann folgten sie dem Corridor, der gewölbt und dunkel bis zu dem Vorzimmer des Lindenthurms führte, durch welchen sie in den interessantesten Theil des Gebäudes, den Josefsbau, hinübergehn wollten. Denn dort fanden sich alle die Spielereien vereinigt, welche die Neckerei und Frivolität des siebzehnten Jahrhunderts erfand — Zimmer, deren Fußboden und Scheidewand auf Drehscheiben

ruhte, im Täfelwerk verborgene Thüren und geheime Treppen, Versenkungen, Wände, aus denen bei einem zufälligen Druck auf einen Knopf dem Unvorsichtigen ein Strahl Wasser ins Gesicht sprang, und was dergleichen mehr war.

Als sie in das Vorzimmer des Lindenthurms hineingehn wollten, fühlte Hugo, der sich, während der Alte aufschloß, an die Wand gelehnt hatte, plötzlich hinter sich, wo der Corridor endete, eine Thür, die bei dem Dunkel des Ganges von dem Mauerwerk kaum zu unterscheiden war. „Halloh!" rief er lustig und klopfte mit der Faust daran, daß es dumpf durch den Gang schallte, „wußte ich doch, daß wir noch allerlei Geheimnisse finden würden! Die Thür da hab' ich noch nie gesehn! Wohin führt denn die?" — Der Kastellan hatte die Pforte des Zimmers geöffnet, so daß das Tageslicht in den Corridor und grade auf die Thür fiel, welche, wie es schien, von massivem Eisen war. „Die führt in den Lindenhof, gräfliche Gnaden," versetzte ehrerbietig der alte Mann. — „Was! In den Lindenhof?" rief Hugo verwundert. „Ist das nicht der Raum zwischen der Burg und dem Josefsbau, zu dem der enge Weg neben dem Kapellenthurm hineinführt, der aber stets verschlossen ist? Ich bin ein einzigmal als kleiner Junge dort gewesen und wurde gleich wieder hinausgejagt." — „Auch ich habe die Hofpforte nur einmal offen gesehn und bin nie hineingekommen. Von dieser Thüre weiß ich auch nichts," sagte Margarethe. „Wir kommen hieher nur selten, Diana. Der eigentliche Weg geht durch das Erdgeschoß in den Josefsbau hinüber."

„Der ‚Lindenhof' heißt nicht nur der wirkliche Hof zwischen den beiden Gebäuden," erklärte Gerhard, „sondern auch die ihn umgebenden Gemächer sowohl hier in der Burg wie drüben. Früher hat, glaube ich, zeitweise Ihr Herr Großvater dort gewohnt, Comteß Margot. Ueberdies sind auch noch alte

Registraturen und unwichtige Partieen des Archivs darin; weiter nichts. Ich bin übrigens gleichfalls seit manchen Jahren nicht dort gewesen; in den Zimmern noch nie," setzte er hinzu. „Sie werden nicht geöffnet."

„Um so besser!" meinte Hugo lachend. „Wir haben einmal geschworen, alles zu sehen, und sind alle neugierig. Schließ auf, Alter!" — Der Kastellan trat einen Schritt zurück. „Halten zu Gnaden, Herr Graf," sprach er, „das darf ich nicht." — „Das darfst du nicht? Unsinn!" rief der junge Mann ungestüm. „Wer hat das verboten?" — Und der Alte versetzte, indem er die kleine Sammtkappe von seinem schneeweißen Haar nahm, ehrfurchtsvoll, aber fest: „das hat Ihro Erlaucht, Gräfin Charlotte, höchst selbst so befohlen."

Die jungen Leute sahen bald den Alten, bald einander, halb verwundert, halb enttäuscht an. „Was ist da zu thun?" bemerkte Hugo mit komischem Verdruß. „Ich glaube, ich riskir's und gehe zur Großtante hinüber, daß sie selbst uns hilft. Denn —

Da sprach der Herr von Anderwerth,
Stand kühn zu ihrer Seit':
„Laßt ab, laßt ab, Frau Königin,
Heut ist nicht Tanzenszeit!

„Es liegen zwei vor Eurem Schloß,
Die sind zu Tode wund;
Die hat verlockt Euer blaues Aug',
Betrogen Euer rother Mund."

Die Andern brachen bei diesen pathetisch vorgetragenen Versen in ein helles Gelächter aus; Diana fragte: „was meinst du, Margaritta, sind wir beide die armen Verlockten?" — Und Margarethe erwiderte ebenso: „ja, die Großmutter wird sich auch bei dir für die tanzlustige Königin bedanken, Hugo!" — Der

Kastellan stand noch immer mit unbedecktem Haupte, und in dem tiefen Ernst seines Gesichts allein zeigte sich keine Spur von Heiterkeit.

Nach einer Pause sagte Gerhard endlich: „Sie haben unrecht, Graf Hugo, hier zu spotten; da drinnen ist der Herr Reichsgraf, Wolf Christoph, Ihr Großonkel, vor langen Jahren eines plötzlichen Todes verblichen, und seitdem ist der Raum abgesperrt. Ich denke es aber vertreten zu können," fuhr er fort, „wenn die Thür für die hier Anwesenden geöffnet wird. Es ist ja dein zukünftiger Gebieter, Dominik," setzte er gegen den Alten gewendet hinzu, und deutete auf Hugo. „Ueber kurz oder lang geht er hier doch aus und ein, wie er will, und wir alle sind ja ernste, theilnehmende Menschen, Angehörige und Freunde des Hauses. Also in Gottesnamen, Dominik, schließ auf!"

Der Alte schüttelte düster das Haupt, suchte jedoch einen lange nicht gebrauchten Schlüssel aus dem Bunde hervor und steckte ihn in das Schloß. „Und heut grade!" murmelte er dabei. — „Was heut? Was ist heut passirt?" forschte Diana aufgeregt. — „Es ist heut, glaub' ich, der fünfte November, gnädige Dame," entgegnete der Kastellan kopfschüttelnd, „und an dem Tage, anno 1806, als die Franzosen gegen Preußen marschirten, fand man drinnen Seine Erlaucht todt." Dann zündete er seine Laterne an und drehte den Schlüssel um; die Thür sprang auf.

Ein enger Vorplatz, der gradeaus und rechts in schmale Corridore auslief und nur aus einer kleinen Seitenöffnung ein sehr gedämpftes Licht erhielt, nahm die Gesellschaft auf. Bei dem Schein der Laterne sahen sie, daß der Fußboden mit einer ebenen Decke dichten Staubes bedeckt war, und in den Winkeln der Wände sich große Spinngewebe ausdehnten, die theilweise aber auch schon verwittert und zerfetzt herabhingen, denn ihre

Bewohner mochten hier längst Hungers gestorben sein. Nach einigen Schritten in dem Corridor, der sich gradehinaus zog, zeigte sich rechts in der glatten Wand wieder eine Thür, und nachdem der Kastellan hier einen Schlüssel eingesteckt, blies er das Licht der Laterne aus und sagte: „dort hinter den Herrschaften, in der Ecke, war vordem die Kanzleitreppe, welche Ihro Erlaucht nachdem hat abbrechen und vermauern lassen. Daher ist es anjetzt hier auch so dunkel. Hier," setzte er die Thüre öffnend hinzu, „war das Vorzimmer, und hier nebenan," fuhr er fort, indem er durch das kleine Eckzimmer schritt und eine andere Thür aufstieß, „hier ist der Registratur- und Archivsaal." Sie waren ihm gefolgt und traten ein.

Es war ein großer, hoher, gewölbter Saal, der durch die beiden breiten Fenster in tiefen Nischen ein sehr gedämpftes, nur in ihrer Nähe ein wenig helleres Licht empfing. Die Rückwand wurde ganz durch enorme, verschlossene Archivschränke eingenommen, während an der Seitenwand und zwischen den Fenstern sich andere, thürlose Kästen mit Fächern zeigten, wie man sie in Registraturen zu haben pflegt. Vor den Fenstern, so daß sie das beste Licht empfingen und nur einen schmalen Durchweg in die Nischen offen ließen, standen zwei lange Bureautische, daneben auch ein paar mit Leder überzogene Sessel. Weiter war in dem ganzen Raum nichts. Durch die tief hinabgehenden Fenster sahen sie in einen ziemlich großen, grasbewachsenen und mit dürrem Laube bestreuten Hof; links war die starre Wand des Lindenthurms, gegenüber zeigten sich erblindete, zum Josefsbau gehörende Fensterreihen; rings um den Hof lief eine Reihe hoher alter Linden, und in der Mitte ragte ein Stamm empor, wie ihn noch niemand von den Anwesenden so stark und riesenhaft gesehn. Nur weil die Bäume jetzt fast ganz entlaubt waren und nur noch wenige vergelbte nasse Blätter an ihren Zweigen hatten, konnte

man das alles einigermaßen erkennen. Wenn sie im vollen Laube standen, mußte jede Aussicht abgeschnitten und der Saal fast dunkel sein.

Das alles war nun todtenstill, denn in den abgeschlossenen Hof kam selbst der Wind nicht hinein, und die Linden standen regungslos mit ihren kahlen schwarzen Zweigen, wie rings das alte Gemäuer, und die Blätter bewegten sich an ihren halbgelösten Stielen nur unter dem rieselnden Regen. Und wie die jungen Leute nun dort standen in dem weiten, öden, dunklen Raum, mit seinen tiefen Winkeln und Nischen, wo der Staub so grau und still lag und unter den Stühlen und an den Schränken entlang hie und da ein kleines Häufchen des gelblichen Wurmmehls; als ihnen jeder Blick umher nur die Oede zeigte, wie lange hier kein Mensch mehr gewandelt, wie lange keine Hand mehr geschafft und geordnet — wie lange hier kein Hauch eines lebenden Wesens mehr geweht; als sie dann in den schweigenden Hofraum schauten, auf die starren, blinden Mauern und Fenster, die stummen Bäume; und als sie das alles zusammenfaßten und daran dachten, daß der Letzte, der hier gewohnt, todt sei wie der Raum, — lange, lange todt, und seit man ihn hinausgetragen, war kein Leben mehr zurückgekehrt — da überkam es auch die fröhlichen Herzen mit der grenzenlosen Melancholie, mit der tiefen Trauer, die alles umher erfüllte, die beiden Männer standen tiefbewegt, Margarethens Augen waren voll großer Thränen, und Diana sagte leise, während ihren ganzen Körper ein nervöses Zittern durchflog: „ich weiß nicht — ich weiß nicht! — Aber mir ist, als sei dies einmal der Ort eines Schreckens gewesen, wie ihn der Tod allein nicht mit sich bringt. Wüßte ich, daß und wo im Hause ein Mord geschehen sein könnte — hier glaubt' ich's.“ Wie leise sie gesprochen waren, die Worte klangen schreckhaft deutlich.

Im nächsten Augenblick fuhren alle erschrocken zusammen, und die beiden Mädchen schrieen hell auf, denn hinter ihnen ward das Rauschen eines Gewandes hörbar, und als sie sich umwandten, sahen sie den Kastellan tief gebückt und das Käppchen in der Hand an der Thür des Vorzimmers stehn, und mitten im Saale, dicht neben ihnen stand hoch aufgerichtet im schwarzen Kleide und langen Schleier die alte Erlaucht. Sie sah bleich und angegriffen aus, und ihre sonst so muntern Augen lagen tief in ihren Höhlen.

„Mein Fräulein von Kaufberg," sprach sie mit gedämpfter Stimme, aber man konnte es wieder deutlich im ganzen Raum vernehmen, „Sie haben nur zu recht mit Ihren Worten. Ja, dies ist ein verfluchter Ort! Denn dort hinter der kleinen Thür in der Ecke fand heut vor vierunddreißig Jahren der Leibjäger Hubert seinen Herrn und meinen Gemahl hinterlistig und elend ermordet."

Es war wieder todtenstill umher; nur athmete dieser oder der tief auf, als wehre er sich gegen eine schwere, drückende Last, und sie sahen die alte Frau an mit starren, angstvollen Blicken, ob sie denn ihre Worte nicht zurücknähme, ob sie einen Scherz gemacht mit so furchtbarem Ernst. Denn es wußte niemand von diesem Ereigniß, und sie waren doch daheim im Schloß seit ihrer Jugend!

„Es ist nicht recht von euch, daß ihr euch hier eingedrängt und meinen alten Dominik verführt habt, gegen meinen Befehl zu handeln," begann Gräfin Charlotte mit derselben Stimme und in der gleichen starren Haltung von neuem, „allein es sollte nun einmal so sein und — es mußte auch einmal so sein. Dir, Hugo, konnte die That doch nicht lange mehr verborgen bleiben, auch du, Gretchen, mußt doch wissen, was deine Großeltern betroffen, und dich, Gerhard, mein Kind, geht es mehr an

als alle diese. — Es ist auch gut, daß ihr davon erfahrt. — Es haben niemals viele darum gewußt — und jetzt, wenn unser himmlischer Vater dort den Dominik und Hubert abruft, die beide allgemach zu ihren Jahren kamen, und mich, die ich schon lange müde bin und sage: Herr, komme zu deiner Magd! — dann wüßte niemand mehr von der schlimmen That als dein Vater, Hugo, und meine edle, wackere Schwiegertochter, die erlauchte Frau und Gräfin Leopoldine."

Sie hatte das alles sehr langsam gesprochen und sehr deutlich, als ringe sie, sich auf solche Weise gewaltsam die Fassung wiederzugewinnen, die durch den Eintritt in diese Räume und Diana's Worte so heftig erschüttert worden war. Nun fuhr sie ruhiger fort. „Aber auch die sind alt," sagte sie mit trübem Kopfschütteln, „und es ist mir nicht genug, daß die Acten bei dem Hofgericht in B. liegen. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß die Sache einmal aufgeklärt wird, und ich hinterlasse sie daher meinen Nachkommen und Vettern als das theuerste Vermächtniß. Darum will ich es euch mittheilen, denn der Tag ist gekommen. Des Herrn Wege sind wunderbar! Führte er euch doch an dem Tage hier hinein, an dem die That voreinst geschehn, und erweckte er doch auch in mir den Gedanken, zum erstenmal seit dem Tode von Gretchens Mutter wieder hieher zu gehn. — Heut Abend will ich euch die Geschichte erzählen, kommt um sieben Uhr in mein Kabinet, alle, die ihr hier seid. — Aber alle, die ihr hier seid," sprach sie die Stimme erhebend weiter und erhob auch den Kopf und ließ das Auge mit einem ernsten, fast strengen Blick über die jungen Leute gleiten, — „ihr gebt mir alle euer Wort, eure Ehre und eure Hand, daß bis zur Entdeckung des Thäters nie ein Wort von dem laut wird, was ihr hören werdet, und auch dann kein Wort mehr

als nöthig ist. Denn das Geschick der Hirschegg-Königshofen soll nicht im Munde der Leute sein."

Sie streckte ihre Hand aus und nahm unbewegt den Handschlag von jedem der erschütterten Anwesenden entgegen. Dann zog sie einen Schlüssel aus dem Gürtel, reichte ihn Hugo und sagte: „jetzt schließt die Thür dort in der Ecke auf, tretet ein und seht alles genau an, damit ihr heut Abend Bescheid wißt. Es ist Wolfs Arbeitskabinet, wo der Mord geschah." Man that nach ihrem Willen.

Das Zimmer war klein und, da es nur ein Fenster hatte, nicht heller als der Saal. Neben dem Fenster, in der Mitte der Vorderwand und ins Zimmer hinein stand ein großer Schreibtisch von dunklem Holz mit vielen Schubladen und Fächern, davor ein seitwärts gerückter einfacher Lehnstuhl. An der Rückwand, hinter dem Schreibtisch, so daß dazwischen nur ein schmaler Weg zu einer weitern, eisenbeschlagenen Thür führte, war ein hohes, leeres Repositorium, und an der Seitenwand endlich ein niedriges Feldbett. Weiter zeigte sich in dem Gemache nichts von Möbeln, und auch kein anderer Ausweg als die eisenbeschlagene Thür, welche in ein jetzt ganz leeres kleines Kassenzimmer führte. Da dasselbe in einem Anbau gelegen war, so waren ringsum nur die massiven Wände. Aus dem Fenster sah man hier wie in den übrigen Räumen, beinah dreißig Fuß tief in den Hof hinab.

War einmal der Staub im Kabinet fortgewischt worden, oder hatte er sich dort überhaupt weniger angesammelt — er lag nur in dünner Decke, und auf der mit Leder bezogenen Platte des Schreibtisches und auf dem Fußboden vor demselben erkannte man deutlich ein paar große Blutflecke. — An der obern Gallerie des Schreibtisches endlich lehnte ein kleines, sehr gut gemaltes Oelbild in schmucklos schwarzem Rahmen, das sich

wunderbar frisch erhalten hatte. Es zeigte einen Mann in gewöhnlichem einfachem und dunklem Jagdanzuge mit Flinte und Jagdtasche; auf dem schlichten braunen Haar trug er eine Kappe von Pelzwerk. Das Gesicht war von dunkler Färbung, aber schön und bedeutend, und die Augen blickten selbst hier im Bilde so kraftvoll und kühn, wie der Mann im Leben gewesen sein mochte.

„Das ist dein Vater, Gerhard," sagte die alte Gräfin, die den Andern gefolgt war, mit ernster Stimme. „Er war der beste Freund meines seligen Herrn."

Drittes Kapitel.

Das letzte Blatt der Chronik.

„Es ist ein trübes und ernstes Kapitel unserer Hausgeschichte, das ich euch zu erzählen habe, meine Kinder,“ begann die Gräfin Charlotte am Abend vor dem versammelten, fast andächtig gestimmten Kreise der jungen Leute ihre Mittheilung. „Von dem Tage an, wo Graf Wolf Josef II., der Erbauer des nach ihm benannten Schloßtheils, durch persönliche Freundschaft mit dem Churfürsten Max Emanuel von Baiern sich verleiten ließ, im spanischen Erbfolgekriege die Partei des Churfürsten und des Reichsfeindes, der Franzosen, zu ergreifen, war es mit dem frühern Glück und der frühern Blüthe unseres alten Hauses zu Ende. In der Schlacht bei Höchstädt fielen drei seiner Söhne in den Reihen der Franzosen, und ein vierter starb an den Wunden, die er in einem Gefecht des Jahres 1705 davontrug, so daß von dem großen Familienkreise nur der älteste Sohn, Wolf Eberhard übrig blieb. Aber es war damit nicht genug. Im gerechten Zorn über solchen Verrath seines Vaterlandes, wandte sich der Bruder des Grafen Josef, Graf Augustin, ganz von ihm ab, heirathete gegen seine frühere Absicht, und stiftete mit seinem be-

deutenden, bisher von ihm dem Hauptstamm bestimmten Vermögen für seine Kinder eine neue Linie — die der Grafen von Hirschegg. Das ist dein Ahnherr, Hugo. Und dazu kam endlich, daß neben dem Verlust dieses Vermögens auch das eigene immer mehr belastet wurde. Bauten und Ausschweifungen hatten es verringert, der Krieg und bedeutende Contributionen, die den Besitzungen als Strafe für den Verrath des Herrn aufgelegt wurden, brachten es dem Ruin nahe. Ja, Graf Josef hatte es einzig der Verwandtschaft zu danken, in der er mütterlicherseits mit der Kaiserin Eleonore stand, daß er mit diesen Opfern davonkam.

„Von der Zeit an, könnte man sagen, krankte das alte Geschlecht. Das Vermögen wollte sich noch lange nicht wieder von diesen schweren Schlägen erholen, wozu freilich die unsinnige Baulust der beiden folgenden Grafen — Wolf Eberhard und Wolf Leo — sowie der unter dem letztern hereinbrechende siebenjährige Krieg ihr Theil beitrugen. Aber auch mit der Familie selbst sah es traurig aus. Der Besitz stand von Generation zu Generation entweder nur auf den zwei Augen des direkten Nachfolgers, oder wenn noch mehr Söhne da waren, litten sie an allerlei körperlichen oder geistigen Gebrechen.

„So war auch mein späterer Gemahl, Reichsgraf Wolf Christoph, der einzige Sohn seiner Eltern, und in seiner eigenen Ehe mit der Gräfin Leonore schien es nicht anders gehn zu sollen. Die Kinder, welche auf den ersten Sohn folgten, starben alle fast unmittelbar nach der Geburt; und als nach fünf oder sechs Jahren wieder ein Kind kam und am Leben blieb, war es eine Tochter, die Blanka genannt wurde. Dann starben wieder ein paar, und zum Schluß dieses reichen Segens ward im Jahre 1789 Leo geboren, mein unglücklicher Stiefsohn, der jetzt — regierende Graf. Es war ein kräftiges, gesundes Kind, und

die Freude der Eltern daher groß. Aber schon nach dem Verlauf des ersten Jahrs stellte sich eine leise Betrübniß ein und steigerte sich von da immer mehr, bis sie alle Freude verdrängte. Wie auch der Körper des Kindes gedieh — es wollte liegen und nur liegen. Mühsam lernte es erst im vierten oder fünften Jahr einige Schritte gehn — und was ja das Schlimmste war, sein Geist war und blieb schwach. Ihr mögt euch selbst denken, wie das alles den armen Eltern das Herz zerdrückte.

„Indessen war es für beide eine große Beruhigung, daß sie in dem ältesten Sohne Wolf einen so gesunden, kräftigen und vortrefflichen Jüngling heranblühen sahen, und als er sich in seinem einundzwanzigsten Jahre verlobte, schien ihnen ihr Stamm diesmal noch gerettet zu sein.

„Da kam ein großes Unglück über Königshofen. Um Weihnachten 1795 erkrankte und starb Gräfin Leonore in wenig Tagen, und als Graf Wolf Christoph etwa drei Wochen später mit seinem Sohne, der in den nächsten Tagen seine Hochzeit feiern sollte, und deinem Vater, Gerhard, der Zerstreuung wegen auf der Jagd war, ging beim Uebersteigen über einen Schlagbaum des jungen Grafen Gewehr los und der Schuß verwundete den unglücklichen Jüngling so schwer über der linken Hüfte, daß er nach qualvollen Leiden kaum achtundvierzig Stunden später starb. Der Vater brach schier zusammen in seinem Schmerz. Wochen und Monde verflossen, ohne daß er seine Zimmer verließ, und dann verging Jahr und Tag, bevor er wieder mit diesem oder jenem Bekannten verkehrte. Sein einziger Gesellschafter in dieser ganzen Zeit, und der einzige Mensch, dem er hin und wieder eine Tröstung, ein vernünftiges Zureden, ja sogar einen Tadel gestattete, wenn sich sein Gram und Schmerz zuweilen fast bis zu unsinniger Raserei und Lästerung steigerte, war wieder Rolof Wolthusen. Denn so hieß Gerhards Vater, von dem ich später

noch manches Weitere zu sagen haben werde. Neben ihm durfte lange Zeit nur noch der Leibjäger Hubert um seinen kranken Herrn sein. Der ist der Sohn des alten Leibjägers und im Schlosse geboren und erzogen.

„So verging, wie gesagt, Jahr und Tag, bis der Graf eigentlich wieder zum Leben erwachte und über die Zukunft seines Stammes und seiner Familie nachzudenken begann. Da mußte er denn freilich bald erkennen, daß es damit übel bestellt sei; daß seiner Tochter grade in dem Alter, wo sie's am meisten bedurfte, das Auge und Herz einer Mutter fehlen werde, — jetzt war sie im Kloster, und daß Leo, wenn er überhaupt zum männlichen Alter gelange, niemals im Stande sein würde, die Pflichten zu erfüllen, die ihm seine Stellung und sein Besitz auferlegten. Jedoch fing der Geist des Knaben grade damals an sich ein wenig mehr zu entwickeln, auch ward sein Körper zusehens kräftiger, und dies vermochte den Grafen einstweilen noch zum hartnäckigen Widerstand gegen die Anmuthung seiner Freunde, — daß er sich wieder verheirathen solle. Der Gedanke war ihm überaus peinlich und er konnte sich nicht an ihn gewöhnen; auch da noch nicht, als Leos Zustand sich wieder verschlimmerte und die Aussichten auf allmälige Besserung fast ganz schwanden. Und doch verlangte auch der Zustand der Grafschaft dringend eine kräftige, wenigstens eine helfende Hand. Denn trotz des großen Vermögens, welches Mutter und Großmutter des Grafen zugebracht, und trotz des schuldenfreien Besitzthums seiner verstorbenen Frau, welches nach den Ehepacten zur Grafschaft geschlagen wurde und nicht an die Tochter kam, — waren die Finanzen in unheilbarer Verwirrung; und wie der Graf selbst sparte und ordnete und neue Einnahmequellen zu eröffnen suchte, wollte es ihm doch nicht gelingen, sie nachhaltig zu verbessern. Die da-

mals wild einhertobenden Kriege mit der französischen Republik verwirrten das alles noch mehr.

„Im Jahre 1799 entschloß sich der Graf auf den Rath des Arztes, Leos wegen nach Pyrmont zu gehen. Ob es für den armen Knaben angemessen war, weiß ich nicht; es war damals eben ein Modebad, nicht nur für die Gäste, sondern auch für die Aerzte. Als er jenseits Königshofen in die Waldberge fuhr, begegnete ihm Rolof Wolthusen, um von dem Freunde Abschied zu nehmen, und sagte: „nun, Graf Christoph, bringt der Grafschaft einen gesunden Erbherrn und Euch selbst eine brave junge Frau mit. Glaubt mir, das Letztere muß doch einmal sein!" — „Wollen sehn, alter Schatz," versetzte der Graf lachend. „Du denkst wie du schießest — immer fix! — Doch Gott befohlen." Und damit schieden sie. Aber der Graf konnte des Freundes Wort: „das muß doch einmal sein!" nicht mehr aus dem Kopfe bringen.

„Um dieselbe Zeit war auch ich mit meinen Eltern nach Pyrmont gekommen, mein Vater litt an unheilbarer, gar sehr betrübender Schwäche. Ich muß wieder hinzusetzen: ob das Bad für ihn paßte, weiß ich nicht, ja möchte es fast bezweifeln. Wie dem aber auch sei — auf diese Weise trafen wir mit dem Grafen zusammen, der vordem meinen Vater gekannt hatte, uns alsbald aufsuchte und uns unser trauriges, angstvolles Leben so viel wie möglich zu erleichtern und erheitern suchte. Denn, meine Kinder," setzte die alte Dame mit leisem Kopfschütteln hinzu, „wir waren sehr arm; so arm, daß wir nur mit Noth und Mühe das Geld zur Badereise auftreiben und die Mitnahme eines Dieners nur dadurch möglich machen konnten, daß wir uns selbst die herbsten Entbehrungen auferlegten. Und dennoch bedurfte mein Vater männlicher Hülfe, zu der unser alter Ignaz wenig fähig war. Da half uns denn der Graf, der neben uns wohnte, mit seinem Hubert aus der Noth.

„Daß ich es kurz mache, meine Kinder — mein Vater starb; und an dem Tage, wo wir traurig in unsere alte Kutsche steigen und nach Berndingen zurückkehren wollten, warb der Graf mit offenen, herzlichen und ehrlichen Worten bei meiner Mutter um meine Hand. Er habe gesehn, sagte er zur Mutter, daß ich ein starkes und geduldiges Herz, einen treuen, theilnehmenden Sinn habe. Das brauche er, das brauche sein Kind. Er habe mich herzlich liebgewonnen, und wenn ich ja sage, könne er mir — nicht ein leichtes, aber ein ehrenvolles und gesichertes Leben und alle Liebe, Treue und Achtung verheißen, wie sie ein Mann in seinen Jahren nur zu bieten vermöge. — Die Mutter rief mich herein und theilte mir die Sache in seiner Gegenwart mit. Ich war wie vom Donner gerührt; ich rang in bitterer Angst; ich wollte nicht nein, ich konnte nicht ja sagen. Denn ich dummes Mädchen glaubte schon einen Andern im Herzen zu tragen, und sah doch nur zu wohl ein, daß diese Liebe nie zu einem guten Ende führen konnte; es war ein blutarmer Cavalier, ein Nachbarskind, aber ohne einen andern Besitz, ohne andere Aussichten als seinen Degen. Das wußte ich alles!

„Ich bat mir Bedenkzeit aus und wir reisten ab. Meine Mutter redete nicht zu, nicht ab; sie sprach kein Wort über die Sache, sie verrieth durch keine Miene, durch keine noch so leise Andeutung ihre Wünsche. Ich hatte allein mit meinem Herzen fertig zu werden, und ich ward's; das Wie braucht niemand zu wissen. Genug, am Tage unserer Ankunft in Berndingen schrieb ich dem Grafen das Jawort und —" die Gräfin machte eine Pause. Sie legte die Hand auf den Tisch und sah mit einem gedankenvollen Lächeln ins Licht der Lampe. Dann, nach einigen Sekunden, wandte sie die Augen mit vollem Aufschlag und einem freundlichen Blick zu den jungen Leuten zurück und sagte; „und ich habe es nie zu bereuen gehabt. Graf Christoph ward mir ein

Gemahl, wie ich ihn nicht treuer, ehrenfester und liebevoller hätte wünschen können, und ich danke ihm noch heut für jeden Tag, den er mich an seiner Seite durchleben ließ. —

„Unsere Vermählung fand nach wenigen Wochen statt, und am 2. October des Jahres 1799 betrat mein Fuß zum erstenmal diese Räume, wo ich seitdem in viel Leid und Freud gelebt und meine rechte, liebe Heimat gefunden habe.

„Am zweiten Tage nach unserm Einzuge sagte mir der Graf morgens vor dem Frühstück lächelnd: „erschrick nicht, Charlott' — er sprach meinen Namen stets mit dieser Betonung aus — über die Bekanntschaft, die dir bevorsteht. Wenn du mich lieb hast, nimmst du den Mann auch jetzt schon, bevor du ihn recht kennst, freundlich auf. Später wird's damit keine Noth haben, denn es ist das treuste und bravste Herz im Lande, und wer weiß, ob du ohne ihn meine Frau geworden." — Und allerdings, als wir dann in das Frühstückszimmer traten, erschrack ich doch ein wenig. Denn der Mann, der dort stand und sich mit uns nachher zu Tisch setzte, war in rauher, gar schmuckloser Jägertracht, die dunklen Haare umgaben nichts weniger als zierlich sein Haupt, sein Gesicht hatte eine tiefgebräunte Farbe, und sein Blick kam aus den braunen Augen so adlerartig, kühn und scharf hervor, daß es mich leise überrieselte. Seine Mütze und Tasche hingen an einer Stuhllehne und die Flinte stand daneben.

„Mein Gemahl reichte ihm die Hand zum festen Druck. „Grüß dich Gott, Rolof," sprach er herzlich; „nun, du wilder Gesell, da ist denn meine Frau, die ich mir nach deinem Befehl erwählt." — Und der Mann streckte auch mir die Hand entgegen, die so braun und hart aussah, daß ich ganz zaghaft ward, aber doch tapfer die meine hineinlegte, und dann sagte er offen und ungenirt: „grüß Gott, Erlaucht, und willkommen

in Königshofen! Ihr bekommt einen braven Mann; es läßt sich gut mit ihm leben." Ich kann nicht grade sagen, daß mich diese Worte übermäßig erbauten; allein was half's? Sie waren nun einmal geredet und ganz so, wie der Mann selbst. Und es währte auch gar nicht lange, da hatte ich mich an ihn und seine Weise gewöhnt. Ich war von Natur eigentlich niemals recht schreckhaft oder empfindsam, und habe mir aus zarten Redensarten mein Lebenlang nichts gemacht.

„Aber ich muß euch nun wohl ein Wort über den Rolof Wolthusen sagen, so viel wie für meinen Bericht nöthig ist und ich selbst von ihm weiß. Woher er eigentlich gekommen und weßhalb er sich hier niedergelassen, habe ich nicht erfahren. Er schien jedoch ein Norddeutscher, an der See zu Hause und mochte etwa von der preußischen Armee, die 1787 gegen die holländischen Patrioten zog, desertirt oder entlassen, vielleicht auch aus dem nordamerikanischen Freiheitskriege zurückgekehrt sein. Genug, um jene Zeit war er drunten in Königshofen erschienen, hatte das Bürgerrecht erworben und ein kleines Haus in Miethe genommen. Beides war nicht schwierig. Der Ort hatte für eine bedeutende Summe, die er dem damals grade sehr bedrängten Grafen Josef bezahlte, sich von unserer Herrschaft eigentlich fast ganz frei gekauft, war dann aber im siebenjährigen Kriege entvölkert und verarmt und gewährte jedermann, der bezahlen konnte, bereitwillig Aufnahme und Wohnung; denn es standen Häuser genug leer.

„Um die Zeit, zu der Rolof in der Gegend erschien, nahmen die Wildfrevel in den gräflichen Forsten in einer Weise überhand, wie man es nie früher gekannt. Es war an und für sich kein Unglück, denn der Wildstand überschritt grade damals alles Maß, aber es war einmal ein Frevel, der nicht ungeahndet bleiben konnte, und daher waren alle Forstbeamte aufs eifrigste be-

müht, den Thätern auf die Spur zu kommen. Indessen blieb alle Mühe umsonst, niemand traf die oder den Schützen, wie oft man auch an einen Ort kam, den er augenscheinlich erst vor wenig Minuten verlassen. Und wenn sich auch die meisten Stimmen für einen Schützen entschieden — gesehen hatte ihn kein Mensch; und als sich ein unbestimmtes Gerücht verbreitete, daß Rolof der Mann sei, so führte das gleichfalls zu nichts, da man ihm nichts zu beweisen vermochte, und der eifersüchtige Vorstand des Oertchens grundsätzlich und überall seinen alten Grafen entgegentrat, wo er auch nur im entferntesten fürchten konnte, daß sie auf ihre frühern Rechte zurückkommen und in die Angelegenheiten der Stadt und Bürger eingreifen möchten. Auch jetzt ward jede Untersuchung gegen den neuen Mitbürger beharrlich abgelehnt, die Sache blieb unaufgeklärt, und es konnte daher nicht ausbleiben, daß der Wildschütz im Aberglauben der Förster und Jäger, der Dienerschaft und des Landvolks zu einem spukhaften Popanz wurde, von dem man sich Abends am Herde schreckliche Geschichten erzählte, und den man fürchtete wie das höllische Feuer, obgleich er noch keinem Menschen etwas zu Leide gethan.

„Da war eines Tages der Graf selbst drüben in den Forsten an der Tannenburg, hatte sich, ich weiß nicht wobei, verspätet und wollte, da es bereits dämmerte, auf dem kürzesten Wege zurückkehren, als er einen Schuß fallen hörte und demselben halb ärgerlich, halb neugierig nachging. So gelangte er zum Königsring, und unter der Königseiche fand er den Rolof bei dem eben erlegten Hirsch. Was dort zwischen den Männern vorgefallen, weiß ich nicht. „Da hab' ich ihn gewonnen," pflegte mein Gemahl wohl zu sagen, wenn er einmal auf diese Begegnung zu sprechen kam. Und als ich später einmal Rolof selbst darnach fragte, da schüttelte er lachend den Kopf und meinte: „je nun, Erlaucht, da

hat mich der Graf gebändigt; weiter läßt sich nichts davon sagen.“

„Genug, von dem Augenblick an wurden sie gute Freunde, Rolof schoß, wenn er mochte, offen und unbelästigt ein Stück Wild in den Forsten, begleitete den Grafen auf seinen Jagden, besuchte ihn auch zuweilen im Schloß auf seinem Zimmer, würdigte aber, mit Ausnahme von Hubert, keinen Menschen weiter eines Blicks oder Worts. Wie treu er dann im Unglück bei dem Grafen aushielt, habe ich euch schon erzählt. Ihr Verhältniß ward dadurch immer vertrauter und freundschaftlicher, und bald nachher vermochte endlich der Graf den nun schon vieljährigen Genossen die Stadt zu verlassen und das ‚Heidehaus‘ zu beziehen, wo der Waldwärter grade gestorben war. Das heißt, meine Kinder, Rolof bezog die Wohnung, nahm aber keinen Gehalt, wie er denn auch nicht anders als von freien Stücken irgend einen Dienst leistete, und machte es zur ausdrücklichen, schriftlich aufgesetzten Bedingung, daß er Herr seines Willens bleibe und thun und lassen, gehn oder bleiben könne, was und wie er's wolle. Von da an verkehrten sie mehr als je mit einander.

„So standen die Sachen, als ich ihn kennen und bald auch schätzen lernte. Dein Vater, Gerhard, war ein seltsamer, rauher und oft wilder Gesell, aber ein Herz so treu, so fest wie Stahl, unverzagt in aller Noth, offen und unverstellt in Freundschaft und Feindschaft. Und als ich mich an die herbe Außenseite gewöhnt hatte, fand ich mich leicht in den ganzen Menschen und seinen Verkehr hinein. Denn von jenem ersten Tage an kam er hin und wider einmal ins Schloß, wenn er wußte, daß wir allein waren, und verweilte ein paar Stunden; und als mir unser Herrgott nach einem Jahr meinen Knaben, und nach einem zweiten meine Lucie schenkte, kam er noch häufiger,

spielte und lachte mit den Kleinen und hütete sie mit einer Zärtlichkeit, die ich bei dem rauhen Mann nie für möglich gehalten. Meine Stieftochter Blanka dagegen konnte er nicht leiden und ging ihr finster oder kalt aus dem Weg, wie er grade gelaunt war.

„Diese Abneigung, die beiläufig gesagt, gegenseitig war, kann ich ihm indessen kaum verdenken, denn meine Stieftochter war kein Wesen, welches das Vertrauen, geschweige denn die Zuneigung eines solchen Menschen sich erwerben konnte. Sie vermochte das nicht einmal bei uns, ihrem Vater und Bruder und mir, die wir ihr doch so nahe standen, und machte diesen — ich muß sagen: abwehrenden Eindruck auf jedermann, der sich ihr näherte. Du kannst einmal deinen Vater darum befragen, Hugo," setzte die Erzählerin zu dem jungen Manne gewendet hinzu. „Er kam damals mit seinem Bruder Eugen, meinem spätern Schwiegersohn, viel in unser Haus.

„Ich will es kurz machen, meine Kinder. Blanka hatte von jeher einen Zug gehabt, der dem Vater stets mißfiel — sie war hochmüthig, und als sie bald nach der Geburt meines ersten Kindes aus dem Kloster zurückkam, war sie's in noch erhöhtem Maße, und dazu so kalt und so unnahbar, daß sie von vornherein jedermann zurückstieß. Ich selbst bin ihr nach den ersten paar Begegnungen nie mehr nahe gekommen; die Idee für eine Stiefmutter zu gelten oder gar es zu werden, war mir zu widerwärtig. Und da wir auch unserm Alter nach für ein solches Verhältniß ziemlich wunderlich zu einander standen — ich war kaum fünf Jahre älter — so meinte ich, das Wunderliche sei hier das Natürliche, bat meinen Gemahl, Blanka so selbständig und unabhängig wie möglich zu stellen, lehnte ein für allemal eine Einmischung in ihre Angelegenheiten von mir ab und sagte selber zu ihr: „mein liebes Kind, daß wir nicht für einander passen, sehn wir beide, daher bleiben wir am besten

für uns und gehn jede den eigenen Weg. Indessen können Sie darauf rechnen, daß Sie stets, wo Sie mit mir zu reden, zu verhandeln haben, an mir die redlichste Freundin finden werden." Dabei standen wir uns beide denn auch ganz gut, und ich glaube, daß sie zu mir so viel Zuneigung fühlte, wie ihr kaltes Herz derselben überhaupt fähig war.

„Uebrigens blieb sie nicht lange bei uns. Ein Emigré, Marquis de Montarliers, kam zuweilen von B. herüber hieher zum Besuch, ein schöner junger Mann, dessen Vater mit meinem Gemahl vor Zeiten genau bekannt gewesen. Im Jahre 1801 erhielt er die Erlaubniß nach Frankreich zurückzukehren, und hielt dann um Blankas Hand an, die ihm, da sie selbst einwilligte und seine Verhältnisse durchaus geordnet und seine Aussichten auf Rückerstattung der Familiengüter sehr günstig sein sollten, auch nicht versagt wurde. Die Hochzeit folgte bald und beide reisten ab — leider nach einer betrübenden Scene mit meinem Gemahl. Das Genauere darüber mochte ich nie erfahren, wie ich auch nicht dabei zugegen war. Nur so viel weiß ich, daß der Marquis, der genau wußte, was Blanka an Vermögen zu erwarten und zu beanspruchen hatte, plötzlich, als der Graf ihm in der Scheidestunde die Anweisungen und andere Papiere überantwortete, mit den seltsamsten und übertriebensten Forderungen hervortrat und darin von seiner jungen Gattin unterstützt wurde. Es kam zu ernsten, harten, bösen Worten, und nachdem sie so traurig sich getrennt, zu einer Korrespondenz, die so widerwärtig war, daß der Graf die ganze Angelegenheit alsbald seinem Geschäftsführer übergab und die Tochter immer mehr aus dem Herzen verlor. Es war daher fast ein Glück zu nennen, daß der Marquis mit seiner Gattin schon im Jahre 1802 nach den westindischen Inseln ging, wo er Besitzungen hatte. Seitdem haben wir aber nichts mehr von ihnen erfahren und unsere Er-

kundigungen nach des Vaters Tode haben nicht den geringsten Erfolg gehabt. Sie sind verschwunden, und niemand hörte seit ihrer Abreise nach Frankreich von ihnen ein Wort.

„Von den folgenden Jahren weiß ich wenig zu sagen, wie inhaltschwer sie damals auch für uns sein mochten. Seit dem Frieden von Lüneville schon drohte uns wie den meisten unserer Standesgenossen die Mediatisirung, und da mein Gemahl einsah, daß er sich doch nicht halten könnte, wie denn ja auch in solcher Zeit, wo die größten Reiche nur mühsam sich behaupteten, die Existenz der kleinen Herrschaften eine Unmöglichkeit, ja ein Unsinn geworden war, so kam er dem drohenden Verhängniß zuvor und schloß sich freiwillig an das Reich an, dem wir jetzt noch angehören. Er konnte es unter den günstigsten Bedingungen thun, und die guten Folgen spürten wir schon 1805, wo der neubeginnende Kriegssturm, der uns allein vernichtet hätte, uns nun nicht härter traf als den ganzen Staat. In jenen Zeiten der ewigen Unsicherheit und Unruhe, der steten Truppenzüge und Einquartierungen, zeigte sich Rolofs treue Freundschaft, seine Gewandtheit und Unverzagtheit, seine eiserne Entschlossenheit und sein kaltes Blut aufs neue und so glänzend wie nie vorher. Aus hunderterlei Bedrängnissen half er uns treulich heraus, in hunderterlei Gefahren stand er uns ebenso treu zur Seite, niemals dachte er an sich, obgleich er grade damals, ich meine im Sommer 1805, deine Mutter geheirathet hatte, Gerhard, — ein — Waisenkind drüben aus Rodingen, das wildeste und hübscheste junge Mädchen, das ich gekannt.

„Ja, es waren trotz all der Unruhe und Gefahr, trotz des eigenen Leids, das uns traf — mein Knabe starb, und Leo's Zustand besserte sich wenig oder gar nicht — doch schöne, reiche Jahre. Sie führten uns Menschen recht sichtbar und fühlbar darauf hin, daß wir in und durch einander, nur im engen An-

einanderschließen, im treusten und innigsten Zusammenleben unser wahres, volles Glück finden und uns sichern können. Wie kurze Zeit es äußerlich dann auch währen mochte — es war in der Gegenwart so voll, so wahr und ächt gewesen, daß es im Herzen der Ueberlebenden seine festen Wurzeln schlagen konnte und über Tod und Zeit hinaus für alle Zukunft sich unverändert und segensvoll empfinden ließ.

„Im Jahre 1806, als die Truppenzüge, welche zur Schlacht von Jena eilten, eben vorüber waren und wir vor wenigen Tagen die erste Kunde von der Schlacht selbst erhalten hatten, empfing ich die Nachricht, daß meine Mutter in Berndingen, dessen Besitz uns durch meines Gatten freigebige Hülfe bis an ihr Ende gesichert worden war, auf den Tod liege und mich zu sehn wünsche. War es nur der allgemeine Druck, den damals in der schweren Zeit jedermann fühlte, oder war es eine Vorahnung des Kommenden, die uns Beiden das Herz beim Scheiden so schwer und bang machte — ich war noch nie mit solchem Gefühl zu meinen häufigen kleinen Reisen aufgebrochen, und auch mein Gemahl schien von ähnlichen Empfindungen beherrscht.

„Der Courier war gegen Mitternacht eingetroffen, und bevor ich am Morgen gegen acht Uhr in den Wagen stieg, zog mich der Graf noch zu einem kleinen Gange in den Park; und nachdem er allerlei Naheliegendes besprochen, wiederholt seine Betrübniß ausgedrückt, daß er mich nicht begleiten könne, mich nochmals zur Vorsicht auf meinem, von der Heerstraße durchkreuzten Wege und zur Schonung meiner Gesundheit ermahnt hatte, sagte er mit der wunderbaren, milden Freundlichkeit, die dem starken, ernsten und strengen Mann so ganz eigenthümlich war und ihm jedes Herz gewann: „Charlott', ich habe dir noch nicht gesagt, daß ich vor einigen Wochen mein Testament gemacht und im Hofgericht zu B. niedergelegt habe. Ich habe für dich

gethan, so viel ich vermochte, mein theures Kind. Du wirst dereinst finden, wie dein Mann dich geliebt und dir vertraut hat. Ich habe dir auch während Leo's Unmündigkeit nur den Wolfgang Hirschegg zur Seite gestellt, den wir beide als einen wackern und klugen jungen Mann kennen." — „Aber, Christoph," versetzte ich und seine Worte hatten mich so erschüttert, daß ich kaum sprechen konnte, — „wie kommst du darauf? Du bist ja, allen Heiligen sei tausend Dank! gesund und rüstig und —." — Er drückte meinen Arm an sich und unterbrach mich lächelnd mit den Worten: „ja, ja, Charlott', das ist alles richtig, und die Sache sollte dir eigentlich auch verschwiegen bleiben, um dir keinen Kummer zu machen. Aber in solcher Zeit ist es besser, man hält sich auf alles gefaßt. Auch muß ich gestehn, daß mir die großen Geldsummen im Hause unbehaglich sind. Das mag mich wohl verstimmen und auf dumme Gedanken bringen. Im Uebrigen, mein Kind," setzte er hinzu, „wenn mir jetzt oder später etwas Menschliches passirt — so weißt du, daß theils Vetter Wolfgang, theils Rolof von allem Kunde hat. Und nun laß uns zurück, es ist Zeit."

„So gingen wir, und als ich im Wagen saß und die Thür schon geschlossen war, beugte er den Kopf nochmals ins Fenster, ließ sich Lucie zum Kuß reichen und sagte: „wenn du zurückkommst, Charlott', hole ich dich entweder selbst von D. ab oder schicke dir Rolof entgegen. Gott behüte euch!" Das waren die letzten Worte, die ich aus dem theuren Munde vernahm. —

„Von nun an," sagte die Gräfin nach einem kurzen, ernsten Schweigen, „muß ich euch das Folgende nach den Berichten Anderer erzählen. Es wird freilich darum nicht minder treu sein.

„Die beiden letzten Vorfahren meines Gemahls und auch er selbst hatten, obgleich ihre Besitzungen sich bedeutend vergrößert, ja durch Heirathen und Erbfälle der Umfang der Grafschaft

fast um das Doppelte vermehrt war, dennoch ihre Residenz und alle Beamten hier in Königshofen behalten, wodurch natürlich die Verwaltung erschwert und die Geschäfte verdreifacht wurden. Ich sehe das selbst erst recht ein, seit Graf Leo und die Hauptverwaltung an der richtigen Stelle und im Mittelpunkt der Grafschaft, in Willsburg sind. Genug, damals war hier noch alles vereint, und durch die vielen Kriegszüge, durch die Mediatisirung und hunderterlei dadurch herbeigeführte Aenderungen, Ansprüche, Inconvenienzen aller Art, sowie noch durch mancherlei Zufälle hatte sich grade damals eine Unsumme von Geschäften zusammengefunden, bei welchen allen die Abwickelung und endliche Ordnung höchst nöthig und erwünscht schien. Mein Gemahl hatte schon in den letzten Wochen sehr viel in seiner Privatkanzlei, wie er's nannte, gearbeitet, und sich vorgenommen, in meiner Abwesenheit alles so viel wie möglich ins Reine zu bringen. Es kam dazu, daß er für einen jungen Herrn von Hentsch die Vormundschaft geführt hatte und bei der demnächst eintretenden Mündigkeit desselben eine bedeutende Summe auszahlen mußte. Daher hatte er, zumal auch eigene Kapitalien eingelaufen waren, beinah für 150,000 Gulden baares Geld und Papiere im Kassenzimmer.

„Die Rentmeisterei und die eigentlichen Kanzlei- und Bureauzimmer waren damals gleichfalls im Lindenhof, aber dem Privatbureau des Herrn gegenüber im Josefsbau. Doch waren sie durch Klingelzüge unter einander und mit dem Kabinet des Grafen verbunden.

„Weil die Arbeit drängte und am Tage durch mannigfache Störungen unterbrochen und verzögert wurde, arbeitete mein Gemahl jetzt häufig Abends spät und auch wieder am Morgen, wo die Dienerschaft Befehl hatte, wenn irgend möglich, jeden Besuch und jede andere Störung abzuhalten oder doch auf den

Nachmittag zu verweisen. Unter diesen Umständen schlief er, wie auch sonst bei ähnlichen Veranlassungen meistens, in seinem Arbeitskabinet, machte Morgens selbst Feuer im eisernen Ofen, bereitete sich auch selber seinen Kaffee und erschien oft erst gegen Mittag in der Kanzlei oder, während meiner Anwesenheit, bei mir und den Kindern, um noch ein halbes Stündchen zu plaudern, bevor er sich zur Tafel ankleidete. — Seit ich mit ihm verheirathet war, hatte ich es durchgesetzt, daß bei solchen Gelegenheiten der Leibjäger Hubert im Vorzimmer seines Herrn schlief; denn der Lindenhof war, wenn auch auf der andern Seite nicht ohne Bewohner, doch sehr abgelegen und einsam, die Zeit unruhig, das Land voll Gesindel; und die zwei Wachen, welche Nachts den Dienst hatten, konnten bei der unmäßigen Ausdehnung des Schlosses wenig nützen, da sie nicht eine Seite, geschweige denn das Ganze zu übersehn vermochten.

„Jetzt ergriff Hubert daher auch auf seinen eigenen Kopf und weil, wie er behauptete, ihm gleichfalls unbehaglich zu Muth war, weitere Vorsichtsmaßregeln. Er schloß bei Dunkelwerden eigenhändig alle Thüren, durch welche man zur Privatkanzlei gelangen konnte, und ließ nur die eine drunten im Lindenhof, welche bei eiligen Gängen und Geschäften von den Beamten drüben in der großen Kanzlei benützt wurde, so lange offen, bis die Tagesarbeit beendet und der Graf sich für die Nacht in sein Kabinet zurückzog. Dazu ließ er Nachts noch im kleinen Wartezimmer am Fuß der Kanzleitreppe einen Jäger mit einem tüchtigen, wachsamen Hunde die Wache beziehen, welcher Befehl hatte, hin und wider durch das Gebäude und den angrenzenden Hof die Runde zu machen. Und da er selbst, wie gesagt, im Vorzimmer schlief, und die ganze Zimmerreihe, wie ihr heut Morgen selbst gesehn, keinen andern Zugang hat als den durch das Vorgemach, vorüber an Huberts Bett, so schien nach menschlichen

Begriffen ein Unglück, ein Einbruch unmöglich, und der Graf sowohl wie seine Diener waren ruhig.

„So verging die Zeit, der October lief aus, der November begann mit kaltem, unfreundlichem Nebel- und Regenwetter. Da meine Mutter schon am Tage meiner Ankunft, am 25. October, gestorben war, wollte ich gleich nach dem Begräbniß nach Königshofen zurück, denn mir war das Herz schwer und ich sehnte mich nach meinem Gemahl, nach meinem Hause — es war in Berndingen sterbenseinsam und traurig. Ihr könnt daher denken, daß mir ordentlich leicht ward, als mir der Courier des Grafen die Nachricht brachte, es stehe hier alles gut; ich möge am dritten November abreisen, das ich am fünften, einem Montage, hier eintreffen könne; nach D. wolle er mir Rolof entgegenschicken.

„Den Brief hatte er am Donnerstag in der Frühe geschrieben und abgeschickt. Als er im Lehnhof — es war Morgens sechs Uhr und noch ziemlich finster — dem Reitenden selbst den Brief und die letzten Instructionen gegeben, trabte ein anderer Reiter in den Hof, stieg ab und gab dem Grafen einen Brief. „Von Waldseck, Euer Erlaucht," sagte er dabei; „es habe Eile, brauche aber keiner Antwort." — „Schon gut," versetzte mein Gemahl, „warte Er nur, bis ich gelesen; es könnte doch nöthig sein zu antworten." Und damit ging er die Kanzleitreppe hinauf in sein Kabinet, um den Brief zu lesen.

„Das konnte aber kaum geschehen sein, als Hubert durch ein heftiges Klingeln hereingerufen wurde und die Weisung empfing, augenblicklich den Boten heraufzuholen. „Was das für Menschen sind!" sprach mein Gemahl dabei ärgerlich; „schicken mir den seltsamsten Brief und denken, es sei damit gut!" — Hubert eilte jedoch umsonst, der Reiter war schon wieder fort, weil er, wie er zu einem Diener gesagt, noch viele Aufträge und

die Weisung habe, so schnell wie möglich zurückzukehren. Diese Nachricht verstimmte den Grafen sichtbar noch mehr. „Werde 'mal mit dem Lienhardt — so hieß der Verwalter — reden! Werden die Menschen denn alle toll?“ sagte er vor sich hin. Dann aber setzte er sich ruhig zur Arbeit, und es dachte bald niemand mehr an den ganzen Vorgang, bis nach einigen Tagen das Unglück geschah und alle Umstände erwogen wurden. Da freilich fiel ihnen denn ein, daß sie seltsamer Weise den Boten ja auch gar nicht gekannt hatten, obgleich der Verkehr zwischen dort und hier ein sehr häufiger war und niemand hier oder drüben lebte, den nicht alle Angehörigen wenigstens hie und da einmal gesehen hatten.

„Am Nachmittag ließ der Graf sich ein Pferd satteln und ritt nach Waldseck hinüber, wie immer nur in Begleitung eines Reitknechts. Auch daß beide, Herr und Diener, Pistolen in den Holstern hatten, war schon seit Jahr und Tag gewöhnlich. Als er Abends zurückkam und Hubert, der halb und halb auch das Amt eines Kammerdieners versah, ihm die Reiterstiefel ausgezogen und den Hausrock hingereicht hatte und dann noch aufräumend im Kabinet hin und her kramte, ging der Graf, die Hände auf dem Rücken nachdenklich auf und ab und sagte ein paarmal abgebrochen vor sich hin: „kurios! — Kurios! — Müssen's denn eben abwarten! — Sollte mir fehlen!“ Und endlich schickte er Hubert hinaus und setzte sich an den Tisch zur Arbeit.

„Das war am Donnerstag. Die folgenden Tage vergingen wie gewöhnlich, arbeitsam und still, und der Graf war in der besten Laune. Er freute sich sehr zu unserer Ankunft, und als er am Sonntag mir Rolof entgegenschickte, sagte er beim Abschied zu ihm: „grüß' mir die Charlott' vielmal und küsse meine kleine Lucie. Kommt nicht zu spät!“ Damit lenkte er

sein Pferd um, hielt jedoch nach einigen Schritten wieder an, wandte sich im Sattel und rief dem Andern nach: „du, Rolof, erinnere mich doch übermorgen dran, daß ich dir etwas zu erzählen habe. Die kurioseste und unverschämteste Bettelei, die ich je erlebt!“ Er lachte bei diesen Worten. Wenige Augenblicke darauf waren die beiden einander aus den Augen. So war er auch am Abend, den er bei Leo und seinem Erzieher zubrachte, gar heiter, und als er gegen zehn Uhr in die Privatkanzlei und sein Kabinet zurückkehrte, bemerkte er gegen Hubert: „nun, morgen kommt die Gräfin, da muß ich heut aufarbeiten. Aber ich habe sicher bis gegen Mittag zu thun. Lasse mich nicht stören, Hubert.“ Dann entließ er den Leibjäger, und dieser hörte ihn, während er durch den Saal ging, die Thür schließen und dann den Stuhl zum Schreibtisch rücken. „Der arme geplagte Herr!“ dachte er: „es wird Zeit! Er arbeitet sich sonst noch krank!“

„Hubert war bis gegen Abend mit Erlaubniß des Grafen drunten in Königshofen gewesen, hatte das Schließen der Thüren seinem Kameraden übertragen und fand, wie er nun selbst vorsorglich nachsah, alles in der besten Ordnung, traf Jäger und Hund auf dem Posten, nahm die Schlüssel an sich, erkundigte sich, ob auch etwas passirt sei, und ging endlich nach oben und in sein Vorzimmer, das während seines Ganges wie üblich verschlossen gewesen war. Da er sich frostig fühlte in dem kalten, ofenlosen Gemach, so holte er aus dem dort befindlichen kleinen Wandschrank Geräthe und Ingredienzen, kochte Wasser und machte sich ein Glas Grog. Dann, weil er noch nicht schlafen mochte, setzte er sich mit Riedingers Thierbuch zur Lampe. Der Grog schmeckte ihm nicht, er schien ihm bitter zu sein, so daß er glaubte, der Rum, der schon lange unberührt in der kleinen Flasche gestanden, sei verdorben. Er schob das Glas halbgeleert auf die Seite und fühlte sich dann fast plötzlich von einer sol-

chen Müdigkeit übermannt, daß er nicht mehr aufstehn konnte, sondern den Kopf auf den Tisch sinken ließ und einschlief.

„Als er aus einem schweren, betäubenden Schlafe auffuhr und seiner Sinne wieder mächtig ward, war es stockfinster um ihn und todtenstill. „Um Gott!“ dachte er, „wie kam mir das?“ griff gleich nach den Schlüsseln, und da er sie richtig in der Tasche seines Rocks fand, zündete er beruhigt wieder Licht an. Die Lampe war aus Mangel an Oel erloschen. Um ganz ruhig zu sein, ging er nochmals hinab, traf den Jäger wachsam und fragte ihn, ob auch irgend etwas Ungewöhnliches zu vernehmen gewesen. „Nichts,“ erwiderte der Mann, ein alter treuer Diener des Hauses. „Vor einer halben Stunde schlug der Caro an und ich sah aus dem Fenster; aber es bissen sich nur zwei Katzen.“ Dann ging Hubert nach der Thür, die in den Lindenhof führte, öffnete die verschlossene und blieb einen Augenblick draußen stehn, um sich in der Nachtluft vollends zu erfrischen. Dabei sah er, daß der Graf noch Licht hatte; es war freilich auch eben erst dreiviertel auf Zwölf, wie der Jäger sagte. „Der arme Herr!“ dachte er wieder, schloß ab und schob auch den Riegel vor, stieg hinauf und legte sich ins Bett. Aber schlafen konnte er nur kurz und unruhig, obgleich er sich todtmüde und wie zerschlagen fühlte, und stand schon um sechs Uhr wieder auf. Alle Thüren und Schlösser waren in vollkommener Ordnung, wie er sie nachher für den Tag öffnete und die Beamten einließ, welche im Saal arbeiteten.

„Die Uhr ward neun, ward zehn, vom Grafen sah und hörte man nichts. Da er dies jedoch vorhergesagt und jede Störung verboten hatte, so achtete man nicht weiter darauf, als daß man sich im Saal möglichst still verhielt. Als die Uhr indessen zwölf wurde und die Schreiber zum Essen gingen, als der Sekretair, der bis dahin keinen Laut, kein Stuhlrücken, keinen

Tritt aus dem Kabinet vernommen, dies gegen Hubert kopfschüttelnd erwähnte, überkam es auch den mit Besorgniß, und er klopfte in des Andern Gegenwart erst leise, dann stärker an und rief auch seinen Herrn. Aber es blieb still — todesstill, und als sie dann an der Thür rüttelten, zeigte sie sich verschlossen und der Schlüssel steckte drinnen umgedreht im Schloß. Den Männern stiegen die Haare zu Berge. Sie riefen den alten Jäger herbei, der grade drunten über den Hof ging, und schickten ihn zum Rentmeister und Leibarzt — damals hatten wir den noch. — Dann, als die Beiden mit dem Alten zurückkamen, erbrachen sie die Thür.

„Nach dem ersten Blick taumelten die Männer bleich vor Entsetzen zurück, Hubert schlug sinnlos zu Boden. Mein Gemahl war todt — ermordet. Der Mörder mußte zwischen Repositorium und Schreibtisch gestanden und von dort, über den Aufsatz des letztern auf den zum Papier geneigten Kopf des Schreibenden seinen Schlag — vielleicht mit einem Hirschfänger — geführt haben, der das Hinterhaupt buchstäblich spaltete und wenigstens augenblicklichen Tod zur Folge gehabt haben mußte. Dann war der Körper vom Stuhl gesunken und lag zwischen diesem und dem Schreibtisch auf dem Teppich, dessen Bordüre das Blut ganz durchdrungen hatte."

Die Erzählerin hielt inne; sie war sehr blaß, aber sie hatte diesen furchtbaren Bericht mit eiserner Entschlossenheit und Stimme gegeben, der man auch nicht das geringste Zittern anhörte. „Ja, ja, meine Kinder," sprach sie nach einer Pause, indem ein finsteres Lächeln durch ihre Züge glitt, „ich sehe wohl, euch bebt das Herz. Und es ist auch furchtbar genug. Aber ich bin, seit ich damals, eine Stunde nach der Entdeckung, zurückkam und das erste Entsetzen überwunden hatte, damit vertraut geworden. Es ist kein Tag vergangen, wo ich nicht daran

gedacht — kein Tag, an dem ich nicht um Strafe und Rache für diesen Mord gefleht. Mag das christlich sein oder nicht," setzte sie leidenschaftlich hinzu, „ich kann nicht anders, und lebt' ich noch hundert Jahre!"

Sie schwieg, die Zuhörer sagten auch kein Wort, und im Zimmer war es still. — Endlich fuhr sie wieder fort.

„Von dem Mörder zeigte sich keine Spur, es müßten denn zwei blutige Abdrücke eines zierlichen und eleganten Stiefels gewesen sein, die sich im Zimmer fanden; nachher war der Stiefel sichtbar auf dem Bärenfell in der Mitte des Teppichs sorgfältig abgewischt worden. Die Thür zum Kassenzimmer stand offen und vom Gelde in der kleinen sogenannten Tageskasse, die nicht verschlossen war, fehlte allerdings eine bedeutende Summe; alles Silber jedoch und alle Papiere, die sich nicht leicht und ohne ein Aufsehen realisiren ließen, hatte der Mörder ebensogut liegen lassen, wie die sehr kostbare Uhr und ein paar Brillantringe auf dem Schreibtisch. Die große Kasse war unberührt. Das war alles. Wer es gewesen, wie er herein, wie er, bei der von innen verschlossenen Thür, bei den ebenso verschlossenen, gänzlich unverletzten Fenstern, wieder heraus gelangen, wie er weiter entkommen konnte, — das war unerklärlich und blieb es bis heute.

„Am Abend quartierte sich ein französischer General bei uns ein, in seinem Gefolge ein Commissair Ordonnateur, der früher in Paris bei der Polizei angestellt gewesen war. Das Unglück konnte ihnen nicht verborgen werden, sie nahmen lebhaft theil an dem Schmerze aller; der General quartierte sich voll Zartgefühl nach Königshofen hinüber, der Commissair betheiligte sich an der Untersuchung, mit der das Justizamt am folgenden Morgen fortfuhr. Durch seinen wirklich wunderbaren Scharfsinn wurde man noch auf einige Punkte aufmerksam gemacht, die man bisher übersehn, darunter auch auf Huberts Schläfrigkeit. Und siehe

da, — im Rum fand sich ein starkes Schlafmittel. Aber die Sache ward dadurch nur noch verwickelter, da der Leibjäger den Schlüssel zu jenem Schrank nie aus der Tasche ließ. — Zweitens machte der Mensch auch auf den Brief aufmerksam, den der Graf am Donnerstag erhielt und von dem er sicher auch zu Rolof hatte reden wollen. Aber der Brief war fort, und Lienhardt erklärte: er habe schon den Herrn Grafen selbst überzeugt, daß er den Brief und Boten nicht abgesendet haben könne. Vom Inhalt habe der Herr gegen ihn nichts verlauten lassen.

„So schwand auch diese Hoffnung, und es schien nur festzustehn, daß der Mörder am Sonntagnachmittag sich mit unerhörter Frechheit durch die ziemlich belebten Höfe und Gänge geschlichen, mit Nachschlüsseln die Wohnung eröffnet, den Schlaftrunk bereitet und dann in der Stunde, die Huberts Schlaf gewährt, die That begangen und das Schloß wieder verlassen habe. Wie das alles möglich gewesen, ist, ich habe es schon gesagt, nie erklärt worden. Ebensowenig vermochte man sich einen Thäter zu denken. Daß es kein gemeiner Mörder und Dieb gewesen, erhellte nicht nur aus dem Abdruck des Stiefels und der Sonderung des Geldes, dem Zurückbleiben der Uhr, sondern auch aus allen nothwendigen Vorbereitungen, die mit einem Aufwand von Geist und Zeit, möchte man sagen, getroffen waren, wie man es sonst schwerlich finden dürfte. Auch der Commissair erklärte, etwas Aehnliches sei ihm bisher niemals vorgekommen. Bei mir stand es überdies fest, daß der Mord nicht durch den Diebstahl, sondern mehr durch Privatfeindschaft oder Rache veranlaßt worden. Das sagten mir unabweislich die seltsamen Worte meines Gemahls nach seiner Rückkehr von Waldseck: „müssen's denn eben erwarten! — Sollte mir fehlen!“ — die nach seinem ganzen Charakter sich nur auf irgend eine gegen ihn persönlich gerichtete Drohung beziehn konnten. Eine Drohung

gegen seinen Besitz, sein Vermögen hätte er den Gerichten übergeben.

„Allein auch diese Ahnung oder Voraussetzung führte zu nichts; weder ich, noch irgend ein anderer Mensch wußte von jemand, der dem Grafen übelwollte, geschweige denn ihn haßte. Er hatte mit aller Welt in Frieden gelebt, war in der ganzen Grafschaft sehr beliebt und wurde von seiner nähern Umgebung gradezu angebetet. Das stellte sich selbst aus der Untersuchung heraus, die sich natürlicherweise auch auf die Hausgenossen und die nächste Umgebung meines Gemahls erstreckte. Von denen war niemand der Mörder gewesen, niemand von ihnen schien mit dem Thäter auch nur in Verbindung, im Einvernehmen gewesen zu sein. Und so war denn alles aus und zu Ende; die Acten wurden geschlossen, die Untersuchung stockte, und wer von der ganzen Angelegenheit wußte — denn das Publikum und sogar der größte Theil der Dienerschaft erfuhr nur, daß der Graf plötzlich gestorben sei — der schwieg und fügte sich in die Beschlüsse der Vorsehung, ohne jedoch den Gedanken und die Hoffnung aufzugeben, daß sich die Sache noch einmal aufklären werde. Zu den Gläubigsten in dieser Beziehung und zu denen, die auch das Beobachten und Nachspüren niemals aufgaben, gehörte dein Vater, Gerhard.

„So verging Jahr und Tag, ohne daß wir noch etwas erfuhren, da erschien eines Tags im März 1808 Rolof bei mir und theilte mir Folgendes mit. Er war auf einer seiner unaufhörlichen Streifereien, die er auch in diesen Tagen fortsetzte, obgleich du, Gerhard, mein Kind, eben geboren warst und deine Mutter ganz einsam mit dir und einer alten Frau im Heidehaus war, — nach Lautenthal gekommen, einem Städtchen, das etwa zehn Stunden von hier im Gebirge liegt, nach C. gehört und auch jetzt noch wenig bekannt ist. Ich hörte den Namen damals

zum erstenmal. — Der Wirth in der Linde war Rolof von frühern Jahren her bekannt, und nachdem sie, die sich seit Jahren nicht gesehen, eine Zeitlang geplaudert hatten, sagte er plötzlich: „Du bist ja jetzt wohl obenauf bei der Herrschaft in Königshofen? Wie ist's denn eigentlich — ist vor ein paar Jahren nicht einmal ein großer Diebstahl geschehn, worüber sich der alte Herr Graf so alterirt hat, daß ihn gleich darauf der Schlag rührte?" — „Davon weiß ich nichts," versetzte Rolof vorsichtig; „aber weßhalb fragst du, Lindenhans?" Und so erfuhr er, es sei damals ein anscheinend vornehmer Herr mit einem Diener dort eingekehrt, des Tags über meistens aber abwesend gewesen und wohl acht bis zehn Tage geblieben. Am Tage vor Allerheiligen — der Wirth wußte das genau — also am Mittwoch, habe er den Diener, der diesmal keine Livree getragen, sondern wie ein Ackerknecht gekleidet gewesen, mit einem Briefe fortgeschickt und dabei, wie er, der Wirth vernommen, zum Abschied gesagt: „also so zeitig, wie möglich, und von Waldseck! Vergiß nicht!"

„Beides, die Verkleidung und die Erwähnung von Waldseck, fiel dem Lindenhans auf — letzteres war ja ein nach Königshofen gehöriges Gut, ihm zufällig bekannt, und ebenso, daß dort niemand wohnte, mit dem ein solcher Herr verkehren konnte. Doch geschah nichts Besonderes; der Diener kam am nächsten Abend spät zurück; dann blieben beide noch zwei Tage und reisten am Sonntag ganz früh ab. Gleich nachher erfuhr der Wirth von einem großen Diebstahl in Königshofen und daß der Graf in Folge des Schrecks bei der Entdeckung gestorben sei. Da dachte er an seine Gäste. Allein bis nach Lautenthal erstreckten sich die Nachforschungen nicht, er selbst mochte, wie es bei solchen Leuten geht, mit den Gerichten nichts zu thun haben und schwieg daher. Dem Rolof aber erzählte er's und beschrieb beide, Herrn und Diener, so genau wie möglich. In dem Letztern

mußten wir alle den Boten vom Donnerstagmorgen erkennen, den Herrn kannten wir nicht. Und wieder nutzlos war auch der Wappenknopf von der Livree des Dieners, den der Wirth nach der Abreise der Fremden im Zimmer gefunden, aufbewahrt und jetzt bereitwillig Rolof überlassen hatte. Ich habe ihn noch. Es ist ein gekrümmter Arm darauf mit einem Streitkolben in der Faust, und als Devise stehn die Worte darüber: „garde à vous!“ Alle Nachforschungen haben zu nichts geführt; ähnliche Wappen gab und gibt es viele, die Devise fand sich bei keinem.

„Rolof wollte nach diesen Mittheilungen am nächstfolgenden Tage noch einmal nach Lautenthal hinüber, um womöglich weiteres zu erfahren. Allein es sollte nicht so sein. Auf dem Wege dahin wurde er im alten Steinwalde erschossen und erst nach zwei Tagen gefunden. Ob das durch einen unglücklichen Zufall, ob mit Absicht geschehen — ob durch einen Feind, deren er mehr als einen hatte, ob durch den noch anwesenden Mörder meines Gemahls, der von seinen Nachforschungen erfahren und ihn fürchtete — das alles weiß weder ich, noch das Gericht. Die Untersuchung, die in der wilden Zeit überhaupt nur wenig nachhaltig geführt werden konnte, brachte nichts an's Licht; und nachdem man im Stillen auch die Nachforschungen in Betreff des an meinem Gemahl geschehenen Mordes wieder aufgenommen und den Lindenwirth vergeblich inquirirt hatte, mußte man endlich von beiden Fällen abstehn. Nun liegt der Staub dicht darüber, und wenige sind, die noch davon wissen, noch daran denken. —

„Das wollte ich euch erzählen, meine guten Kinder.“

Viertes Kapitel.

Der Brief.

Die alte Erlaucht hatte nach jenem ernsten Tage alsbald das gewohnte Gleichgewicht wiedergefunden und bewegte sich drinnen im Schloß und draußen bei mancherlei Anordnungen und Geschäften, die sie ihrer Aufsicht und Bestimmung nicht entziehn ließ, in herkömmlich freundlicher und zutrauenerweckender Weise. Sie war, wie sie selbst gesagt hatte, mit diesen furchtbaren Ereignissen ihrer Jugend zu vertraut geworden, um nicht mit einer gewissen ernsten Ruhe und Fassung daran denken, ja im Nothfall selbst davon reden zu können; und andrerseits hatte sie ein so langes, bewegtes und oft schweres Leben durchlebt und die Forderungen, die es nicht nur an den Menschen überhaupt, sondern auch an sie persönlich und ins Besondere stellte, so gut begriffen, daß sie wohl einsah, wie weise der Schöpfer auch dies eingerichtet, wie gleichmäßig und gerecht sowohl das Hinleben, als auch das ganze innere und eigene Wesen des Menschen an Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vertheilt, man möchte sagen, darauf gegründet sei. Für den, der es richtig erfaßt, kompensirt sich das alles aufs vollständigste, läßt ihn die rechte Lebensruhe und Klarheit erlangen und jeder Zeit ihr volles Recht gewähren. Die alte Dame gestand weder der Erinnerung, noch dem Hoffen und Erwarten mehr Raum zu, als das geschäftige

Leben des Tags hier übrig ließ, dort bedurfte, um nicht rein materiell und kalt zu werden. Sie ließ das alles wohl einander tragen, aber nicht Eins durch das Andere beherrschen.

Bei den jungen Leuten, welche diese Erinnerungen der Gräfin gehört und, als ein neues, beinah gegenwärtiges Leid in sich aufgenommen hatten, war es damit freilich etwas Anderes, und es verging mehr als ein Tag, bevor sie auch nur den ersten Eindruck, geschweige denn die volle Erschütterung überwunden hatten und sich wieder unbefangen und heiter dem Leben des Tags hingeben mochten. Nachhaltiger als Gerhard schien jedoch keiner von allen durch die Mittheilungen der Gräfin berührt worden zu sein, wie sie denn freilich auch keinen von allen näher angingen als ihn.

Seine Kenntniß früherer Zustände war bisher fast nur aus den sehr dürftigen Nachrichten geschöpft, die bald Hubert, bald der frühere Forstmeister, in dessen Familie er erzogen war, auf des Knaben und Jünglings Fragen zu geben für gut und genügend gehalten. Theils mochten beide Männer von diesen Dingen nicht viel reden, theils durften sie es nicht. Und überdies gehörte der alte Forstmeister zu denen, die mit Rolof niemals auf einem guten Fuß gestanden. Daher wußte Gerhard von seinen Eltern kaum etwas mehr, als daß sein Vater nach seiner Niederlassung zum Grafen in irgend ein Dienstverhältniß getreten und mit ihm so vertraut geworden sei, wie es zwischen Herrn und Diener im langjährigen Verkehr zuweilen möglich ist; endlich, daß Rolof bald nach Gerhards Geburt im Walde durch Marodeurs oder Wilddiebe zu Tode gekommen, und daß seine Mutter in Folge des Schrecks über diesen Fall gleichfalls gestorben sei. Denn ein versiegeltes Papier, welches Rolof, in der unruhigen Zeit an seinen Tod denkend, seiner Frau, und diese auf ihrem Sterbebett dem alten Hubert zum Aufheben für ihr Kind gegeben, enthielt, da Gerhard es vor seinem Abgang zur

Akademie empfing, nur einen Nachweis über Rolofs kleines Vermögen und einige Notizen aus seiner Jugendzeit, kein Wort aber über sein späteres Leben und seine damaligen Verhältnisse. So wußte Gerhard von der Jugend seines Vaters freilich mehr als die Uebrigen. Dem ausdrücklichen schriftlich hinzugefügten Verbot gemäß, hatte er diese Kunde aber gegen jedermann verschwiegen.

Nun hatte er denn freilich Anderes und Richtigeres erfahren, das Verhältniß zwischen den beiden Männern nicht nur, sondern auch das zwischen dem originellen Fremdling und der ganzen Familie erschien in einem bei weitem andern Licht, und außer dem Bilde des Vaters, welches die alte Erlaucht an jenem Morgen aus dem Lindenhof fortgenommen und in der Gallerie unter dem Bilde des Grafen Wolf Christoph hatte aufhängen lassen, erwuchs im Innern des Sohns aus den einzelnen mitgetheilten Zügen Gestalt und Wesen des wilden und doch so tüchtigen Mannes zum erstenmal zu voller Deutlichkeit und Wahrheit. Das alles war denn wohl geeignet, den Sohn bis ins Innerste zu bewegen, ihn ernst darnach streben zu lassen, daß die einzelnen Züge sich zu einem Ganzen zusammenzögen, Halt und Leben gewännen. Allein er zeigte sich niedergedrückter, trauriger und schweigsamer als es eigentlich hiedurch zu erklären war, und als die alte Erlaucht bei einem ihrer Revidirritte ihn in der Ferne finster und sinnend durch eine Allee schreiten sah und theilnehmend bemerkte: „ein braver Junge! Den hat's aber mehr gepackt, als ich geglaubt. Er sollte sich ja eigentlich seines Vaters freuen!“ — da antwortete ihr steter Begleiter, Hubert, kopfschüttelnd: „es ist auch noch was Anderes, Erlaucht, und von länger her.“ — „Was denn, Hubert?“ fragte die alte Dame verwundert. — „Weiß nicht, Erlaucht. Aber es ist was,“ erwiderte der Leibjäger lakonisch. Und ähnlich schienen auch noch Andere zu denken, denn Hugo wenigstens betrachtete den sonst

so muntern Genossen oft mit heimlichem Kopfschütteln und flüchtigen, verstohlenen, halb zweifelhaften, halb nachdenklichen Blicken.

Am stillen, grauen Morgen ging Gerhard einsam durch den Park, um sich auf den kleinen runden Platz am äußersten Ende desselben zu begeben, wo er der Verabredung gemäß mit Hugo zusammentreffen wollte. Zu der kleinen Jagdstreiferei, die sie vorhatten, war das Wetter so günstig wie möglich, eine kühle, ruhige, nebelfreie Luft, ein leichter Frost, der Feld und Wald wieder gangbar gemacht, und eine dichte, am vorigen Abend erneuerte Schneedecke, welche Paß und Wechsel des Wildes aufs deutlichste sichtbar machte.

Der junge Beamte ging stumm und ziemlich langsam die Allee entlang, welche den Park von Süden nach Norden durchschnitt, und sah nur zuweilen auf, um den Hühnerhund heranzurufen, der noch jung und flüchtig, sich wenig um den Herrn kümmerte und lustig durch die zu beiden Seiten sich hinziehenden Busch- und Waldpartieen revierte. Allein plötzlich blieb er stehn und sah aufmerksam vor sich hin, wo ein früherer Wanderer die Allee gekreuzt hatte; es war eine vollkommen ausgetretene Spur und zwar von dem Fuß einer Dame. Gerhard sah mit einem plötzlich hell gewordenen Blick auf und aufmerksam nach vorn und zurück und durch den ziemlich laublosen, lichten Wald. Bald aber schaute er wieder auf die Spur hinab und murmelte, indem ein trübes Lächeln über sein Gesicht glitt, leise vor sich hin: „nichts! — Zu fest! — Wohl die Kaufberg.“ Dann ging er gesenkten Hauptes weiter, blieb jedoch nach einigen Schritten stehn, sah sich wieder um, murmelte: „was thut's am Ende?“ — und schritt entschlossen zurück und dann der Spur nach auf einem schmalen Seitenwege in das Gebüsch. Nach einer kleinen Weile wandte er sich wieder in einen breitern Pfad und im nächsten Augenblick trat er wie überrascht einen Schritt zurück,

blieb stehn und sagte mit dem Ausdruck der Verwunderung: „Ah, — Comteß Margot?“ —

Sie stand allerdings nahe vor ihm, noch näher als damals, wo er sie mit Diana in der großen Allee getroffen, und sie mochte sehr überrascht oder erschrocken sein, denn ihr Gesicht war von glühender Röthe übergossen, und nicht nur ihre Gestalt, sondern auch ihre Stimme zitterte, als sie leise sagte: „Gerhard!“ — Sein Blick lag ernst auf ihr, fast düster, und der Ton war bitter, mit dem er erst nach einer Pause gedämpft erwiderte: „das ist ein großes Wunder, Comteß Margot — Zufall oder Gnade?“ — Sie sah langsam zu ihm auf mit einem sanften, trüben Blick, und in ihrem Auge glänzte eine Thräne. „Habe ich das verdient, Gerhard?“ fragte sie mit leisem Vorwurf. — „Sind Sie allein?“ lautete seine Gegenfrage; zugleich wandte er den Kopf und schaute finster nach allen Seiten umher. — „Ganz allein,“ entgegnete sie. — „Und ist das kein Wunder?“ sprach er hart und bitter. — „Beinah vierzehn Tage bin ich wieder hier, und noch nicht einmal habe ich Sie allein gesehn — nicht ein einzigmal war das möglich! Nicht ein Händedruck — nicht ein Wort — weiß ich denn, ob nur einmal ein Blick, der wirklich mir galt?“ —

„Sie sind furchtbar — furchtbar hart!“ sagte sie leise nach einer Weile, ohne aufzusehn; aber mit tiefer Bitterkeit versetzte er: „wissen Sie, was mich hätte weich machen können? Ich — nichts!“ Und da sie schwieg, setzte er nach einer Pause hinzu: „nun Margot — und heut? Wie kommt uns dies Begegnen?“ — Sie schlug die Augen zu ihm auf und antwortete wieder mit leiser, weicher Stimme: „Ich sah Sie vorhin durch den Lehnhof gehn und wußte von Hugo, daß ihr auf die Jagd wolltet. Ich dachte — ich könnte Ihnen begegnen. Ich habe mich so sehr nach Ihnen gesehnt, Gerhard! — So sehr nach

einem Wort von Ihnen!" Und bei ihren Worten glitt Thräne auf Thräne langsam über ihre blassen Wangen.

Da war's, als ob alle Härte und Bitterkeit plötzlich von ihm wiche, er legte beide Arme um das Mädchen und zog ihren Kopf an seine Brust, und während die Thränen in seine Augen drangen, sprach er dumpf: „verzeihen Sie mir, Margot! Verzeihen Sie mir! Aber sehn Sie — ich habe nicht mehr so leben können, und mir war zu Muth, als ginge die Welt umher unter. Ich fühl's immer mehr — ich bin nichts ohne Sie! Und wie es werden soll, vermag ich nicht zu fassen."

Sie hob den Kopf auf und sah ihm innig in die Augen. „Glauben Sie nicht mehr an Ihre Margot?" fragte sie mit sanfter Stimme. — Er preßte heftig den kleinen Kopf an sein Herz. „Was bliebe mir dann?" rief er; „aber was hilft mir alles Glauben und Vertrauen, wenn es so fortgehn soll — so unerträglich!" setzte er heftig hinzu und ließ sie aus seinen Armen. — Sie sah wieder zu ihm auf und schüttelte mit einem leichten Lächeln ein wenig das Haupt, dann legte sie beide Hände auf seine Schultern und erwiderte: „Gerhard, Gerhard! Wilder Mann! Haben Sie doch Geduld! Haben Sie doch Nachsicht! Es geht doch nicht anders," fuhr sie fort und lehnte sich wieder an ihn, indem sie ihren rechten Arm aber auf seiner Schulter ruhen ließ. „Ich bin weniger allein als je, wir müssen uns begnügen, Gerhard! Und ist denn das so schwer, Sie theurer Mann?" fügte sie innig hinzu. „Sehn wir uns nicht? Hören wir uns nicht? Ist nicht unsere Liebe immer in Ihnen und mir, und unser volles Vertrauen? — Aber wenn ich Sie so finster, so traurig, so gedrückt sehe, wie in den letzten Tagen, da —"

Sie schwieg plötzlich zusammen- und aufschreckend, denn eine Stimme nahe bei ihnen sagte leise: „Vorsicht! — Rasch! — Man kommt!" und bevor sie sich noch umsehn konnten, ging

Hugo im schnellen, leichten Schritt, ohne aufzuschauen, an ihnen vorüber und quer über den Pfad in den nächsten Seitenweg. — Sie wechselten noch einen Blick, einen Händedruck; dann folgte Gerhard eilig dem Vorausgehenden und hatte ihn, da er im Gebüsch stehn geblieben, nach wenigen Schritten erreicht. Im selben Augenblick lachte hinter ihnen im nahen, aber nicht mehr sichtbaren Pfade Diana's spöttische Stimme: „ei, ei, Margaritta! Einsam — bin ich nicht alleine!“ — Und Margarethe versetzte gleichfalls lachend: „also darum flog Hugo wie ein gescheuchtes Wild vorüber! — Armer Knabe! — Er flieht den Zauber der Nixe — aber was hilft es ihm!“

„Weiber! Weiber!“ murmelte der junge Graf, mit Mühe das Lachen verbeißend, packte krampfhaft Gerhards Arm und zog den bestürzten Genossen rasch und leise mit sich fort. Erst auf dem runden Platz, den sie bald erreichten, pfiffen sie über ihre Hunde, und als sich dieselben eingefunden, gingen sie stumm ins Feld hinaus, dem nächsten Waldsaum zu.

Sie waren schon im Walde ein gut Stück noch immer stumm oder nur ein paar gleichgültige Worte tauschend, fortgeschritten und hatten mit verstohlenen Blicken mehr als einmal einander gestreift, als wollten sie errathen, was Einer vom Andern zu denken und zu erwarten habe. Da trafen diese Blicke zufällig aufeinander und zugleich blieb Hugo stehn, ließ die Flinte von der Schulter und mit dem Kolben auf das schneebestreute Laub sinken und sagte mit festem Blick und ruhiger Stimme: „nun, Gerhard, was denken Sie eigentlich bei dem allen?“ — Der Forstmeister sah den jungen Mann einen Augenblick ernst prüfend an. „Ja, Graf Hugo,“ versetzte er dann, „darnach möchte ich lieber Sie fragen.“

Hugo brach in ein helles Gelächter aus. „Ich?“ rief er lustig den Kopf schüttelnd, „ich? Nun, ich denke, daß ihr beide

vor allen Dingen wenigstens vorsichtiger sein könntet und eure Liebesnoth nicht aller Welt vor's Gesicht zu halten und jedermann zu erzählen brauchtet." — Und als Gerhard heftig ausbrach: „bei Gott, Graf Hugo —!" — da legte er die Hand auf des Aufgeregten Schulter und fuhr ernster fort: „ja, so mein' ich's allerdings, Gerhard, mögen Sie darüber zürnen wollen oder nicht. Glauben Sie, daß ich eben erst die Entdeckung machte und mit unmenschlicher Bonhomie und Geistesgegenwart gleich auch in die warnenden Worte ausbrach? Ganz so ist es nicht, und hätte ich die Sache nicht schon seit manchen Tagen begriffen, so möchte ich kaum in solcher Weise an euch vorbeigegangen sein." — „Aber wie war es möglich, daß Sie es merkten?" fragte Gerhard nach einer Pause tief aufathmend und erhob den gesenkten Kopf. „Hab' ich es doch selbst kaum noch gemerkt!" setzte er bitter hinzu.

Hugo lächelte. „Hören Sie, alter Freund," sprach er und faßte und drückte des Andern Hand, „vor allen Dingen muß aus unserm Gespräch jede Gereiztheit heraus. Seien Sie vernünftig, Gerhard, und begreifen Sie, daß ich euch beiden in keiner Weise übelwill. Ich habe Gretchen von Herzen lieb und will, daß es ihr wohl geht; wie ich Sie von früher Jugend her ansehe, das wissen Sie, das beweis' ich Ihnen noch alle Tage. — Sie fragen mich, wie eine Entdeckung möglich gewesen?" sprach er weiter; „ich möchte entgegenfragen: wie ist es möglich, daß euer Geheimniß noch Geheimniß bleibt, daß nicht zumal die Erlaucht es entdeckt? Euer Wesen predigt es in alle Welt hinaus, können Sie mir glauben. Und daß wenigstens die Seejungfer und Hubert davon wissen, das möchte ich beschwören."

Gerhard versetzte kein Wort; finster und gesenkten Hauptes ging er an der Seite des Freundes durch den Wald, und selbst,

als dieser jetzt nochmals fragte: „wie denken Sie sich nun die Sache, Gerhard?“ — hatte er keine Antwort.

„Ich verstehe Sie,“ fing Hugo nach einigen Schritten wieder an. „Es mag ein verdammt unbehaglicher Zustand sein, in dem ihr seid, und was heut Morgen passirte, wird euch wie ein Donnerschlag getroffen haben. Aber — ich bin ein lustiger Gesell und halte es nicht mit dem vielen Nachdenken — aber das sehe ich ohne Nachdenken ein, daß ihr über kurz oder lang auf solchen Donnerschlag gefaßt sein mußtet. Und nun, alter Freund, lassen Sie uns das Ding offen besprechen, wir brechen der Quälerei dadurch die Spitze ab. Also — mitzureden haben bei der Sache nur zwei, die alte Großmama und mein Vater; die andere Verwandtschaft geht euch nichts an. Was die Erlaucht sagen wird, weiß ich nicht; sie ist ja in solchen Dingen unberechenbar. Meinen Vater habt ihr sicher gegen euch; und das ist schlimm, denn er hat ebensoviel und mehr zu sagen als die Großmutter. Dann ist da auch noch die Seejungfer — Gretchen steht leider sehr unter ihrer Herrschaft!“ Und als er Gerhard die Stirn zusammenziehn, aber ein wenig verächtlich das Haupt aufwerfen sah, setzte er lachend hinzu: „ei, Gerhard, mich würde das am meisten inkommodiren. Mit der Freundin reden Mädchen vertraulicher und eingehender als mit Großmutter und Onkel. Die beiden Mädchen hängen an einander wie Kletten, und Diana — das beschwör' ich! — hat alle Teufelei und Zauberei der Welt im Leibe! — Doch genug, wir wollen nicht scherzen,“ fuhr er fort. „Also, es soll alles gut gehn. Aber was dann, Freund? In Ihrer Stellung können Sie dann nicht bleiben, und Gretchen hat, wie Sie wohl wissen, ziemlich so viel Vermögen, wie Sie — gar nichts. Die lumpigen hunderttausend Gulden, die sie etwa als Erbtheilsrest ihrer Mutter und aus den Ersparnissen der Großmutter erhält, mögen eine

arme Familie reich machen; aber für euch und für die Ansprüche, die meine Cousine machen kann und muß, sind sie gar nichts. Dabei kann man nicht leben, nicht sterben." — Gerhard neigte finster und zustimmend das Haupt und schritt noch eine ganze Weile stumm neben dem Freunde her.

Endlich blieb er stehn und faßte Hugos Hand. „Ich danke Ihnen, daß Sie so mit mir sprechen, Hugo," sagte er." Sie haben recht, es macht leichter; und das that Noth, es war nicht mehr zu ertragen. Sehn Sie," sprach er weiter und schüttelte mit trübem Lächeln den Kopf, „es ist kein Wort in Ihrer Rede, das ich mir nicht schon hundertmal selbst gesagt habe. Ich weiß und fühle das alles und noch unendlich viel mehr bis ins Herz. Ich weiß, was diese Liebe für uns beide Ungehöriges hat, was für Widerstand ihrer wartet, wie sie gescholten werden wird, wie gänzlich — gänzlich aussichtslos sie ist. Und wir ringen ja darum auch dagegen an, wie wir können. Geben Sie mir, wohin ich ausweichen, wohin ich, ohne Margot zu kompromittiren, ohne meine Ehre zu verletzen, entkommen kann — und ich scheide augenblicklich. — Es ist ein feiger Wunsch," setzte er hinzu, indem er langsam weiter schritt, „aber man kommt darauf. — Oft möchte ich todt sein, um sie von dieser Qual frei zu machen, und selbst davon frei zu werden."

Hugo blieb stehn und warf den Kopf auf; die Brauen hatten sich zusammengezogen und die Augen blitzten eigenthümlich. „Allerdings," sagte er, „das ist ein seltsamer Wunsch für — Sie. Mir däucht, so was sollte man nicht aussprechen, sondern thun. Die That mag sein, wie sie will, — die Worte sind —." — „Was?" fragte Gerhard ernst und ruhig dazwischen. — Hugo lenkte ein: „Ihrer nicht würdig, Gerhard, — sie sind miserabel. Das ist das Wort. Lassen Sie mich ausreden," setzte er entschlossen hinzu, als Gerhard zornig aufblickte,

„ich habe ein Recht dazu. Sie wissen, für Sie thu' ich nichts in dieser Sache, so lange ich Sie auch kenne, so lieb ich stets Sie hatte. Für Sie ebensowenig, wie für einen Andern, Gerhard; alles nur für meine Cousine. Wen Margarethe erwählt, gegen den sage ich kein Wort, so lange ich ihn für ihrer werth halte; Margarethe ist ein hoher Preis und will verdient sein, — ernst verdient! Zum Spiel ist sie zu gut, zum Zeitvertreib ist sie nicht da. Und wer sie aufgeben kann, wenn er doch ihre Liebe einmal errungen — wie nennen Sie den, Gerhard?" — „Sind Sie fertig, Graf Hugo?" fragte Gerhard nach einer Pause. — „Ja, Gerhard! Das wollte ich sagen," gab der Graf ruhig zur Antwort.

„Sie haben harte Worte geredet," sprach der Forstmeister, „und wenn ich nicht Ihr Recht als Verwandter anerkennen und nicht einsehn müßte, daß ich selbst daran schuld bin — so würde ich anders darauf antworten. Warum sage ich auch etwas, was Sie nicht verstehn können, ohne daß ich's zugleich erkläre! — Sie kennen mich schon lange Zeit, Herr Graf, und wissen, wie ich im, wie ich zum Hause Ihrer Verwandten von jeher stand und stehe; Sie können glauben, ich kenne meine Stellung, meine Pflichten, meine Verbindlichkeiten selbst auf das genaueste, und sie werden erfüllt werden. — Ich liebe Margot von Kindheit an," fuhr er aufathmend fort, „das weiß alle Welt; die kleine Comteß ist von jeher mein Augapfel gewesen. Als sie vor anderthalb Jahren aus dem Kloster zurückkam, da fühlte ich diese Liebe in noch erhöhtem Maße, sie ward eine andere, sie füllte mein ganzes Wesen. Aber ich kannte meine Stellung, Herr Graf; ich beherrschte mich, wie ich konnte, ich floh jede Aeußerung meines Gefühls, jede Andeutung. Ich konnte nicht wissen, nicht wähnen, daß in Margot etwas Aehnliches herrsche. — Aber da kam ein Augenblick, — das Weitere ist überflüssig — wo wir

uns beide verriethen, beide, Herr Graf! Es geschah absichtslos — und als das Wort heraus war, brachte es uns kein volles, reiches, unsägliches Glück — o nein! Es war nur ein ernstes, banges — ein trauriges. Denn es blieb mir, als wir nach dem ersten Rausche schieden und ich allein war, keinen Augenblick verborgen, daß in den wenigen Minuten für uns die Liebe zugleich mit der Entsagung aufgegangen sei, daß unsere Liebe aussichtslos. — Margot sieht das nicht," sprach er weiter und schüttelte mit finsterm Lächeln den Kopf. „Sie liebt nur — sie denkt und rechnet nicht; und das soll auch wohl so sein. Das macht mich glücklich und das macht mich elend. Sie ist nicht zu der Einwilligung zu bewegen, daß ich fortgehe. Sie will das alles nicht als Traum gelten lassen; sie sagt, es sei das Leben. Und sie hat recht, das ist's!"

Er schwieg, pfiff dem Hunde und streichelte ihn, als er heransprang, zerstreut über den glatten Kopf. Dann ging er stumm auf dem schmalen Steige weiter, und Hugo folgte ebenso, schweigend und gedankenvoll. Erst nach einer ganzen Weile fing Gerhard wieder an. „Nun rechnen Sie, wie ich stehe," sagte er. „Daß ich den Dienst des Hauses nicht verlassen kann, ohne grenzenlos undankbar zu sein, das ist klar. Daß mich die Erlaucht nicht nach Willsburg hinüberläßt, ohne Erklärungen zu fordern — das wissen Sie, und daß sie zu klug ist, um sich mit einer andern als der richtigen zu begnügen, das wissen Sie auch. Und wenn ich dennoch durchdringen wollte — so oder so — Margot will nicht. Sie will nicht entsagen, sie will mich nicht entbehren, sie will sich zu keiner Entdeckung verstehn. Sie hofft — ich weiß nicht was. Sehn Sie, Graf Hugo," fuhr er aufgeregt fort und blieb stehn, „ich liebe sie wie mein Herzblut! Ich fühle es, daß ich nicht leben kann ohne sie, und weiß doch, daß es so kommen wird und muß. — Ich habe nie — schütteln

Sie nicht den Kopf! — nie nach ihrer Liebe gestrebt, weil ich von je wußte und fühlte, daß es nicht recht sei, daß es zu keinem guten Ende führen könne. Und nun, da ich sie doch habe, da ich alles noch klarer, noch besser einsehe als sonst — nun kann ich sie nicht aufgeben! — Ich weiß wohl, wohin das alles führen wird," schloß er finster und nahm die herabgesunkene Flinte wieder auf. „Ich muß davon — mit oder ohne Aufklärung, gleichviel. So geht's nicht."

Hugo hatte ihm schweigend zugehört und nur zuweilen, verstehe er den Redner nicht, oder stimme nicht mit ihm übe leise den Kopf geschüttelt. Er war indessen nicht sentim. genug, um zu dem Forstmeister zu sagen: „wenn Sie so schwanken, so denken, lieben Sie meine Cousine nicht!" — und er fühlte auch, daß die Zeit des Erörterns für jetzt vorüber und Gerhards Stimmung ihn zu allem andern eher aufgelegt machte. Er sagte daher, indem er des Freundes Hand faßte, nur ernst und freundlich: „ich sehe ein, Sie sind da in einer, für einen Mann von Ehre qualvollen Lage, zumal weil das Warten, das Nichtsthun darin eine Hauptrolle spielt. Aber weil Sie ein Mann von Ehre und Verstand sind, so müssen Sie auch einsehn, daß mit dem einfachen Davongehn nichts gethan, wenigstens nichts gebessert ist. Wie ich Gretchen kenne und wie Sie das Kind mir auch hier schildern, bräche ihr darüber das Herz. Das soll und darf nicht sein! — Es muß sich ein Ausweg finden lassen. Ich bin noch im Leben nicht verzagt und thue es auch hier nicht."

Gerhard lächelte trübe. „Wollte Gott," meinte er, „ich könnte auch noch so sagen, wie ich es ja so lange gethan." — „Nun, Sie wissen jetzt, ich stehe treu zu euch beiden," versetzte Hugo. „Es müßte doch mit dem Kukuk zugehn, wenn zwei verständige und dreiste Menschenkinder nicht zum Ziel kämen, das sie sich vorgesetzt, mag es auch noch so fern, und der Weg für

jetzt noch so unklar sein." — „Sie vergessen Margot dabei," bemerkte Gerhard mit leisem Kopfschütteln. — „O nein, mein Freund!" rief er munter aus. „Aber wißt ihr, was euch beiden fehlt? — Das ist ein wenig Kampf und Drang. Ihr seid zu schnell und leicht euer eigen geworden, euer eigen geblieben! Margarethe müßte nur einmal aus der Noth ihrer Träumerei in die des wirklichen Lebens, wo sie einmal wollen, einmal streifen müßte für ihr Gefühl. Und Ihnen, Schatz, Ihnen fehlt ein Nebenbuhler, aber ein rechter! Da würden Ihre Fluchtpläne und alle Ihre hochlöblichen Gedanken von Entsagung bald auf eine ganz andere, thatenvolle Bahn kommen."

„Sie mögen recht haben," entgegnete der Andere nachdenklich. „Aber nun genug von diesen traurigen Dingen," setzte er hinzu. „Sie haben schon zu lange gewährt, und ein Gespräch darüber kann doch nicht zur rechten Beruhigung und Aufklärung führen. Denn es gibt hierbei keine. — Wir sind an Ort und Stelle für unser bischen Jagd. Attention, Nimrod! Aufgepaßt, Luna! Hierher! — Und nun kein Wort mehr! Nur um Eins bitt' ich — sagen Sie Margot ein tröstlich Wort, und stehn Sie ihr treulich zur Seite." — Hugo lachte und schüttelte die dargebotene Hand des Freundes. „Das ist nichts für mich," sagte er, „darauf versteh' ich mich nicht. Aber ich will was Besseres thun und die Seejungfer vornehmen, sie ein wenig ausholen, was sie etwa ahnt, und sie von eurer Fährte bringen. Das paßt mir! — Also, Freund Gerhard, Vorsicht, Geduld und Vertrauen zu mir! — Und nun voran! — Beim lebendigen Gott, da gehn sie wieder hin! Daß wir auch die verdammten Hunde bei uns haben müssen!" Und beide brachen so schnell wie möglich durch die Büsche, um vor dem flüchtig gewordenen Wilde den Wechsel desselben zu erreichen.

Beide waren eifrige Jäger genug, um vor der erwachten

Jagdlust einstweilen alles übrige zu vergessen, und die Jagd ist eine Beschäftigung, die wie keine andere geeignet ist, den Geist zu erfrischen und zu kräftigen, von trüben Gedanken und Vorstellungen abzuziehen. Luft und Aufregung, Bewegung und körperliche Ermüdung, alles wirkt zu diesem Erfolge zusammen und führt ihn fast sicher herbei, und als sie gegen die Dämmerung wieder nach Schloß Königshofen zurückkehrten, waren sie nicht nur mit der Jagd zufrieden, sondern auch müde und hungerig, so daß sie sich in bequemer Kleidung und vor dem wohlbesetzten Tisch in der Wohnung des Forstmeisters überaus behaglich fühlten. Bei ihrem Plaudern konnte es nicht ausbleiben, daß sie auch auf das am Morgen Verhandelte zurückkamen. Aber Gerhard sah die Sachlage jetzt viel ruhiger an und schaute, durch die Heiterkeit und Sorglosigkeit seines Genossen angeregt, gleichfalls mit Vertrauen und einer gewissen Sicherheit in die Zukunft.

Inzwischen war es spät geworden, Gerhard setzte sich zu einer drängenden Arbeit, und Hugo eilte sich umzukleiden, um noch zur rechten Zeit bei der Großtante erscheinen zu können, wo sich um diese Stunde die Gesellschaft regelmäßig zum Thee versammelte. Denn so viel Freiheit Gräfin Charlotte ihrer Familie und ihren Gästen auch gestattete, und es den Männern zum Beispiel gern nachsah, wenn sie zur Jagdzeit das Diner versäumten, so streng hielt sie, zumal in der schlechtern Jahrszeit, auf diese Theestunde und konnte lange mit dem zürnen, der sich davon ausschloß. Und es war in der That auch niemand, dem diese Ruhe- und Plauderzeit nicht lieb gewesen.

Indessen schien Hugo heut sich in der Zeit getäuscht zu haben, denn der kleine Salon war, als er eintrat, zwar warm und hell wie immer, allein noch leer, und der Kammerdiener ordnete eben das Service auf dem Nebentische und zündete die dort befindliche Lampe an. Der Graf nahm daher in einem der Lehnsessel platz,

die sich in alterthümlicher, aber höchst bequemer Façon um den runden Theetisch reihten, und nachdem er die große Lampe, welche darüber hing, höher gegen die Zimmerdecke geschoben, sah er sich mit all dem Behagen um, welches der schöne Saal in jedem seiner Besucher hervorrief und nährte. Es war in der That ein reizendes Gemach, und wenn seine Einrichtung auch aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammen mochte, so zeigte sie sich doch in einer gediegenen und geschmackvollen Pracht und zugleich in einer Bequemlichkeit und Behaglichkeit, wie man es zu unserer Zeit kaum noch erreichen kann. Die Wände waren bis zu einem Drittheil ihrer Höhe mit verschiedenen Holzarten in zierlichen Mustern getäfelt, der Plafond reich und heiter gemalt, und der Wandraum zwischen diesem und dem Täfelwerk mit prachtvollen Tapeten bedeckt, die sich bei genauer Betrachtung als eine wundervoll feine und gleichmäßige Stickerei erwiesen, bei welcher die kränkelnde Reichsgräfin Josefine, die Großmutter des letzten regierenden Grafen, fast ihr ganzes Leben zugebracht hatte. Sie zeigte sich so wohl erhalten, als sei sie eben erst aus der Hand der geduldigen Arbeiterin hervorgegangen.

Der Kammerdiener hatte auch das Gemach verlassen und Hugo mochte etwa fünf Minuten allein gewesen sein, als sich hinter ihm die Thür zum Kabinet der Gräfin öffnete und sie selbst hereintrat. „Ei mein Gott, noch so zeitig?“ sagte sie, „und du allein hier, Wildfang? Das gesteh' ich! Du besserst dich, Hugo, und nimmst Gesellschaftssitten an.“ — Er lachte. „Diesmal, Großtantchen, verdiene ich Ihr Lob nicht. Ich habe mich wie Sie in der Zeit geirrt.“ — „Nun, die Zeit wäre schon da,“ versetzte sie; „aber ich muß heut wohl ein Auge zudrücken, denn es ist eine große Menge Briefe eingetroffen, und das hebt alle Hausordnung auf. Du hast auch ein paar dabei, Neffe.“ — „Ich sah sie, Großtantchen! Aber es ist nichts Wich-

tiges dazwischen, was nicht bis heut Abend Zeit hätte. Nur so viel sah ich — meinem Vater geht es erträglich. Er hat selbst ein paar Zeilen beigelegt und läßt sich Ihnen empfehlen." — „Das freut mich, das freut mich sehr!" erwiderte die alte Dame, welche, die Hände auf dem Rücken in einander gelegt, im Zimmer auf und ab spazierte; „grüße herzlich von mir, wenn du wieder schreibst. Dein Vater sollte zu uns herüberkommen mit deinen Geschwistern. Was hockt er drüben allein?" — Hugo zuckte die Achseln. „Das thut er nicht, Großtantchen," bemerkte er. „Und das ist ja eben das Unglück, daß wir ihn nicht fortbringen können." — „Wo hast du denn Gerhard gelassen?" fragte sie nach einer Weile. — „Er sitzt bei einer Arbeit und wird heut Abend kaum hieher kommen." — „Ja, ja, er hat jetzt viel zu thun," sprach sie halb vor sich hin. „Ein gewisserhafter, braver, treuer Mann! Ein wahrer Schatz für die Familie!" — „So sagt mein Vater gleichfalls, Großtantchen, und auch ich," entgegnete Hugo.

Sie gab keine Antwort und setzte ruhig ihre Promenade fort, bis sie nach einer Weile vor Hugo stehn blieb und sagte: „auch ich habe vorhin einen Brief von meinem Bruder erhalten, der mich halb lachen, halb aber auch recht nachdenklich macht. Er wird auch dich interessiren, Herr Neffe, und ich möchte einmal deine Ansicht hören. Wir sollten doch jetzt auch nachgerade gesetzt werden und anfangen, Ansichten zu haben," setzte sie lächelnd hinzu und legte ihre Hand auf sein dunkles lockiges Haar. Er nahm die Hand und zog sie an seine Lippen zum warmen Kuß, und als sie dann herzlich sprach: „komm, mein lieber Knabe, du sollst ihn bei mir drinnen lesen!" erhob er sich und folgte ihr bereitwillig ins Kabinet, wo sie ihm den Brief gab, und während er las, die Brille aufsetzte und selbst ein anderes Schriftstück vornahm.

Der Brief war, wie gesagt, von dem Bruder der alten

Erlaucht, dem Freiherrn von Berndingen, welcher, früher Diplomat, sich seit einigen Jahren aus dem Staatsdienst zurückgezogen hatte und nach alter Gewohnheit bald hier, bald dort lebte. Er war aus Wien datirt und lautete nach dem gewöhnlichen Eingange folgendermaßen.

„Bei meinem Spaziergang, der mich täglich zum Stephansplatz und zur Betrachtung und Bewunderung des alten Domes führt, traf ich dort mehrmals mit einem Mann zusammen, der gleichfalls das Bauwerk betrachtete, und als ich ihn bei Gelegenheit einmal anredete, sich so angenehm auszudrücken und so feine Bemerkungen zu machen wußte, daß er mich wahrhaft anzog und eine längere Unterhaltung nicht bereuen ließ. Er war von unscheinbarem, aber nicht unangenehmem Aeußern, verrieth jedoch in allem den Cavalier und nannte sich mir, auf meine höfliche Frage, als ein Graf von Ruysbroek aus Belgien. Die Familie ist mir wohlbekannt, da ein Mitglied derselben im Anfang unseres Jahrhunderts mit mir zugleich in Madrid und damals Attaché bei der französischen Gesandtschaft war. Sie ist eine der besten ihrer Heimat, aber ich hielt sie für ausgestorben. Doch höre ich von meinem neuen Bekannten, daß sein Vater — der oben erwähnte Attaché, sich im Jahre 14 oder 15 aus dem Dienste zurückzog und seiner Vermögensverhältnisse wegen bis an seinen Tod sehr eingezogen auf dem letzten kleinen Besitzthum in Flandern lebte.

„Mein junger Bekannter — er mag etwa sechsunddreißig Jahre zählen — zog mich, wie gesagt, an, und zwar nicht nur durch seine Unterhaltung und seinen Geist, sondern auch durch sein ganzes, höchst angenehmes Wesen, wie man es bei den jüngern Generationen leider immer seltner trifft. Wir wohnten, bis ich vor acht Tagen meine jetzige Wohnung bezog, auch im selben Gasthof und verkehrten daher häufig mit einander. Dabei konnte

mir nicht verborgen bleiben, daß der Graf oft niedergedrückt, ja finster erschien, und nachdem ich diesen Punkt mehrmals vergebens berührt — der Mann flößte mir eine wahrhafte Theilnahme ein — hat er mir vor einigen Abenden folgendes mitgetheilt.

„Das Vermögen seiner Eltern, das nie bedeutend gewesen, sei durch den Krieg noch mehr ruinirt worden, nach dem Tode seiner Mutter sei ihnen durch Gott weiß welche Kabalen, eine bedeutende Erbschaft derselben entzogen, und sein Vater und nach dem Tode desselben auch er selbst hätten in großer Dürftigkeit, ja Armuth gelebt. In den Staatsdienst der Heimat zu treten, sei beiden durch ihre politische Ueberzeugung unmöglich geworden. Auch hatte der Sohn nur den Unterricht seines Vaters und eines alten Priesters erhalten und sich dann durch eigene Studien weitergebildet. Als der Vater starb, lebte Graf Raimund — so heißt er — eingezogen wie bisher und wußte von keinen Ansprüchen an Welt und Leben, oder hatte sie nothgedrungen aufgegeben; denn trotz aller Sparsamkeit schwand das Vermögen immer mehr zusammen.

„Da erhielt er durch die Behörde die Nachricht, daß seinem Hause in Galizien, wohin sich vor 150 Jahren eine Comteß Ruysbroek an einen polnischen Magnaten verheirathet hatte, eine sehr bedeutende Erbschaft zugefallen sei und der Erbe zur Eröffnung eines dem Testament angehängten Codicills erwartet werde. Ungläubig reiste er nach wiederholter Aufforderung ab, fand jedoch die Nachricht bestätigt und die Erbschaft überaus bedeutend. Die Papiere, die er mir mitgetheilt und auch andere Erkundigungen, die ich angestellt, lassen das Vermögen wirklich als ein fürstliches erscheinen. — Das Codicill verlangt aber von dem Erben, daß er entweder schon mit einer Dame von makellosem, stiftsfähigem Adel verheirathet sei oder eine solche im

Laufe des ersten Jahrs nach dem Antritt der Erbschaft heimführe, widrigenfalls er nicht nur die Erbschaft verliert, sondern auch alles zu ersetzen hat, was er in dem Jahre von den Einkünften verwendete.

„Diese Clausel ist es, die den jungen Mann unglücklich macht. Er kennt nicht allein keine einzige Dame, sondern verkehrte seit dem Tode seiner Mutter auch mit keinem weiblichen Wesen und hat — es ist zum Lachen! — vor ihnen eine wahrhafte Angst, so daß er sich nicht entschließen kann, in eine Gesellschaft zu gehn, wo er Damen begegnen möchte, und selbst das Theater nur ungern besucht. Er ist in der That von einer Schüchternheit, die eine Klosterfrau zieren würde, und als ich ihn neulich im Theater in der Nähe einer Dame sah, stand ihm der Angstschweiß auf der Stirne. Dazu kommt seine Bescheidenheit, und der Glaube, daß er innerlich nicht genug gebildet und äußerlich zu wenig anziehend sei, um jemals Anspruch auf Herz und Hand einer Dame machen zu können. Und so ist ein halbes Jahr der gesetzten Frist herum, und er kennt weder eine Frau, noch hat er Bekanntschaften, die ihm bei seinem Zweck förderlich sein können. Denn er ist überhaupt menschenscheu. Und andrerseits ist er verständiger Mann genug, um die Erbschaft nur ungern zu verlieren, zumal er dann noch einen Ersatz leisten müßte, der, wie solid er lebt, dennoch beinah sein ganzes kleines Vermögen verschlingen würde.

„Du wirst hieraus ersehn, um was es sich handelt, meine gute Charlotte. Schloß Königshofen wäre, glaube ich, der passende Ort für ihn, seine Menschen- und Weiberscheu zu verlieren; er findet bei euch Ruhe, Ordnung, Anstand und vor allem nicht den Firlefanz modischer Sitten und modischer Bildung, die er mit Recht hauptsächlich an der Damenwelt fürchtet und verabscheut. Daher werde ich ihn bei einer Reise, die er demnächst

nach Flandern zu machen hat, über Königshofen dirigiren und empfehle ihn dir zur freundlichen An- und Aufnahme. Gegen ihn, dem ich schon hiervon geredet, habe ich nur Dich erwähnt, meine gute Charlotte. Unter uns aber darf ich auch wohl auf Deine Enkelin, Margarethe Hirschegg, hindeuten, die so viel ich weiß, noch frei ist und deren Verheirathung und Zukunft Dir, wie Du schreibst, des geringen Vermögens wegen Sorge macht. Von Vermögen wäre bei dem Grafen Raimund keine Rede; er hat leicht so viel, daß er die Reichs- und die andere Grafschaft Hirschegg dazu kaufen könnte. Dagegen erfüllt Deine Enkelin die Bedingung des Codicills im vollsten Maße; ich entsinne mich keiner Mesalliance im Geschlecht derer von Hirschegg und noch weniger im Geschlechte Berndingen. Und wie ich das Glück habe Dich zu kennen, wirst Du Deine Enkelin auch so haben erziehen lassen, daß sie nicht auf das Flittergold glatter Züge und Formen, sondern auf das sieht, was den wahren Cavalier macht und was Graf Raimund besitzt, wie kaum ein anderer Mann meiner Bekanntschaft. Doch das wirst du bald selbst am besten beurtheilen können.

„Es sollte mich wahrhaft erfreuen, wenn dieser Brief dazu dienen könnte, Deine Sorgen zu erleichtern und hinwegzuräumen. Wenn ich aber recht verstanden, daß dein Vetter, Graf Wolfgang, für seinen Sohn an die Hand seiner Enkelin denkt, und daß dieser Sohn selbst — er heißt Hugo, glaube ich? — leider, zu deiner höchsten Verstimmung, selbst diesen Gedanken hegt, so hättest Du hier eine vielleicht sich nie wieder so günstig darbietende Gelegenheit, diese Dir mit Recht unwillkommenen Pläne ein für allemal umzustoßen, ohne —"

Hugo hatte während seiner Lecture, wie die ihn heimlich beobachtende alte Erlaucht wohl bemerkte, mehrmals nur mit Mühe seine Heiterkeit unterdrückt; bei dem ganzen letzten Satze

aber verzog sich sein Gesicht immer mehr und mehr, und nun ließ er das Blatt fallen, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und brach in ein Gelächter aus, wie es diese Räume vermuthlich lange nicht so laut und ungenirt gehört hatten. Es steckte auch die Gräfin an, und indem sie ihm das Blatt fortnahm und ins Couvert schob, sagte sie: „das Uebrige ist Nebensache. Nicht wahr, Tollkopf, du warst bei dir selbst?“ — „Freilich, freilich!“ rief er noch immer lachend, „und daß wir, der Vater und ich, es auf solche Weise nicht übel nehmen könnten —! — O, Ihr Bruder, Großtantchen, ist ein prachtvoller alter Herr!“

Sie nickte lachend. „Du hast recht, er ist gar vorsichtig und rücksichtsvoll, mein alter Karl Anton. Aber nun, du wilder Knabe, laß einmal dein Lachen und sage, was du selbst dabei denkst?“ — „Ich? Lieber Gott, was soll ich denken? Ich bin überzeugt, daß Gretchen nicht auf das Flittergold, sondern auf den ächten Cavalier sieht, und daher — lassen Sie ihn kommen, so bald wie möglich! Wir wollen ihm eine Ehrenpforte bauen bis in den Mond, und von allen Thürmen sollen die Banner der Hirschegg-Königshofen wehen!“

„Unsinn!“ sagte sie halb lachend, halb ärgerlich. „Ich will wissen, was du selbst dabei fühlst und denkst?“ — „Ich? Unsterbliche Neugier und unendliche Freude, die Bekanntschaft dieses romanhaften Ritters zu machen.“ — „Ist das dein Ernst, Hugo?“ fragte sie mit festem Blick. „Seine Ankunft und Bewerbung ist dir nicht zuwider?“ — „Bei meiner Ehre, Großtantchen, nein! Ich freue mich im Gegentheil darauf und gönne diese Bewerbungen meiner lieben Cousine von ganzem Herzen.“ — „Das verstehe ich nicht!“ bemerkte die Erlaucht, den Kopf schüttelnd. — „Ei, Sie werden's schon noch einmal verstehn,“ versetzte der lustige Neffe. „Ich liebe Räthsel aufzugeben.“

Im Salon ward es laut, in der geöffneten Thür des Ka-

binets erschien der Kammerdiener, um zu melden, daß der Thee bereit und die Gesellschaft versammelt sei. „Ich komme, Karl. Sie können gehn," sprach die Gräfin, und als die Thür sich geschlossen, nahm sie die Brille ab, stand auf, und Hugo mit fast mütterlicher Zärtlichkeit in die blitzenden blauen Augen sehend, sagte sie: „bist du denn Diana's sicher, mein lieber Knabe?" — Hugo zuckte, schelmisch lachend, die Achseln. „Großtantchen, Großtantchen!" entgegnete er, „wo denken Sie hin? Sie wissen doch, alle Seegeschöpfe, Fische, Aale und Seejungfern, sind glatt. Wer kann deren sicher sein, und hielt er sie in der Hand?"

Die alte Erlaucht schüttelte lächelnd den Kopf und erhob drohend den Finger. „Unverbesserlicher!" murmelte sie, und beide traten zu den Damen in den Salon.

Fünftes Kapitel.

Le comte Raimond de Ruysbroek.

„Das ist eine kuriose Frage, mein liebes Kind," sprach die Gräfin, „und am kürzesten und wahrhaftigsten könnte ich sie Ihnen beantworten, wenn ich eine Redensart wählte, die der Hugo mit von seiner Universität gebracht und mich trotz ihrer Albernheit doch damit immer zum Lachen bringt: ‚das will ich Ihnen ganz genau sagen — das weiß ich nicht!' Aber die Sache ist zu ernst für solchen Scherz, obgleich er hier wahr genug wäre. — Sehn Sie," fuhr sie fort, und schüttelte dabei leise den Kopf, „das ist es, was ich immer sage: in eine Familie, wie die unsere, wo alles an den ältesten Sohn fällt, darf keine arme Frau heirathen. Für ihre andern Kinder, und besonders für die Mädchen bleibt dann nichts als der alte Name, und wie viele fragen jetzt noch in der Welt nach dem? Die Einkünfte — oder sagen Sie, Vermögen — der Gräfinnen Töchter von Hirschegg-Königshofen sind sehr unbedeutend, und wenn mein seliger Herr mich aus großer Liebe nicht besonders günstig gestellt und Gott mich nicht so lange am Leben gelassen, so hätte Gretchen so gut wie nichts." — „Aber Margarittas Mutter, Ihre

Frau Tochter, Mama, und auch ihr Vater besaßen doch Vermögen," warf Diana ein.

Die alte Erlaucht neigte das Haupt. „Das meinte ich vorhin," erwiderte sie; „das weiß ich wohl! Aber das gehört zu den Mysterien unseres Hauses. Mein Schwiegersohn, Graf Eugen, war sehr wohlhabend. Ein Jahr vor seinem Tode verkaufte er noch überdies vortheilhaft genug seine Besitzung, um sich, nach meinem Wunsche, hier in der Nähe anzukaufen. Denn ich liebte meine Tochter sehr, mein liebes Kind; sie war so ganz nach meinem Herzen. Den Winter lebten sie in Frankfurt und da brach die Krankheit meines Schwiegersohns aus — anscheinend gar nicht gefährlich. Die Aerzte schickten ihn im Sommer mit der bestimmten Versicherung nach Ems, daß er gesund zurückkehren werde. Aber er starb dort plötzlich, mein Kind, so plötzlich, daß er seiner Frau, die ihn keinen Augenblick verlassen hatte, nicht ein Wort mehr sagen konnte. Und als man dann an die Regulirung des Nachlasses kam, fanden sich keine Schulden, aber auch kein Vermögen — kein einziger Nachweis, nicht ein einziges Dokument — gar nichts, mein Kind, — und so viel man forschte, niemand konnte oder wollte Auskunft darüber geben. Sein früherer Banquier in Mannheim wies auf das klarste nach, daß Graf Eugen auch die letzten Kapitalien im Frühling eingezogen habe; sein Geschäftsführer erwartete nach dem letzten Brief, den er vom Grafen erhalten, erst neue Instructionen. Und die Verwaltung des Vermögens war das einzige, was mein Schwiegersohn selbständig und ohne Zuziehung seiner Gemahlin besorgte. Hiervon hatte Lucie nie etwas erfahren, nie eine Einsicht in den Stand dieser Angelegenheiten erlangt. Und dabei blieb's."

„Aber hat man denn gar keine Spuren, Mama?" fragte Diana lebhaft. „Hat ihr Herr Schwiegersohn vielleicht spekulirt?

— Ich habe in der Gesellschaft meiner Tante oft genug von solchen Dingen hören müssen. Da soll man furchtbar rasch und sehr viel verlieren können. — Oder war ein großartiger Diebstahl möglich?" — Die Gräfin schüttelte wieder, diesmal ein wenig verächtlich, den Kopf. „Unmöglich!" versetzte sie dann. „Von letzterem konnte keine Rede sein. Und von Spekuliren nun gar nicht. Graf Eugen hätte das so wenig gethan, wie Sie oder ich. Er war vornehmer Mann, und ein solcher that das damals noch weniger als jetzt; das überläßt er Juden und Parvenüs; für dergleichen ist das was. — Er hat auch nicht gespielt, noch sonstige Extravaganzen begangen; meine Tochter würde das niemals zugegeben haben, denn sie war sehr selbständig und entschieden. Wollte Gott, Gretchen hätte davon ein wenig mehr geerbt; sie ist mir bald gar zu träumerisch und sanft. Ich muß wirklich daran denken ihr einen Mann zu geben, der sie stützt und trägt, noch über die alltägliche Liebe hinaus, und der neben alledem auch noch die Milde und Geduld hat, mit der man ihr Wesen aufnehmen muß, wenn sie nicht gleich verschüchtert werden und verzagen soll. — Aber wo den finden?" —

„Darf ich Ihnen wohl einmal etwas sagen?" bemerkte Diana nach einer Pause, legte den Arm leise um die alte Frau und sah schmeichelnd zu ihr empor. „Aber wollen Sie mir auch gewiß nicht zürnen, Mama?" — Und als die Gräfin freundlich lächelnd nickte, fuhr sie fort: „halten Sie es für gut, daß Margaritta hier so abgeschlossen lebt, wo sie niemand sieht, niemand kennen lernt als die Untergebenen? Und doch, liebe Mama, sagen Sie selbst, daß Margaritta gar zu sanft und schwach ist; und ich setze hinzu: sie ist es so sehr und dazu von solcher Innigkeit und Zärtlichkeit, daß sie sich nicht nur nach einer Stütze sehnt, nach einem Halt — sondern daß sie auch einen Menschen haben muß, dem sie ihr ganzes Herz, ihr ganzes Sein und

Wesen hingeben kann. — Ich habe das ja selbst damals im Kloster am besten erfahren," setzte sie lächelnd hinzu. „Wie strebte sie mir entgegen, wie hat sie mich erobert! muß ich sagen. Wie schloß sie sich mir an und fand alles in mir, gab sich mir hin mit der vollen Innigkeit ihres Herzens! — Sollte ein solcher Charakter in solcher Einsamkeit nicht gefährlich werden können, für Margaritta selbst und — für andere, liebe Mama?"

Die Gräfin antwortete nicht sogleich; gedankenvoll schaute sie in den Park hinaus, auf die wirr gekreuzten Zweige und Zweiglein von Strauch und Baum, die mit Schnee und Eis sich wie kandirt zeigten, und auf die Oeffnungen der Pfade und Alleen, welche jetzt mit einem leichten bläulichen Duft erfüllt waren. „Das hat mir früher schon oft genug Sorge gemacht," sagte sie endlich ernst. „Die Einsamkeit und Einförmigkeit unseres Lebens sind nicht gut für Gretchen. Aber was thun, mein liebes Kind? Da zeigen sich recht die betrübten Zustände unserer Familie! Ich selbst habe den Aufenthalt in Städten nie geliebt und bin jetzt auch zu alt dazu, noch mit Gretchen nach Wien oder München zu gehn; halb und halb könnte ich, wie die Sachen nun einmal liegen, auch gar nicht von hier fort. Mein Stiefsohn, wissen Sie, kann nirgends ein Haus machen, und bei Hugos Vater ist es damit, für jetzt wenigstens auch vorbei. Gretchen aber mit einer bekannten Familie dort leben zu lassen, kann ich mich nicht entschließen. Wir haben nicht viel Bekannte, und niemand, dem ich von Herzen diesen Schatz anvertrauen möchte. Und was ich von der Lockerheit der Ansichten und Sitten höre und sehe — und noch mehr, was ich von der Frivolität des Lebens in der jetzigen Gesellschaft erfahre, erschreckt mich, liebes Kind. Sie kennen das ja nicht, und ich kann es Ihnen daher auch nicht so genau zu auseinandersetzen; aber es ist eine böse Zeit!"

„Nun," fuhr sie nach einem kurzen Schweigen fort, „das

war früher, und für den nächsten Sommer wird der Herrgott ja auch sorgen. Jetzt bin ich ruhiger als je. Sie sind ja hier, Diana, und eine Stütze und ein Segen für mein Kind, wie Sie es selbst nur begehren können. Gretchen hängt mit unglaublicher Liebe an Ihnen." — Diana schüttelte mit einem eigenthümlichen Lächeln den schönen Kopf. „Sie verstehn mich wohl nicht ganz, liebe Mama," versetzte sie. „Auch dies alles ist übel genug für Margaritta; allein ich meinte nicht sowohl die Stille ihres hiesigen Lebens, sondern mehr eine Folge derselben. Margarittas Herz muß für jemand schlagen, ihr Kopf muß von etwas träumen — und da meine ich: sollte sie dies Herz, dieser Kopf hier nicht irre führen können und —"

„Fräulein von Kaufberg meint nämlich, Großtantchen, daß sich Gretchen in Ihren alten Hubert oder mich verlieben könnte," sagte hier plötzlich Hugo, der von den Damen nicht bemerkt, aus der Thür des Frühstückssaals gleichfalls auf die Terrasse getreten war und Dianas letzte Worte gehört hatte. „Und da wir beide nun ein paar kalte Menschen und anerkannte Weiberfeinde sind," fuhr er lustig und mit einer neckischen Verbeugung gegen Diana fort, „so wäre das allerdings eine bitterböse Geschichte, ‚das Fräulein wär' übel daran, und heirathet am Ende auch aus Aerger den ersten besten Mann, der ihr in den Weg gelaufen'!"

Die Damen hatten sich von ihrer ersten Ueberraschung wieder erholt und konnten bei seinen Worten nicht das Lachen unterdrücken, obgleich Diana zuerst ein wenig ärgerlich darein gesehen und auch während des Lachens die leichten Falten von ihrer Stirn nicht ganz verbannen konnte. Die alte Dame erhob aber jetzt nur strafend den Finger und bemerkte: „daß du das abscheuliche Erschrecken nicht lassen kannst, du A[illegible]d! — Uebrigens," wandte sie sich dann an ihre Begleite[illegible] möchte auch ich, wie der da, nur im Ernst, Ihre Befürcht[illegible] nicht theilen."

— „Und auch ich möchte das um so weniger, gnädiges Fräulein,“ sprach Hugo mit gutgespieltem Ernst, „da die Einsamkeit hier auch wieder ein Ende nimmt. Es ist eben ein Fremder gekommen, Großtantchen, und ich habe Karl die Karte abgenommen, die er Ihnen bringen wollte. Hier ist sie.“

Die Erlaucht nahm das dargebotene Blättchen, hielt es weit von ihren Augen und las: „Le comte Raimond de Ruysbroek.“ — Ihr Arm sank herunter und sie sah ihren Neffen einen Augenblick verwundert an. „Wie denn? Der Graf von Ruysbroek?“ murmelte sie dann nachdenklich vor sich hin. — „Ein schöner Name!“ rief Diana. — „Freilich, ich bin gleichfalls neugierig auf ihn!“ meinte Hugo.

Gräfin Charlotte hatte ihre erneuerte Ueberraschung inzwischen überwunden. „Mein Kind,“ wandte sie sich ruhig an ihren Neffen, „du mußt schon die Güte haben, den Herrn einstweilen zu empfangen und ihm mitzutheilen, daß er mir willkommen und daß ich ihn in einer halben Stunde oder wann es ihm bequem, im Salon erwarte.“ Und zu dem Kammerdiener, der eben in der Thür des Frühstückssaals erschien, fuhr sie fort: „lassen Sie dem Herrn Grafen Zimmer im Josefsbau anweisen, Karl, und seine Effekten dahinschaffen. Er möchte einige Tage verweilen.“ Dann, nachdem beide Männer sich entfernt, nahm sie ihren Spaziergang auf der Terrasse wieder auf, verharrte jedoch in nachdenklichem Schweigen, und selbst als Diana neugierig fragte: „wer ist der Herr? Sie kennen ihn schon, Mama?“ — gab sie nur die kurze Antwort: „mein Bruder hat mir seinen Besuch gemeldet. Ich kenne ihn noch nicht.“ — Gleich darauf ging sie nach einer freundlichen Verbeugung in die Thür, und Diana blieb allein.

Lange war das freilich nicht der Fall, und sie hatte es auch wohl vorher sie gewußt, denn als wenige Minuten später

Margarethe heiter und mit den Worten aus der Thür sprang: „da bin ich, Diana!“ — blieb sie stehn und sagte ruhig: „endlich, Margaritta! Sind deine Briefe beendigt?“ — „Ja, Gott sei Dank!“ versetzte die junge Gräfin. „Nun schreibe ich aber auch in vierzehn Tagen kein Wort mehr. Ich hab' es satt!“ Und dann ihren Arm um die Freundin schlingend, zog sie dieselbe mit sich die Terrasse entlang. „Wie ich solch einen Tag liebe!“ plauderte sie dabei; „so still, so milde, so friedlich! — Das ist nicht wie ein Regen- oder Schneetag, wo's uns bis ins Herz hinein schauert. Und auch nicht wie jener, wo die Sonne so hell strahlt, als nähme sie all ihre Macht zusammen und als sagte sie zum Menschen: da bin ich! Nun sei auch hübsch zufrieden und fröhlich! — Das ist nichts für mich. Ich liebe es so wie heut, da kann ich heiter sein, während mich das scharfe Licht aufregt, die rauhe oder wilde Luft niederdrückt. Was sind die Menschen dumm, daß sie es verbieten wollen, vom Wetter zu reden, obgleich dasselbe doch von so großem Einfluß auf uns ist.“ — „Ist das nur vom Wetter, daß du heut so munter bist, Margaritta?“ fragte Diana nach einer Weile und schaute die Freundin mit ihren blitzenden Augen durchdringend an. — „Freilich, und auch von der wohl vollendeten Arbeit,“ gab Margarethe zur Antwort. „Aber ich habe dich schon längst fragen wollen — entweder nennst du mich seit einiger Zeit gar nicht mehr, Diana, oder nur noch ‚Margaritta.‘ Weßhalb eigentlich?“ Sie waren stehn geblieben.

Diana hatte die Arme unter dem Shawl über die Brust gekreuzt, ihre ganze Haltung und Stellung drückte einen gewissen Trotz aus, auch ihre Augen blickten trotzig und in ihrer Stimmung klang dieselbe Regung, als sie endlich nach einer Pause erwiderte: „nun, das bedarf doch wohl keiner Erklärung? Mir däucht, du mußt es nur für natürlich halten, daß ich in der Aeußerung

meiner Liebe zu dir ebensowenig mit jemand theilen mag, wie in der Liebe selbst. Ich mag nicht reden zu dir wie jedermann, denn ich bin nicht jedermann, sondern ich selbst, Diana Kaufberg. Und am wenigsten theile ich mit dem da!" Sie warf die Hand mit einer verächtlichen Bewegung gegen den Josefsbau hinüber, wo die Fenster der Wohnung des Forstmeisters sich eben von der drinnen angezündeten Lampe erhellten.

Margarethe war tief erröthet, aber in den feinen und weichen Zügen ihres Gesichts zeigte sich nichts von Zürnen oder Erstaunen, sondern nur eine tiefe Wehmuth. Nach einem langen, fast vorwurfsvollen Blick auf die Freundin senkte sie die Augen und sagte mit leise bebender Stimme: „das verstehe ich nicht, Diana. Du bist sehr ungerecht." — „Ungerecht?" rief sie bitter. „Ungerecht? Das ist in der That zum Lachen! Also weil ich dich nicht nennen mag, wie ein andrer, — weil für mich der Name, den ich dir gebe, kein leerer Klang ist, sondern seine Bedeutung hat als Ausdruck meiner Liebe, weil ich solche Vertraulichkeit zwischen dir und dem Menschen unpassend finde — deßhalb ungerecht? Ist's so weit, Margaritta? — Aber was frage ich? — Ich weiß es ja! Ich habe es ja selbst gehört — gesehn!" setzte sie hinzu, und in der leisen tiefen Stimme, mit der sie jetzt sprach, hörte man dennoch die ganze Leidenschaftlichkeit ihres ungestümen Herzens. „O Margaritta, Margaritta, wie konntest — wie kannst du dich so vergessen!" — Die Andere sagte kein Wort und gab keinen Laut von sich. Mit leicht gesenktem Haupte stand sie vor der heftigen Freundin ohne Bewegung; selbst ihr Athem schien stille zu stehn.

„Ich weiß es — ich fühle es und leugne es nicht," fuhr Diana noch einmal fort, „ich bin Egoistin in diesem Punkt; ich kann nichts Halbes brauchen, ich will für mich ein ganzes Herz und eine ganze Liebe. Siehst du, Margaritta, das habe ich dir

schon gesagt und muß es nun wiederholen. Aber hierbei ist das nicht die Hauptsache. Hier gilt es dir selbst und dieser — dieser Neigung zu dem Mann, der deiner so gar nicht würdig ist. Ich muß dich erwecken aus diesem Traum! Ich muß dich losreißen von dieser — Phantasie! Bedenk' es wohl, Margaritta — mich stößest du damit auf ewig von dir; du zwingst mich, diese Liebe zu dir, diese abgöttische Liebe, aus meinem Herzen zu reißen und unglücklich und elend zu werden für all meine Lebenszeit. Denn du bist die Einzige, der ich mein ganzes Herz hingegeben, die ich angebetet habe bis in den kleinsten Zug ihres Wesens. Wie soll mir da sein ohne dich? Und doch müßte es so kommen! Ich würde dich nicht mehr lieb haben — ich müßte dich verleugnen wie alle Welt. — Wähle, Margaritta, wähle!" setzte sie leidenschaftlich hinzu und ergriff der Freundin Hände. „Aber ich weiß es, ich gelte dir nichts mehr! Du hast nur Untreue für mich und meine Liebe."

Die Exaltation, mit der sie nicht nur gesprochen, sondern auch gefühlt, hatte sie wenig auf die Freundin achten lassen, an welche doch ihre Worte gerichtet waren. Jetzt jedoch, da sie ihr Gesicht dem der Andern genähert hatte, bemerkte sie, daß Margarethens Augen voll Thränen standen, und als diese nun langsam ihre Hände losmachte und sich mit leisem Schluchzen umwandte, warf Diana beide Arme ungestüm um die schlanke, bebende Gestalt und sprach mit unterdrückter Stimme: „zürnst du mir, Margaritta? Habe ich thörichtes Kind dir weh gethan? Verzeih' mir, Margaritta! Mein theures — theures Kleinod, sei wieder gut! Ich will ja alles, was du willst! Nur weine nicht, nur zürne mir nicht mehr! Sieh, ich habe dich so abgöttisch lieb, daß ich sterben müßte, wenn ich deine Liebe nicht mehr hätte! — O Margaritta!" Und ihre Stimme sank zum Flüstern herab, und ihre Augen blitzten von Thränen, — „o

Margaritta, bitte, bitte, bitte! Vergib mir! Mein einziges — einziges Herzenslieb!"

Margarethe hatte sich langsam wieder umgewandt, ihre Arme um den Hals der aufgeregten Freundin geschlungen und ihren Kopf auf deren Schulter gesenkt. Nun erhob sie ihn wieder, und durch Thränen lächelnd versetzte sie flüsternd: „du liebe — böse — liebe Quälerin! Was machst du uns beiden nur das Herz so schwer! Wie könnte ich dir wohl zürnen, da ich doch weiß, wie lieb du mich hast, und daß nur dein wildes, heißes Herz dich zuweilen fortreißt!" Und indem sie dann den Kopf Dianas zwischen ihre Hände nahm, und die Stirn gegen die der Andern lehnend, innig und tief in ihre Augen schaute, setzte sie hinzu: „du sagst von meiner Untreue. Aber glaube mir nur, ich liebe dich viel — viel mehr als du mich! — Sieh, ein Kuß auf die Augen, heißt's, geht grade ins Herz hinab. Fühlst du, wie treu und warm das meine für dich ist, Diana?" So standen sie fest verschlungen, im langen, heißen Kuß, und als sich die Lippen lösten, blieben sie dennoch so eng umfaßt stehn, Wange an Wange gelehnt und flüsterten einander heiße und innige Liebesworte zu.

Es gibt nichts auf der Welt, was einer solchen Uebertreibung und Ueberspanntheit fähig wäre und doch daneben von einer so tiefen und reinen Innigkeit sein könnte, wie Herz und Gefühl eines jungen Mädchens; und es gibt auch nichts rührenderes und zugleich wieder komischeres als die Weise, in der zwei solche junge Wesen diese Herzen einander hingeben, diese Gefühle für einander ausdrücken und austauschen. Hausbackene Naturen freilich verstehn davon nie etwas als die Uebertreibung und schütteln zu solchen „Albernheiten" mißmuthig den Kopf.

Selbst Hugo, der in diesem Augenblick wieder auf die Terrasse trat und die beiden eng verschlungenen Gestalten sah,

überkam es schon bei diesem Anblick mit einer Art von Rührung und Scheu, und offen herantretend sprach er zu den Freundinnen, welche ihn Arm in Arm stehend erwarteten, ganz abweichend von seiner gewöhnlichen neckenden Weise die Botschaft der Großmutter aus, welche Margarethe bei sich zu sehn wünschte.

Diana lachte heiter. „Soll sie schon dem neuen Ankömmling vorgestellt werden?" fragte sie, und als Margarethe auf Hugos beistimmendes Lachen nach der Bedeutung dieser Worte forschte, setzte sie hinzu: „ei es ist da ein Graf Raimund de — de — der Himmel mag wissen, von was! — angekommen, dem Benehmen deiner Großmutter bei seiner Ankunft nach, eine etwas mysteriöse Person und von deinem Cousin hier zu einem Freier für dich gestempelt. Was ist es für ein Mann?" wandte sie sich an Hugo. — Er zuckte die Achseln. „Wie Sie sagen — mysteriös, mir wenigstens unverständlich und auffällig. Bald von einer Schüchternheit des Benehmens wie eine junge Pensionärin, dann wieder von einer Nonchalance, die wenig dazu paßt, ja scharf damit kontrastirt, und zuweilen sogar mit Blicken um sich schauend, die eigenthümlich schnell und forschend — ich möchte am liebsten sagen: unverschämt sind. Endlich hat der Herr einen alten Diener bei sich, dessen Augen ich noch nicht gesehn, so selten schlägt er sie auf. Aber er schleicht wie eine Katze, die Milch gestohlen und ein böses Gewissen hat." — „Schauerlich!" lachte Diana. „Was Sie nicht alles sehen, Herr Poet!" — Und mit einem neuen Achselzucken entgegnete er: „das war der erste Eindruck und ich will wünschen, daß er sich verliert. Denn sonst wär's keine angenehme Zugabe zu unserm fröhlichen Leben."

Inzwischen ging Margarethe nach einigen weitern scherzenden Worten, und da Diana erklärte, daß sie ihren Spaziergang noch fortsetzen wollte, allein ins Haus hinein, und Hugo schritt mit der Zurückbleibenden plaudernd die Terrasse auf und nieder.

Die Dämmerung hatte unterdessen schnell zugenommen und im Schlosse zeigten sich bereits überall erhellte Fenster, während die Gruppen des Parks zu immer undeutlicheren Massen verschwammen. Die beiden jungen Leute wurden dadurch noch mehr, so zu sagen, auf sich angewiesen, und nach der Scene zwischen den Freundinnen, welche Dianas ganzes Wesen durchschüttert und zuletzt in der Versöhnung sie ungewöhnlich weich gemacht hatte, war es kein Wunder, daß die Nachklänge dieser Weichheit und Innigkeit noch jetzt durch ihr Wesen bebten und von Hugo alsobald bemerkt wurden. Es erfaßte den jungen Mann wunderbar und zwar um so mehr, je weniger er auf solche Stimmung des schönen Mädchens vorbereitet sein konnte; und plötzlich und ohne über seine Worte nachzudenken, sagte er stehen bleibend: „hören Sie, Diana, Sie sind ein wahrer weiblicher Proteus! Wie kommen Sie jetzt nur zu Gretchens Sanftmuth und Milde, grade Sie? — Aber kleiden thut es Sie zauberhaft."

Sie blieb gleichfalls stehn und versetzte halb neckend, halb nachdenklich: „nun natürlich! — Ihre Cousine ist ja eine leibhaftige Fee — und wenn die ihre Macht und ihren Zauber über ein andres Wesen breitet, muß das wohl davon erfaßt werden — selbst eine Nixe, wie ich," setzte sie lachend hinzu. „Aber ohne Scherz," fuhr sie dann fort, ohne Hugos leises Kopfschütteln zu beachten, „Ihre Cousine ist ein wunderbares Wesen, dem man sich nicht entziehn, gegen das man nicht kämpfen kann. Ich hatte wohl Grund, mit ihr zu zanken, zu zürnen — auch Sie betrifft das, Graf Hugo! — und das Resultat war dasselbe wie immer bei unsern Streitigkeiten — ich gab nicht nur nach, sondern ich bekannte demüthig, daß mein Recht Unrecht sei und ward ihr inniger zu eigen als je. Ja noch jetzt bin ich betrübt, daß ich ihr weh gethan, und habe sie so abgöttisch lieb, wie nie zuvor."

Er schüttelte mit einem schelmischen Lächeln den Kopf.

„Weiß Gott, Fräulein Diana," sagte er, „dazu gehört ein starker Glaube, daß Sie der nachgebende, demüthige Theil seien, und nun gar Gretchen gegenüber!" — „Weßhalb?" rief sie lebhaft. „Glauben Sie vielleicht auch, daß ich besonders kraftvoll und herrschsüchtig sei, gern und leicht dominire?" Und als Hugo lächelnd nickte, fuhr sie eifrig fort: „o wie unrecht habt ihr alle! Nein, im Gegentheil! Margaritta beherrscht mich grenzenlos und — macht sie nur ein betrübtes Gesicht, so laß ich mich von ihr um den Finger wickeln." — „Lieber Gott!" sagte Hugo mit einem komischen Seufzer, „wem das auch einmal so gut würde!" — „O das ist gar nicht so schwer, Graf Hugo," gab sie lachend zur Antwort. „Es kommt nur auf den Menschen an und auf die Weise!" — „Gut!" versetzte er, „geben Sie mir einmal ihre Hand!" — „Wollen Sie mich etwa um Ihren Finger wickeln?" fragte sie neckend. Aber als er seine Rechte hinhielt und leise: „bitte, bitte!" dazu sagte, erhob sie die Augen für einen Moment mit einem eigenthümlich dunklen Blick zu den seinen und legte dann wie mit plötzlichem Entschluß ihre feste schmale Hand in die seine und fühlte die Finger mit einem leichten Drucke umfaßt.

„Wollen Sie nun ganz gut und demüthig sein, Diana, wie gegen Gretchen — so lassen Sie mir die Hand," sprach er leise und innig. — Sie sah nicht auf, sie antwortete auch nicht sogleich, und erst nach einer Pause fragte sie eben so leise und mit einem leichten Beben der Stimme: „wozu?" — „Zum Leben, Diana!" flüsterte er erregt und preßte ihre Finger in die seinen. „Sie wissen's doch, daß ich Sie — unmenschlich lieb habe!" — Wieder nach einer Weile erst sah sie — man möchte sagen: lauschend — zu ihm empor und versetzte: „und haben Sie keine Angst vor der Seejungfer? — Nixen sind falsch, sie verlocken und — verlassen." — Er nahm auch ihre andere Hand und zog beide ungestüm an die Lippen. „O," sagte er, und man hört'

es seiner Stimme an, daß er nur mit Mühe ein helles Aufjubeln unterdrückte, „o, dafür habe ich keine Sorge! Wo will die Nixe hin, wenn der, den sie liebt, ihres Gleichen und im selben Element ist?“ — „Uebermüthiger!“ flüsterte sie lächelnd.

„Diana,“ sprach er nach einem Augenblick des innigsten Anschauens, „Sie haben es mir noch nicht gesagt — lassen Sie mir die Hand?“ — Sie schüttelte lächelnd den Kopf. „Haben Sie sie nicht?“ — „Aber Diana, ich muß auch das Herz dazu haben — das ganze Herz!“ — „Ungenügsamer Mensch! Und wenn ich nun sagte: das habe ich nicht mehr! Wie dann?“ — „Da frage ich heftig und zornig — denn Sie beugen sich ja vor dem Zorn! — wo ist es?“ — „Und ich beuge mich demüthig,“ versetzte sie, immer noch mit niedergeschlagenen Augen und beide Hände in den seinen, — „und sage: ich habe es einem wilden — thörichten — lieben Menschen gegeben — leider schon längst!“ — „Und wer ist — wo ist dieser wilde, thörichte Mensch, Diana?“ fragte er ganz leise.

Da zog sie ihre Rechte aus seinen Fingern, und indem sie die Augen mit ihrem vollen Glanz und ihrer vollen Größe zu ihm aufschlug, legte sie die Hand auf seine Schulter und sagte aus dem tiefen Herzen herauf: „da!“

Er breitete die Arme aus und legte sie langsam um ihre schlanke Gestalt, zog sie eben so langsam immer fester und fester an sich, drückte leicht die Lippen auf ihren Scheitel und preßte dann ihren Kopf mit beiden Händen einen Augenblick an sein Herz. „Wollen Sie mich sehr lieb haben, Diana?“ fragte er dann. — „Ich muß wohl!“ flüsterte sie. „Und Sie, Hugo — wie sagten Sie vorhin? Sagen sie das noch einmal.“ — Er schob sie von sich, er faßte ihre beiden Hände und beugte sein Gesicht nahe zu dem ihren und sagte: „ich habe dich un — unmenschlich lieb! — Diana, sind wir wirklich ein Herz und eine

Seele?" — „Ja, dein Herz, deine Seele!" war ihre leise Antwort.

„Aber Diana — Hugo — wo bleibt ihr denn?" rief jetzt Margarethens Stimme. „Es ist ja eisig kalt geworden!" — „Sagen Sie ihr nichts, Hugo," sprach Diana schnell, während sie vom Ende der Terrasse, wo sie bisher gestanden, sich der Rufenden näherten. „Das muß ich selbst ihr mittheilen." — „Nur kein Geheimniß!" bat er, zum letztenmal ihre Hand drückend. Sie erwiderte den Druck. „Nein," versetzte sie munter, „wir steigen jetzt lustig auf die Erde und werden Menschen. Das wird einen schönen Rumor geben!" — Er lachte, flüsterte noch einmal: „Nixe — holdselige Nixe!" und dann traten sie zu der Andern und mit ihr ins Haus. An der großen Treppe, die hinter dem Bibliotheksaal zu den Familienzimmern hinaufführte, trennten sie sich, und während Diana, den Arm um Margarethe schlingend die Stufen hinaufging, schritt Hugo über den Lehnhof dem Josefsbau und seinen Zimmern zu, um in der Stille wieder Herr seiner selbst zu werden.

Als er sich nach anderthalb Stunden über den Corridor, der an den Stuben der beiden Mädchen vorüberführte, nach dem Salon zur Theestunde begeben wollte, öffnete sich Margarethens Thür und sie selbst zog den Ueberraschten in's Gemach. „Schnell!" sagte sie mit glühenden Wangen und feuchten Augen; „schnell, Hugo! Ich will dich nur segnen und dir einen Kuß geben, daß du mich so glücklich machst!" Und als sie seine Lippen flüchtig mit den ihren berührt und seinen Kopf einen Augenblick zärtlich in ihre Hände gedrückt, tanzte sie fröhlich durch's Zimmer zu Diana, die lächelnd und stumm in der Sophaecke gelehnt, zog sie auf und zu Hugo und sprach: „nun gebt euch rasch noch die Hand, daß ich euch Menschenkinder einmal innig bei einander sehe. Schnell! Meine Donna kann jeden Augenblick kommen!"

Diana lächelte. „Eigentlich ist's für heut übergenug," versetzte sie; „das ist ein stürmischer wilder Mensch, den ich kurz halten muß." Aber sie sah ihn, dessen Gesicht von Glückseligkeit strahlte, mit einem tief leuchtenden Blick an und reichte ihm dann plötzlich mit ihrer ganzen ungestümen Herzlichkeit die beiden Hände hin. Sie litt es auch, daß er ihren Kopf an die Brust zog und wieder das dunkelblonde Haar küßte, ja als er sie losließ, legte sie für einen Moment ihre Hände an seine Wangen. Dann jedoch wandte sie sich rasch auf dem Absatz um, machte gegen ihn eine neckische Verbeugung und sagte lustig: „nun genug, mein schöner Ritter! Für heut heißt's: Wir kennen uns jetzt schon gut genug — Suchen uns jetzt zu vermeiden! — Fort, zur Großmama!" Und aus dem Zimmer eilend, stieß sie mit Margarethens Gesellschafterin zusammen, welche die Damen eben zur Theestunde abholen wollte. Sie faßte das Mädchen unter den Arm und zog es singend mit sich fort; die andern Beiden folgten lachend.

Im Salon war noch niemand, doch trat unmittelbar nach ihnen schon Gräfin Charlotte aus ihrem Kabinet, und bevor sie noch etwas weiteres sagen konnte als: „guten Abend, meine Kinder! Ihr werdet einen originellen, aber höchst liebenswürdigen Mann kennen lernen!" — meldete der Kammerdiener den Grafen von Ruysbroek.

Der Mann, den er ins Gemach ließ und der nach einer höchst förmlichen Verbeugung, die Lorgnette vor den Augen auf die alte Erlaucht zugehn wollte, schien bei dem Anblick der übrigen Damen nicht wenig überrascht, ja so verwirrt zu sein, daß er mitten im Zimmer stehn blieb und nach allen Seiten hin eine neue Verbeugung machte. Als er sich aufrichtete, sah man, daß er roth geworden, und als er sich dann gefaßt und der Gräfin Charlotte genähert hatte, sagte er mit ziemlich befangen klingender, ein wenig heiserer Stimme auf französisch: „Ihr Herr Bruder,

Frau Gräfin, hat mir nichts von einem so großen Familienkreis gesagt.“ — Die alte Dame lächelte. „Mein Bruder ist ein drolliger Mensch,“ versetzte sie; „er ignorirt alle Welt in meiner Umgebung außer seiner alten Schwester, und will von niemand wissen und reden als von mir. Aber ich hoffe,“ fuhr sie fort, „die hier Anwesenden werden Ihnen den Aufenthalt in Königshofen nicht verleiden. Und nun kommen Sie, daß Sie sie kennen lernen.“

Nach der Vorstellung nahm man Platz um den Tisch und die Gräfin that, was sie konnte, eine belebte, heitere Unterhaltung in Gang zu bringen. Allein dem befangenen Grafen gegenüber, der meistens mit niedergeschlagenen Augen in seinem Lehnstuhl gleichsam zusammengeschmiegt saß und nur wenig auf die Gesprächsgegenstände einging, schien ihr seit vielen Jahren geübtes und stets glänzend bewährtes Talent als Wirthin zum erstenmal nicht ausreichen zu wollen, und was sie auch versuchen mochte, es gelang ihr nicht, den Gast aus seiner Zurückgezogenheit hervorzulocken. Selbst als er von seiner Heimat, seinem kleinen alten Schloß in Flandern und seinem einsamen Leben dort erzählte, geschah das so kurz, so einförmig und eintönig wie möglich. Auch richtete er seine Worte nur an die alte Dame und sah, wenn er einmal aufblickte, mit seinen kurzsichtigen Augen anscheinend nur zu ihr hinüber. Ungefragt versuchte er nur zwei- oder dreimal zu sprechen und brach auch sogleich, fast wie erschrocken über solche Kühnheit, wieder ab. Dessen ungeachtet verrieth er selbst in dieser Unterhaltung durch einzelne Worte und Bilder, durch einen oder den andern geistvollen oder witzigen Einfall, den er freilich auf die trockenste Weise und mit dem ernstesten Gesicht vorbrachte, daß er fein gebildet und ein Mann von großem Verstand und Geist sein mochte.

Nach etwa zwei Stunden bat er um die Erlaubniß sich

zurückziehen zu dürfen, da er von der langen und schnellen Reise sehr ermüdet sei. Und darauf verließ er das Gemach so schüchtern und zugleich so förmlich, wie er es betreten. Hugo machte eine tiefe Verbeugung hinter ihm drein. „In der That," bemerkte er dann lachend, „ich bewundere Sie, Großtantchen! Wie ein Bergmann haben Sie wahrhafte Schachte in dies Felsgestein abgeteuft, um seine Schätze zu Tage treten zu lassen. Aber —!" —

Die Gräfin verzog gleichfalls wie die Andern ihr Gesicht zum Lachen; dann aber versetzte sie wieder ernsthaft: „mit dir ist nichts anzufangen, mein Kind! Ich wünsche aber, daß die Uebrigen vernünftiger sein werden. Wie soll man mit euch Geduld haben, wenn ihr selbst sie mit andern so wenig habt? Es ist ein Mann, der wie ein Einsiedler erzogen wurde und bis auf die neueste Zeit niemals seine abgelegene Heimat verließ. Mit Männern ist er wenig zusammengekommen und mit Damen verkehrte er nie. Woher soll er denn da Sitten und Gebräuche der Gesellschaft kennen? Ich möchte aber darauf wetten, daß er in sich selbst vollkommen zu Hause ist und seinen Geist nicht brach liegen ließ. Dann findet sich alles andere bald. Und mit mir allein war er vorhin auch ganz anders, gesprächiger und heiterer." — „Seine Aeußerungen über sein altes Eulenschloß haben mir vorhin gefallen," bemerkte Margarethe freundlich. „Nicht wahr, Diana, es war geistvoll und — innig?"

„Nein," rief Hugo lustig, „Fräulein von Kaufberg sollt ihr mir nicht verführen! Die braucht nichts vom fremden Geist, von fremder Innigkeit und ‚dem innern Gold eines ächten Cavaliers.' Das haben wir alles hier. Denn, Großtantchen und meine Damen," setzte er hinzu und zog die erröthende Diana zu dem Stuhl der alten Gräfin, „sie hat sich entschlossen, das alles in mir zu finden." — Die Erlaucht stand rasch auf und legte ihre Arme um das Paar. „Das lohn' Ihnen Gott, mein theures

Kind! Das dank' ich dir bis ans Ende, mein lieber Knabe!" sprach sie freudig bewegt. „Das ist eine Freude für mich alte Frau, wie ich mir kaum eine bessere weiß! — Gottes Segen über euch!"

Sie ließ das Paar aus ihren Armen und ging ein paarmal durch den kleinen Saal auf und ab, als wollte sie ihrer Bewegung Herr werden. Aber als in diesem Augenblick Gerhard eintrat und sie ihn zu den Uebrigen an den Tisch zog, da sahen sie wohl, daß sie helle Thränen in den Augen hatte. „Der gehört dazu," sprach sie aber freundlich, dem späten Ankömmling auf die Schulter klopfend, „der, wie sein Vater vor ihm. — Und nun laßt das Schloß illuminiren und den Wein fließen! Sie sollen's alle wissen, daß der alte Stamm nicht verdorrt ist. Hirschegg-Königshofen blüht wieder! Gottes Segen über euch und unser Haus!"

Sechstes Kapitel.

Meiden und Scheiden.

An Dianas Verwandte und Hugos Vater waren sowohl von den Verlobten, als auch von der alten Erlaucht Briefe mit der Ankündigung des Geschehenen abgegangen, und nicht lange darauf die einwilligenden Antworten eingelaufen. Den Besuch des Brautpaars lehnte Graf Wolfgang einstweilen noch seiner Gesundheit wegen ab, hoffte jedoch zu dem in etwa drei Wochen bevorstehenden Weihnachtsfeste mit seinen übrigen Kindern nach Königshofen hinüberkommen und die zukünftige Schwiegertochter kennen lernen zu können. Für jetzt bestand er aber darauf, daß Hugo für diese Zwischenzeit das Schloß verlassen und zu dem ihm bestimmten Wirkungskreise auf der nicht fernen, Driberg genannten Besitzung zurückkehre; und Gräfin Charlotte stimmte diesem Wunsche bei, wie ungern sie auch den Neffen in ihrer Umgebung entbehrte. Nach manchem lustigen Zank fügte Hugo sich zwar in diese Trennung von seiner Braut, wußte sich jedoch bald einen Ersatz dafür zu schaffen, indem er fast jeden Nachmittag herübergeritten kam und sich erst am Abend wieder verabschiedete. Ja nach einigen Tagen fand er dies Kommen und Gehen, dies Begrüßen und

Abschiednehmen fast angenehmer und lustiger als den steten Aufenthalt im Schloß.

Für einen Theil des Tages ward Königshofen dadurch aber wieder stiller und das Leben daselbst einförmiger als seither, denn der Graf Ruysbroek, welcher nun seit vollen vierzehn Tagen dort verweilte, schien wie im Anfang auch jetzt noch wenig geeignet, eine größere und heitere Bewegung in den Kreis der Gesellschaft zu bringen.

Dennoch war er in diesen vierzehn Tagen ein Anderer geworden und schien sich in dem Umgange mit dem kleinen Kreise nach und nach zurecht zu finden. Zwar war er den jungen Damen gegenüber noch oft von großer Befangenheit, und zu Zeiten konnte er halbe Stunden lang schweigend dasitzen; für gewöhnlich aber betheiligte er sich artig und ziemlich gewandt an der Unterhaltung und zeigte, daß in seinem Kopfe eine bedeutende, wenn auch ziemlich ungeordnete Masse von Wissen und den verschiedenartigsten Kenntnissen angehäuft sei. Und selten zwar, aber doch zuweilen, wenn er sich einmal von dem Thema besonders angeregt fühlte und sich gehn ließ, erschien plötzlich eine Fülle von feinen Beobachtungen, von treffenden Bemerkungen, geistvollen Einfällen und besonders eine Lebhaftigkeit und — Leichtigkeit, hätte man sagen mögen, die mit seiner sonstigen ernsten Haltung aufs seltsamste kontrastirte, und die man nach dem Briefe des Freiherrn und nach dem ersten Auftreten des Grafen selbst am allerwenigsten in dem einsiedlerisch erzogenen und gebildeten Manne gesucht hätte. Aber wenn solche Momente fast blitzgleich kamen, so verschwanden sie auch gleich darauf wieder eben so schnell, und der Graf hüllte sich, gleichsam als erschrecke er über die Aufregung und wollte sich selbst dafür bestrafen, dann für den Rest des Abends gewöhnlich in eine desto steifere Abgemessenheit und Schweigsamkeit. Die Gesellschafterin der Gräfin Charlotte

hatte nicht unrecht, als sie einmal meinte: der Herr Graf habe einen gewissen mystischen Reiz.

Und doch war kein Mensch offener über sich selbst, seine Erziehung, sein Leben, seine Bildung, über alle seine Verhältnisse, als grade Graf Raimund, wenn er im Laufe der Unterhaltung darauf kam. Sein Leben und sein Wesen schien wie ein offenes Buch vor seiner Umgebung zu liegen. Es war kein Blatt darin verklebt, kein Satz verloren gegangen oder unleserlich geworden, keine Zeile schien doppelsinnig zu sein; und doch hatte die Gesellschafterin recht, wenn auch sie so wenig, wie einer der andern zu sagen vermochte, wo dies Geheimnißvolle liege und woher es stamme.

Die Wirkung, die der Graf mit seinem Wesen und Benehmen auf die Bewohner des Schlosses hervorbrachte, war eine sehr verschiedene. Die beiden Gesellschafterinnen schwärmten für ihn und fanden die höfliche, milde Artigkeit, die er gegen sie zeigte, allerliebst. Hugo ließ ihn als einen langweiligen, übrigens erträglichen Menschen gelten, Diana fand, daß er „unerlaubt" häßlich sei und diesen „Fehler" durch Geist und Talente nicht verbessere. „Woher er seine gelegentlichen Einfälle und Witze, seine feinen Beobachtungen und Bemerkungen hat, weiß ich nicht," pflegte sie wohl zu sagen, „aber ich möchte schwören, daß sie nicht von ihm, sondern irgendwo aufgefaßt sind und nun bei Gelegenheit angewendet, uns aufgetischt werden. So kommen sie mir vor. Und wie er sie vorbringt, ist studirt. Er hat sie berechnet, wie er es bei sich selbst, seiner Befangenheit, seiner Aufregung, seinem Erschrecken thut. Er ist nicht natürlich, sondern affectirt."

Und Gerhard sprach einmal zu Margarethen: „nehmen Sie sich in acht, Margot, und warnen Sie, wenn Sie es können, auch die Erlaucht vor diesem Grafen Ruysbroek. Glauben Sie

mir, er ist falsch — vielleicht ein Betrüger. Aber ich achte auf ihn!" — Und als das Mädchen kopfschüttelnd nach dem Grunde dieses Glaubens fragte, antwortete er: „ich muß ihn schon einmal irgendwo gesehen haben — damals als ich meine Reise machte, und er muß in einer andern Stellung gewesen sein, denn einem Grafen Ruysbroek bin ich allerdings nicht begegnet. Und doch ist das ein Gesicht, das sich in den Jahren wenig verändert und das man auch nicht vergißt, wenn man es einmal sah, ebensowenig wie den Namen."

Das war noch in den ersten Tagen gewesen, die der Fremde in Königshofen verlebte, und von einer eifersüchtigen Regung des Forstmanns, wie unsere Leserinnen vielleicht lachend denken mögen, konnte auch um dessentwillen nicht wohl die Rede sein, weil der Fremdling mit Margarethen bis dahin vielleicht nicht ein einzig Wort gewechselt und diese Letztere durch Diana's Verlobung noch zu sehr in Anspruch genommen und bewegt war, als daß sie sich um den schweigsamen, wenig angenehmen Mann bekümmert, ihn überhaupt nur beachtet oder gar beurtheilt hätte. Seitdem waren sich beide indessen nach und nach näher gekommen und Margarethe war von allen Jüngern die einzige, welche den Grafen und seine Weise herzlich und nachsichtig gelten ließ und mit ihrer eigenthümlichen Güte aufnahm; der Warnung Gerhards hatte sie nicht vergessen, allein sie fand sie je länger je weniger begründet, sprach das gegen den Freund selbst aus und suchte auch ihn umzustimmen. Bei dieser Freundlichkeit des liebenswürdigen Mädchens, und im Verein mit ihrem ganzen, anziehenden und lieblichen Wesen war es daher nicht zu verwundern, daß der Graf zuerst und am meisten ihr gegenüber seine Schüchternheit ablegte, häufig in ihrer Nähe weilte, sich gern mit ihr unterhielt und sie überhaupt mit einer Art von Hingebung und mancherlei kleinen Aufmerksamkeiten umgab, welche Margarethe

um so freundlicher berührten, je weniger sie von einer so verschlossenen und scheuen Natur, wie der Graf sie zeigte, zu erwarten gewesen waren.

Am meisten aber und vor allen hatte der Fremdling die Gunst der alten Erlaucht selbst gewonnen und schien ebenso ihr seine ganze Neigung, sein ganzes Vertrauen zugewendet zu haben. Er gab sich ihr allein gegenüber mit einer Offenheit und Ungezwungenheit hin, wie er sie sonst nie und nirgends zeigte. Ihr allein gegenüber — aber auch nur dann — fiel alle Befangenheit und Unbehülflichkeit von ihm ab, und er war der Mann von Geist, der Sproß einer guten, ehrenwerthen Familie, der sich mit einer Art von Instinkt an alles ihm bis dahin Ungewohnte gewöhnte, sich in alles Unbekannte leicht hineinfand und unter den Augen der alten Dame, durch ihre Unterhaltungen, Rathschläge und Lehren plötzlich Welt und Leben zu verstehen und richtig aufzufassen schien. Gräfin Charlotte war darüber ganz entzückt und fast stolz auf diese durch sie beförderte Entwickelung des Gastes. Sie zankte mit den Ihren über deren Abneigung, sie wies Gerhard, der auf ihre gelegentliche Frage, seine Meinung nicht verbarg, mit sichtbarem Verdruß und ungewöhnlicher Schärfe zurück, sie lobte Margarethe um ihre Freundlichkeit und munterte sie dazu auf, sie behandelte endlich den Grafen Raimund selbst mit solcher Güte, mit solcher Herzlichkeit, als sei er nicht ein Fremder, sondern ein wirkliches Glied ihrer Familie.

Ueberall mußte er an ihrer Seite sein, sie selbst führte ihn durch die interessanten Räume des Schlosses, ließ sich von ihm auf ihren Revidirgängen durch die Stallungen und in die Meierei begleiten, und da er sich für Landwirthschaft und Forstkultur lebhaft interessirte und, wie sie fand, darin sehr gut Bescheid wußte, so nahm sie ihn auch mit, wenn sie nach Waldseck hinüber oder in die Waldungen ritt, wo jetzt die Holzschläger bei ihrer Arbeit

waren und von der Dame oft besucht und überrascht wurden. Ja, sie gab dem Grafen auch Morgens und Abends die Hand, was sie sonst nie bei einem Fremden gethan, und als sie ihm abmerkte, wie sehr er Blumen liebe, mußte der Gärtner ihm bei jedem Mittagsessen eine Schale voll Laub und Blüthen aus den Treibhäusern vor's Couvert stellen lassen. Beim Nachtisch band der Graf sie spielend zu reizenden Bouquets, die er dann mit freilich ein wenig steifer Galanterie den Damen überreichte oder selbst mit auf sein Zimmer nahm. Margarethe, welche gewöhnlich das schönste erhielt, ward mehr als einmal von der Großmutter dazu überredet, es an die Brust zu stecken, und that es arglos und heiter, theils weil sie selbst die Blumen liebte, theils weil sie freundlich dem Grafen das Vergnügen gönnte, das ihm diese kleine Aufmerksamkeit sichtbar machte. Er schien ein wenig eitel zu sein auf seine kleine Kunstfertigkeit und ein Lob darüber gern zu hören.

Hugo sah auf dies alles, wie auch auf seine Großtante oft mit heimlichem Kopfschütteln. Er verstand die alte, grade in solchen Dingen sonst ziemlich gehaltene Dame immer weniger, zumal da er gleich allen übrigen den Grafen nicht genug kannte, um es für möglich zu halten, daß der verschlossene Mann in seinem Verkehr mit der Erlaucht ein ganz anderer sei und sie vollständig für sich eingenommen habe. Mit Diana hatte er bisher jedes Gespräch über seine Cousine und ihre Gefühle klüglich zu vermeiden gewußt, da er bald erfahren, daß sie die Liebe der Freundin wirklich ahne und mißbillige; Gerhard und Margarethe betrachtete er zuweilen mit einem leisen pfiffigen Lächeln, aber gesprochen hatte er weder zu der einen, noch dem andern, und nur ein einzigmal hatte er, als er in den letzten Tagen schon Mittags anlangte und nach dem Diner mit Margarethen einen Gang auf der Terrasse machte, auf das Bouquet gedeutet,

das durch die Oeffnung des Mäntelchens an ihrer Brust zu sehn war, und dann gemeint: „nun, der macht dir einmal stürmisch den Hof, Gretchen!“ — „Wer denn? Was meinst du?“ fragte sie überrascht stehen bleibend. — „Nun mein Gott,“ antwortete er lachend, „wer denn sonst als — le comte Raimond de Ruysbroek?“ Und ohne auf ihren Ruf: „ach Unsinn!“ zu achten, setzte er hinzu: „nun, der Großtante scheint nichts Besseres begegnen zu können, als daß du seine Bewerbungen so freundlich aufnimmst.“ Er sah ihr dunkles Erröthen und den Schreck, der durch ihr Gesicht zuckte, nicht mehr, da Diana eben aus der Thür trat und er ihr entgegeneilte. Als er aber am Abend, vor dem Wegreiten, noch in Gerhards Zimmer kam und den jungen Mann einsam bei der Arbeit traf, stand auf dem Tisch neben der Lampe Margarethens Bouquet in einem Wasserglase. „Schöne Blumen das!“ sagte Hugo und beugte sich darüber, um sein Lachen zu verbergen. — „O ja,“ war Gerhards von einem Lächeln begleitete Antwort.

Der Forstmeister war nach und nach immer seltener in der Gesellschaft erschienen und ging meistens nur still und eifrig seinen jetzt grade sehr gehäuften Geschäften nach. Theils ward ihm die Persönlichkeit des Fremden je länger je mehr zuwider und unheimlich, ohne daß er sich freilich einen Grund dafür anzugeben wußte; theils hatte er seine schiefe Stellung, seine ganze drückende und — in dieser Weise aussichtslose Lage nie so klar und scharf empfunden, wie grade jetzt. Er schüttelte nun oft den Kopf über sich selbst und begriff nicht, wie er so lange hatte unthätig bleiben, sich mit nutzlosen Quälereien und Grübeleien plagen können. Er machte sich nun wirklich fast dieselben Vorwürfe, die Hugo auf jener Jagd gegen ihn ausgesprochen, und wie der junge Graf vorhergesagt, ward er sich nun erst der Stärke seiner Liebe

recht bewußt, nun, da er spürte, daß sich nach und nach ein immer ernsterer Widerstand gegen dieselbe erhob.

Mochte dieser Widerstand auch nicht deutlich und wirklich ausgesprochen sein — Gerhard fühlte nur gar zu wohl, daß er sich rings um ihn regte und bald auch noch schärfer und ernster hervortreten mußte. Er fand ihn nicht nur darin, daß er die Geliebte seltener auf seinen Wegen traf und weniger mit ihr reden konnte als je; sondern er fühlte ihn auch aus dem Wesen des Grafen Raimund heraus, der sich dem Mädchen immer angelegentlicher widmete, und er empfand ihn in der Freundlichkeit, mit der Margarethe diese Annäherung duldete, in der Heiterkeit und Lust, die sie mehr als je zu beherrschen und von den Gedanken an Gerhard und ihre Liebe abzuziehen schien. Er träumte sich die Geliebte nicht mehr fern, wie bisher, — sie war es jetzt wirklich. Aber nachdem ihn einige Tage eine finstere Trauer, eine Art von Eifersucht beherrscht hatte, diente dies nur dazu, ihn noch kräftiger auf- und anzuregen und einer endlichen Entscheidung zustreben zu lassen. Wenn er seiner Vernunft Gehör gab, konnte er an Margarethens Liebe und Treue nicht zweifeln; und wollte dennoch in finsteren Augenblicken einmal ein solcher Zweifel in ihm aufsteigen, so verschwand er wieder bei dem nächsten innigen Wort, das ihm die Geliebte zuweilen doch hie und da zuwenden konnte. Und noch inniger und noch wärmer klangen ihm diese Worte zu Herzen, seitdem an jenem Abend das Mädchen ihm das kleine Bouquet geschenkt, das Hugo bei ihm gefunden.

Ein weiteres und noch ernsteres Motiv zum endlichen energischen Handeln lag für ihn aber in der Härte und Kälte, mit der die alte Erlaucht ihm plötzlich begegnete und den bisher so bevorzugten Freund in die engsten Grenzen seiner Stellung zurückstieß. Vergeblich rieth Gerhard nach einem Grunde umher; er

war sich keiner Schuld, keines Fehlers bewußt, zumal nicht einer Schuld, die eine solche Strafe hätte hervorrufen müssen. Vergeblich hoffte er zuerst von Tag zu Tag auf eine bessere Stimmung seiner Gebieterin; im Gegentheil zeigte ihre Abneigung sich stets schärfer und deutlicher, und machte Gerhard seine Stellung um so unerträglicher, je mehr er bisher sein Verhältniß zum gräflichen Hause nur mit der treuen Dankbarkeit und Liebe seines Herzens, niemals aber mit dem bloßen Gefühl seiner Pflicht aufgefaßt hatte.

Es war ein paar Tage nach Hugos Verlobung mit Diana gewesen und die jungen Leute hatten eben den Frühstückssaal verlassen, um einen Spaziergang durch den Park zu machen. Die Erlaucht blieb mit dem Grafen Raimund am Fenster stehn und sah ihnen heiter nach. Das Ereigniß hatte das Herz der alten Dame mit großer Freude erfüllt und sie sprach dieselbe auch jetzt, wie früher schon mehrmals gegen ihren Gast aus. Da hatte denn der Graf lächelnd bemerkt, daß ihm ein zweites, ähnlich freudiges Ereigniß nicht fern zu sein scheine.

Die alte Dame sah überrascht auf und ihn an. „Was meinen Sie, mein Herr Graf?" fragte sie. — „Ei," entgegnete er mit einer leichten Verbeugung, und wäre er nicht der einfache, schüchterne Mann gewesen, wie ihn der Bruder der Erlaucht geschildert und wie er sich seither im Schlosse auch selber gezeigt, so hätte man drauf schwören mögen, daß sein Lächeln wie die Betonung seiner Worte spöttisch sei, — „ei, Madame, ich meine Mademoiselle, Ihre Enkelin, und den großen, schönen Mann, der gestern Abend bei uns war und jetzt dort in der Begleitung der Andern ist. Sie haben mich leider nicht mit ihm bekannt gemacht, nannten ihn aber Gerhard. Es ist auch ein Graf Hirschegg, ein Verwandter?"

Die Gräfin hatte ihn ausreden lassen und ihr Auge den

beiden Paaren zugewendet, die eben aus dem Freien in die Gebüsche traten und verschwanden; eine feine Röthe hatte sich dabei über ihre Stirne gebreitet, ihre Brauen hatten sich momentan leise zusammengezogen. Dann aber wandte sie den Kopf zu ihrem Begleiter zurück und fragte mit einer gewissen Schärfe in der Stimme: „wie kommen Sie darauf, mein Herr Graf?“ — Er sah ihr unbefangen in die Augen. „Es schien mir so, Madame,“ erwiderte er. „Ich sah sie gestern im Tage zusammen im herzlichen Gespräch, wie eben, und gestern Abend blickten sie sich so innig an. — Habe ich aber mit dieser Andeutung eine Dummheit begangen, Madame,“ setzte er hinzu, „soll dies Verhältniß noch verborgen sein oder doch Ihnen unbekannt — so verzeihen Sie mir und lassen Sie's das junge Paar nicht entgelten. Die Gebräuche der Gesellschaft sind so seltsam — mir so unbekannt.“

Sie hatte ihn wieder ausreden lassen, diesmal jedoch ohne den Blick von ihm zu verwenden, und jetzt da er schwieg, schüttelte sie mit einem einigermaßen verächtlichen Lächeln den Kopf und meinte: „bah, mein Herr Graf, das ist nichts, nicht möglich.“ — „Madame, ich bitte —,“ sprach er befangen und mit niedergeschlagenen Augen: „ich sehe — ich habe da thörichte Worte —.“ — „Bah,“ unterbrach sie ihn, „lassen Sie das. Die Worte sind nicht thöricht, nur die Sache wäre es — ja, sie wäre zu thöricht. Denn der Gerhard,“ fuhr sie mit kalter scharfer Stimme fort, „ist aus Barmherzigkeit nach dem Tode seiner Eltern in unserm Hause erzogen und von mir, da er die Fähigkeiten hatte und weil wir seinem Vater wohlwollten, zum Forstmeister der Grafschaft ernannt. Also ein Beamter, mein Herr Graf, ein Untergebener unseres Hauses, der Sohn eines zwar wackern Mannes, der jedoch in frühern Jahren Wilddieb gewesen, und von mir nur deswegen in meine Gesellschaft aufgenom-

men, weil er es sonst durch Bescheidenheit und seine Art von Bildung verdiente. Also, mein Herr Graf — der und meine Enkelin, die Comteß Margarethe von Hirschegg — bah doch! — Sie kennen sich von Jugend an, und er hat ihr einmal das Leben gerettet. Das ist alles." — Der Graf lächelte. „Freilich ja, so habe ich mich geirrt. Verzeihen Sie mir, Madame," entgegnete er sanft. — „Bah doch!" versetzte sie noch einmal und zuckte dabei die Achseln. „Das ist ja nichts!"

Es schien aber doch etwas gewesen zu sein, denn von dem Augenblick an, da sie den bis dahin so lieben, so geachteten Hausgenossen vor den Augen eines Fremden und auch vor ihrem eigenen Herzen verleugnet und herabgesetzt, hatte sich ihre ganze Stimmung aufs schärfste wider ihn gewandt. Plötzlich fiel ihr jetzt wieder Dianas Andeutung ein, die Hugo damals mit der Karte des angelangten Grafen unterbrochen; es kam ihr manches in den Sinn, was sie, wenn es geschehn, überaus gleichgültig und sogar natürlich gefunden, und das nun in dem Lichte, welches die Worte des Grafen darauf warfen, einen ganz andern Anblick gewährte, einen andern Eindruck auf sie machte. Sie schüttelte immer verdrießlicher und ärgerlicher den Kopf, je mehr sie nachdachte, je mehr sie beobachtete. „Wie kann der Mensch nur so unsinnig — so schwach sein!" dachte sie, wenn ihr Gerhards Zusammensein mit Margarethen einmal einen neuen Einblick in sein Herz gewährte. „Was reißt er sich nicht empor, heraus — was macht er sich nicht davon? Das muß ja dahinführen, daß auch Gretchen endlich die Sache merkt — vielleicht reißt ihn sein Wahnsinn sogar einmal zu einer Entdeckung hin — und dann? — Gott im Himmel, ist das ein schwaches Geschlecht! Was hilft mir alle Ehrlichkeit, wenn der Muth nicht dabei ist, bis ans Ende ehrlich zu bleiben! — Oder wüßte er — ? — Dächte er — ? Bah, es ist ja unmöglich!" So dachte sie, und

bei Margarethens Selbstbeherrschung und Vorsicht, und bei ihrer eigenen, in ihrer Erziehung nicht nur, sondern in ihrem ganzen Charakter, ihrer ganzen Denkungsweise begründeten Ansicht von der Sache, war es gar nicht zu verwundern, daß sie ihre Enkelin für durchaus unbefangen und noch gänzlich unbekannt mit Gerhards Neigung hielt.

So willkommen ihr diese Unbefangenheit einerseits aber auch war, auf der andern Seite legte sie ihr ein Benehmen in dieser Angelegenheit auf, das ihr niemals und jetzt am wenigsten angenehm war. Sie wagte mit Margarethen nicht über die Sache zu sprechen, weil sie sehr wohl erwog, daß bei dem langjährigen und genauen Umgang der beiden Leute dennoch im Herzen des Mädchens Keime einer tiefen Neigung schlummern könnten, die so oder so geweckt und ihr zum Bewußtsein gebracht, in ihren Folgen gar nicht mehr zu berechnen, zu hemmen sein möchten. — Und ebensowenig mochte sie mit Gerhard reden, da sie ihrem Sinn nach nur hart mit ihm hätte sprechen können, was sie doch nicht wollte. Denn in ihren Augen war diese nur halbverborgene Neigung ein Unsinn, den der junge Mann hätte von vornherein erkennen und unterdrücken sollen, mit dem er, wenn er das nicht konnte, sich so oder so von Königshofen, aus der Nähe ihrer Enkelin entfernen mußte. Das Wie? bedachte sie dabei nicht, und ebensowenig dankte sie ihm eigentlich, daß er seine Neigung, ihrer Ansicht nach, bisher noch vor Margarethen verborgen. Das Gegentheil wäre in ihrem Sinne gar nicht möglich gewesen. Denn daß ihre Enkelin sich dies „Anschmachten" auf die Länge gefallen ließ, war ihr undenkbar, und daß sie jemals solche Neigung offen oder gar heimlich hätte erwidern können, kam ihr gar nicht in den Sinn. Höchstens davon träumen und phantasiren mochte sie, dachte die alte Erlaucht; und weil sie *das* fürchtete, sagte sie ihr nichts von der Sache.

Alle diese Erwägungen nahmen die Dame jedoch keineswegs lange in Anspruch. Wie sie immer schnell und fest entschlossen war und alsbald zur Ausführung ihres Entschlusses schritt, so warf sie auch jetzt schon am nächsten Tage alle Grübeleien hinter sich und schritt zur Ausführung dessen, was sie für richtig befunden. Gerhard sollte fort, und da der Rentmeister in Willsburg stets über den Aufschub lamentirte, den alle Geschäfte durch die Entfernung der Forstverwaltung erlitten, so ließ sich Gerhards Uebersiedlung leicht und ohne Aufsehn bewirken. Ja die Erlaucht meinte, daß der Forstmeister bald sich selbst im Kreise der übrigen, ihm gleichstehenden Beamten behaglicher fühlen und dadurch auch Kraft gewinnen werde, gegen seine thörichte Neigung anzukämpfen. Und überdies stellte sie sich vor, daß sie einen so tüchtigen und der Gräfin Leopoldine bekannten Mann gern in der Nähe ihres unglücklichen Stiefsohns sehn werde. Sie schrieb ihrer Schwiegertochter von der Angelegenheit und gab ihr allein wenigstens eine Andeutung von dem Grunde dieser Versetzung. So war die Sache eingeleitet und auch in kurzer Zeit in Ordnung, und die Erlaucht suchte jetzt nur noch nach einer Veranlassung, welche Gerhards baldiges Scheiden nothwendig machen könnte.

Damit wäre bei der ehrwürdigen Dame zu andern Zeiten die Sache abgemacht und ihre Verdrießlichkeit beendigt gewesen. Allein diesmal war es damit etwas Anderes. Daß Gerhard dieser und zwar ein solcher Sünder sein mußte, der Mann, den sie erzogen, dem sie vertraut, dem sie so viel Liebe erwiesen, fast wie einem eigenen Kinde, — und daß ihr, der klugen, verständigen, erfahrenen Frau ein Anderer, ein Fremder, der erst ein paar Tage im Hause gewesen, die Augen hierüber öffnen mußte, — das war mehr als ihr Stolz ertragen konnte, und einmal aus ihrer Haltung gebracht, wußte sie diesmal den Ton in ihrem Verkehr mit dem Forstmann nicht wieder zu treffen.

Die tüchtige und sonst so gerechte Frau fühlte sehr wohl das Unrecht, das sie dem jungen Mann mit ihrer Schärfe und Kälte that, aber wie es oft zu gehn pflegt, vermehrte selbst dies Gefühl ihren Verdruß — war Gerhard doch daran schuld, daß sie ganz aus ihrer Weise herauskam! — Und wiederum wuchs derselbe auch dadurch, daß sie nach so manchen Jahren und der langen Gewohnheit den Umgang und Verkehr mit Gerhard schon jetzt oft ernstlich entbehrte, und sein Zurückweichen nicht ihrer Härte, sondern seiner durch des Grafen Ruysbroek Anwesenheit etwa hervorgerufenen Eifersucht und Verstimmung zuschrieb.

Von all diesen Vorgängen erfuhr Gerhard nichts als das bittere Resultat — er sah sich von seiner geliebten Gebieterin zurückgestoßen und ahnte nicht, weßhalb. Daß sein Verhältniß zu Margarethen daran schuld sein könne, daran dachte er in der ihm, wie allen Liebenden in solcher Lage eigenthümlichen Selbstverblendung, am allerwenigsten, und selbst, daß Hugo es entdeckt, ließ ihm diese Möglichkeit nicht möglicher erscheinen. Er war sich überdies bewußt, grade in der letzten Zeit vorsichtiger gewesen zu sein als je, und wie schon bemerkt, traf er jetzt auch mit der Geliebten viel seltener zusammen. — Daher schob er so zu sagen, auch alle Grübeleien auf die Seite und richtete alle Gedanken und alle Geisteskraft auf die Gründung einer andern, bessern Zukunft. Grade die Härte und Kälte seiner Gebieterin brachte ihn zum Bewußtsein seiner eigenen Rechte, seines eigenen Glücks und ließ sich in ihm den ganzen Stolz, das ganze Selbstgefühl aufbäumen, die seinen Vater von jeder Dienstbarkeit frei gehalten hatten. Er schrieb an Bekannte, er besprach sich mit Hugo, der jetzt, da er den Freund entschlossen und muthig fand, bereitwillig auf das Thema einging und seinen thätigsten Beistand versprach. Der junge Graf mahnte aber den Forstmeister, daß er vor allem eigenen Handeln den ersten offenen Angriff abwarten

möge, der, wie beide die alte Erlaucht kannten, bei ihrer jetzigen unverkennbaren Verstimmung gegen Gerhard, nicht lange ausbleiben konnte. Denn geschmollt hatte sie nie und niemals irgend ein Gefühl in sich ohne Worte lange zurückgehalten.

Gerhard gab ungern und nur für so lange nach, bis er Margarethe noch einmal gesehn und ihr seine Pläne und Absichten mitgetheilt haben würde. Denn wenn er vielleicht auch gegen ihren Willen handeln mußte, ohne ihr Wissen wollte er es nicht. Jedes längere Zögern und Verbergen erschien ihm jetzt als ein Unrecht nicht nur gegen sich und die Geliebte, sondern auch gegen die ganze Familie.

In solchen Gedanken schritt er eines Morgens in seinem Zimmer auf und ab, als ihm Hubert ein Paket von der Gräfin brachte, welches ihm seine Versetzung nach Willsburg mittheilte. Die Verwaltungsbehörde der Grafschaft erklärte die Verlegung des Forstamts für nothwendig; Gräfin Leopoldine und Hugos Vater stimmten damit überein. Daran schloß sich die Anzeige des Rentmeisters von allerlei neu zu unternehmenden und nothwendig gewordenen Forstgeschäften, wozu Gerhard so bald wie möglich hinüberkommen müsse. Und diesem allen hatte Gräfin Charlotte einen Brief hinzugefügt, worin sie die unter solchen Umständen nicht mehr aufzuschiebende Verlegung des Forstamts anerkannte, Gerhards Gehalt verbesserte und zuletzt den Wunsch aussprach, daß diese Uebersiedlung schon jetzt stattfände. Nach Willsburg hinüber reisen müsse er bereits am heutigen Tage. — Der Brief war kalt und geschäftsmäßig und der Schluß machte den Eindruck des Ganzen nicht freundlicher. „Da Dir Leben und Aufenthalt bei uns in der letzten Zeit wenig zugesagt zu haben scheinen,“ lautete er, „so hoffe ich, daß diese Ortsveränderung Dir willkommen und für Deine Zukunft nicht nur, sondern auch schon für Deinen gegenwärtigen Zustand zuträglich

sein werde. Und da ich durch Geschäfte verhindert bin, Dich vor Deiner Abreise noch zu sehn, so nimm hier schriftlich mein Abschiedswort und den Wunsch, daß Du in Willsburg zufrieden leben und Dich des Wohlwollens Deiner Herrschaft würdig erhalten mögest."

Der junge Mann hatte nach der ersten Ueberraschung die Berichte und Briefe mit völliger Ruhe zu Ende gelesen; nun nach den Schlußzeilen der Erlaucht faltete er alle Papiere wieder zusammen, legte sie in seinen Schreibtisch, stand auf und durchmaß ein paarmal mit stetigem, festem Schritt das Zimmer. Endlich blieb er mit gekreuzten Armen am Fenster stehn und murmelte mit leisem Hauptneigen vor sich hin: „nun ist's gut. Das ist der Weg!" Und nachdem er noch einige Augenblicke mit einem gedankenvollen, ernsten, aber nicht trüben Blick auf den Platz vor seinem Fenster und den Schloßflügel drüben geschaut, richtete er sich hoch und kräftig auf, sagte aus tiefer Brust hervor: „nun mit Gott und gutem Muth!" rief den Diener zum Packen seiner Sachen und verließ das Zimmer.

Er ging durch den Lehnhof, stieg die Treppe zu den Gemächern der Erlaucht hinauf und trat ins Vorzimmer. Auf seine Bitte um Meldung erfuhr er jedoch von dem Kammerdiener, daß die Gräfin vor einer Viertelstunde mit dem Grafen und Hubert zu Pferde gestiegen und nach Waldseck hinübergeritten sei. „Es geht etwas vor," sagte Karl dabei mit schlauem Lächeln. „Wir möchten demnächst noch eine zweite Braut hier haben, Herr Forstmeister. Denn der Herr Graf ist schon seit neun Uhr mit vielen Papieren bei unserer Erlaucht da drinnen gewesen, und als er um zehn Uhr ging, um sich zu dem Ritt anzukleiden, begleitete ihn unsere Dame und sagte: ‚meines Fürworts sind Sie sicher, mein lieber Graf; aber ich denke, es wird gar nicht nöthig sein. Ich wüßte nicht, was meine Enkelin ein-

zuwenden haben sollte.‘ Der Graf schüttelte mit sanftem Lächeln den Kopf, aber unsere Erlaucht klopfte ihm ein klein wenig auf die Schulter und meinte ganz heiter: ‚bah, bah! Muth, mein Freund, Muth! Ein Cavalier wie Sie braucht nicht zu zagen!‘ Das ist doch deutlich genug?“ setzte der Diener schmunzelnd hinzu. — „Freilich,“ erwiderte Gerhard so ruhig, wie er auch dem ganzen Bericht zugehört. Und dann fuhr er fort: „ich muß noch heut Abend für einige Zeit nach Willsburg verreisen, Karl, und hätte Ihre Erlaucht vorher noch sprechen sollen. Nun muß ich schreiben und werde Ihnen den Brief zustellen lassen. Sorgen Sie dafür, daß Ihre Erlaucht ihn sogleich erhält.“ —

Dann ging er wieder und durchstreifte die ganze Burg, die Bibliothek und die angrenzenden Räume, ohne jedoch wie er wünschte, Margarethe zu finden. Erst als er aus dem Frühstückszimmer auf die Terrasse trat, sah er sie wirklich von einem Spaziergange durch den Park zurückkehren. Zugleich aber erklang auch aus einem der nächsten Fenster Diana's Stimme: „aber Margaritta, wo bleibst du denn? Die Uhr ist schon Elf vorüber!“ —

Einen Augenblick zauderte Gerhard, dann aber faßte er sich und ging der Nahenden so unbefangen wie möglich entgegen. Ohne auf ihr Erröthen und ihr leises: „um Gott, Gerhard!“ zu achten, blieb er an ihrer Seite und sprach rasch: „sehen Sie heiter aus, Margot! — Erschrecken Sie nicht! — Ich bin nach Willsburg verbannt und muß noch heute reisen. Wann und wo sehe ich Sie vorher?“ — Sie bebte doch zusammen, so daß er noch einmal leise mahnen mußte: „Margot, Ruhe und Fassung!“ — Dann jedoch blieb sie plötzlich entschlossen stehn, sah ihm frei und offen in die Augen und fragte: „noch heut sollen Sie fort?“ — „Ja, noch heut.“ — „Und nach Willsburg wirklich versetzt? Die Großmutter deutete gestern so etwas an — ich

hielt es nicht für möglich." — „Seien Sie vorsichtig, Margot," sprach er gepreßt, „Ihre Freundin sieht uns." — Sie schüttelte leicht den Kopf. „Was kümmert mich das?" erwiderte sie. „Also heut noch? — Gut, Gerhard, ich werde genau um vier — oder genau um fünf Uhr in der großen Allee sein. Sie brauchen, wenn ich um vier nicht könnte, nur fünf Minuten zu warten." — „Aber es ist dann dunkel, Margot," mahnte er beklommen. — „Was kümmert mich das?" entgegnete sie wieder mit einer seltsam starren Ruhe. „Und nun bis dahin adieu, Gerhard. Vertrauen Sie mir, sorgen Sie nicht!" Und damit nickte sie ihm flüchtig zu, wandte sich ab und ließ, indem sie ihren Weg zum Schlosse fortsetzte, den jungen Mann in einem tiefen Erstaunen über diese plötzliche Veränderung ihres Wesens zurück.

Aber zum Nachdenken und Grübeln blieb ihm wenig Zeit, wenn er auch dazu aufgelegt gewesen; er hatte die laufenden Geschäfte zu ordnen und sie dem zu ihm bestellten Förster zu übergeben, darauf half er dem Diener beim Packen der nothwendigsten Sachen, und dann endlich setzte er sich hin, um an die Erlaucht zu schreiben, was er ihr am Morgen hatte mittheilen wollen — ein offenes Bekenntniß von seiner und Margarethens Liebe nicht nur, sondern auch von seinen Plänen und Aussichten für die Zukunft. Als er zum Schluß kam, legte er mehr als einmal die Feder hin und die Hand an die glühende Stirn, vor die feuchten Augen — sein ganzes Leben war in Königshofen, unter den Augen der alten Erlaucht verflossen, alle Erinnerungen, alle Sorgen und alle Freuden knüpften sich an das Schloß und fast ebensosehr an dessen Herrin. Und nun sollte er scheiden, vielleicht auf Nimmerwiederkehr! — Denn wie er es immer gewußt, war es ihm auch in dieser Stunde nicht verborgen — war die jetzige Verstimmung der Gräfin gegen ihn nicht, wie man es auch kaum von ihr erwarten konnte, eine bloße

Laune, sondern eine wirkliche, sei es wodurch es wolle, hervorgerufene Abneigung, — war sie überhaupt seinen Wünschen und Plänen entschieden entgegen — so blieb für Gerhard wenig oder gar keine Aussicht vorhanden, Margarethens Hand zu erhalten. So milde und freundlich, so nachsichtig und vorurtheilsfrei die alte Dame sein möchte — in manchen Punkten blieb sie, wie Hugo es genannt: unberechenbar. Und von einer Ansicht, die sie für richtig erkannt, von einem Vorsatz, den sie einmal fest gefaßt, hatte noch niemand sie abweichen sehn, geschweige denn sie davon abgebracht.

Und nun war der Brief beendigt. Er siegelte und schickte ihn durch den Diener zu Karl hinüber, und als er von dem Zurückkehrenden die Nachricht erhalten, daß die Erlaucht von ihrem Ausfluge noch nicht zurückgekehrt sei, ließ er den Wagen mit den Koffern abfahren und schickte den Diener mit seinem Pferde voraus. Er selbst kleidete sich an und ging Margarethens Bestimmung gemäß in den Park.

Der klare und schöne Wintertag, der am Morgen die ganze Gegend mit seinem hellen Sonnenlichte übergossen, war gegen Mittag zu Ende gegangen, und der blaue Himmel hatte sich mit einer grauen, melancholischen Decke verhüllt, so daß es jetzt, da Gerhard die Steige und Alleen entlang schritt, bereits dämmerte. Es war todtenstill im Park und nichts Lebendiges zu sehn, es müßte denn hie und da noch eine Krähe im raschen Fluge über die Wipfel hingestrichen sein, um sich ihren Kameraden anzuschließen, welche sich in großen Schaaren um die Schornsteine des Schlosses drängten. — Der junge Mann war bewegt und traurig, und als er in die große Allee trat und Margarethe schon seiner warten fand, blieb er stehn, breitete die Arme aus und zog das Mädchen ans Herz, ohne ein Wort dabei sagen zu können.

Auch Margarethe war stumm, und so standen sie eine ganze Weile schweigend und ohne sich zu regen, bis sie endlich den Kopf von seiner Brust erhob und ihm mit einem langen, ernsten, fast düstern Blick in die Augen sah. Erst nach einer Pause sprach sie dann langsam und leise: „nun wohlan, Gerhard, wie ist das alles gekommen und wie soll es nun werden?“ —

Er nahm ihren kleinen dunklen Kopf zwischen seine beiden Hände und küßte sie heiß und innig auf Stirn und Augen, und versetzte ebenso leise: „ja Margot, wie es gekommen, das weiß ich nicht. Aber es ist recht so. Es mußte einmal ein Ende da sein, ein ehrliches, offenes Ende. Nur daß ich von dir fort muß und jetzt — das schnürt mir noch das Herz zusammen. Doch ich werde auch das überwinden.“ Da senkte sie das Gesicht wieder gegen seine Brust, und die Starrheit und Düsterheit, die sie seit dem Morgen beherrschte, löste sich zum erstenmal in heiße Thränen auf. Er ließ sie eine zeitlang ruhig gewähren; dann aber richtete er sie auf und bat innig: „nun lasse uns reden, mein Herzens — Herzenslieb! Komm, wir wollen die Allee entlang gehn.“ Und indem sie durch ihre Thränen lächelnd zu ihm aufsah, hing sie sich an seinen Arm und folgte ihm.

„Liebst du mich von ganzem Herzen, Margot?“ fragte er nach einigen Schritten ganz leise, und es war nicht allein die tiefe Bewegung, die seine Stimme dämpfte, sondern auch das rings umher ausgebreitete majestätische Schweigen der Natur, welches ihn, ohne daß er sich dessen bewußt geworden, von jedem lauten, die Stille störenden Ton zurückhielt. — „Ja,“ versetzte sie ebenso gedämpft. — „Und du fühlst dich fest in dieser Liebe und bist bereit, sie in Kummer und Noth, in aller Zeit als dein bestes und heiligstes Kleinod zu wahren und festzuhal-

ten, Margot?" — „Ja, Gerhard, in Kummer und Noth, in aller Zeit." — „Und fest gegen jeden Angriff, Margot?" —

Sie schaute mit einem innigen Blick zu ihm empor. „Ja, Gerhard," erwiderte sie. „Ich habe bisher nicht recht gethan, daß ich die Sache verheimlichen wollte; ich sehe das jetzt ein. Aber ich habe schon angefangen, gut zu machen. Ich habe Diana heut Morgen offen gesagt, wie es mit uns ist — und die fürchtete ich mehr als die Großmutter. Verzeih mir," setzte sie innig hinzu und nannte ihn zum erstenmal du; „seit ich Diana kenne, bin ich gewohnt gewesen, alles auf ihr Urtheil zu geben, sie bei allem um Rath zu fragen, mich stets von ihr leiten zu lassen. Und es ist mir furchtbar schwer geworden, ihr dies grade, meine Liebe, zu verheimlichen." — „Und?" fragte Gerhard nach einer Weile. — Sie schüttelte den Kopf. „Laß es gut sein, mein Herz. Sie zürnt sehr über mein Schweigen. Das verdenke ich ihr nicht; es war unrecht. — Sie ist aber auch gegen uns, doch das muß ich eben ertragen. Aber nun laß uns von dir reden."

„Auch ich fühle das Unrecht der Verheimlichung," versetzte er nach einigen Schritten, indem er ihren Arm fest an sich drückte, „und daher habe auch ich den ersten und allein richtigen Schritt zur Offenheit gethan und alles in dem Briefe frei heraus gesagt, den ich der Erlaucht hinterlassen." — Ihr Arm zuckte leise, dann aber lehnte sie den Kopf an seine Schulter und sagte: „es ist recht so. Fahre fort, Gerhard." — „Es hätte mich diese plötzliche Versetzung und die Weise, wie deine Großmutter sie mir mittheilte, aufs tiefste betrüben und erschrecken müssen," sprach er weiter, „wenn ich nicht durch ihr Zürnen in den letzten Wochen schon gewissermaßen vorbereitet gewesen wäre und wenn nicht diese Versetzung mit meinen eigenen Wünschen und Plänen übereingestimmt hätte." Und damit begann er Marga-

rethen von dem Kunde zu geben, was er für seine Zukunft beschlossen. Von Willsburg aus wollte er den Dienst der gräflichen Familie verlassen und sich dem des Staats widmen, wo sich ihm die besten Aussichten zu öffnen schienen. Von dort aus hoffte er dann eher Ansprüche auf Margarethens Besitz machen zu können. — Sie hörte dem allen schweigend zu und erklärte sich endlich damit einverstanden.

Sie waren in diesen Gesprächen langsam die Allee auf und ab gegangen und hatten sich beide in völliger Fassung erhalten. Nun blieb Margarethe stehn und indem sie dem Geliebten beide Hände hinreichte, sagte sie bebend: „da ist meine Hand, Gerhard, nimm sie hin für Zeit und Ewigkeit. Gehe mit Gott und mit Vertrauen zu deiner Margot deinen Weg. Beide lassen dich nicht im Stich.“ — „Müssen wir scheiden?“ fragte er gedrückt. — „Ja,“ versetzte sie, „es ist Zeit. Und wir wollen uns nicht weich machen, wir bedürfen demnächst beide der vollen Stärke.“ — „Das weiß ich freilich,“ bemerkte er gepreßt. „Weißt du, Margot, daß der Graf um dich anhalten wird?“ — Sie sah überrascht auf. „Der Graf Ruysbroek? Unmöglich, Gerhard!“ rief sie. — „Und dennoch wird es geschehen — oder ist vielmehr schon geschehn, mein Herzenslieb,“ war seine Antwort. „Er hat zu deiner Großmutter bereits davon geredet, und sie ist ihm nicht entgegen.“

Ihr Gesicht überflog wieder das seltsame, halb starre, halb verächtliche Lächeln, das den jungen Mann am Morgen so sehr überrascht hatte, und auch mit demselben Tone sagte sie leise: „in Gottesnamen, was kümmert mich das?“ Und ihm die Hand zum festen Druck reichend, setzte sie hinzu: „Du zweifelst doch nicht an mir, Gerhard? Glaube mir, derartige Versuchungen und die Noth fürchte ich nicht. Ich fühle mich ruhig und sicher — mir ist, als wache jetzt meine selige Mutter über mich

und gebe mir all die Festigkeit und Kraft, welche sie so oft beweisen mußte. — Genug davon. Wann kommst du wieder nach Königshofen, und wann schreibst du zuerst?"

Er sah sie nachdenklich an — das sanfte Gesicht, das innige, milde Auge, die weiche schlanke Gestalt, — war das ein guter, kraftvoller Geist, der sie jetzt plötzlich erfüllte und beherrschte? Und ernst versetzte er: „schreiben werde ich bald und viel und auch ebenso von dir hören — nicht wahr, Margot? Aber nach Königshofen komme ich mit meinem Willen nicht früher zurück, als bis ich dich mein nenne und mit mir fortnehme." — Sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter und athmete tief und schwer, als fühle sie sich übermannt und wolle doch nicht unterliegen. Auch er war still.

Erst nach einer Pause beugte er seinen Kopf zu ihr nieder und sagte gepreßt: „vergiß nicht, Margot — wende dich in aller Noth ruhig und vertrauensvoll an Hugo. Du kannst dich auf ihn verlassen." — Sie richtete sich auf und lauschte. „Horch, Gerhard, ich höre Pferde," sprach sie. „Die Großmutter kehrt zurück." Und indem sie ihn in einen der schmalen Nebenwege zog, setzte sie flüsternd hinzu: „auch du — wende dich an meine Tante Leopoldine. Ich will ihr selbst davon schreiben. Glaube mir, sie ist vielleicht unser bester Schutz, und wenn sie uns wohl will, wird auch Gottes Segen mit uns sein!" — „So leb' wohl, Margot!" sagte er nach einer Pause und nahm sie fest und innig in seine Arme. „Gott behüte dich! — Gott segne dich! — Gott erhalte dich mir!" — „Leb' wohl!" murmelte sie nach und schlang die Arme um seinen Nacken. — Sie achteten nicht darauf, daß die Reiter eben nicht fern von ihnen die Allee durchschnitten.

Als sie ihre Umarmung lösten und sich nach dem letzten Blick von einander wandten, stand vor ihnen in der großen

Allee die dunkle Gestalt der alten Erlaucht; die eine Hand hatte das braune Reitkleid leicht aufgenommen, die andere bewegte spielend die Reitpeitsche. So stand sie da, und trotz der rings herrschenden, nur von der Schneedecke des Bodens noch einigermaßen erhellten Dämmerung, sah man ihre Stirn drohend gefaltet und die Augen mit finsterem, starrem Blick auf das junge Paar gerichtet.

Wie groß auch der Schreck Beider sein mochte, sichtbar ward davon nichts, und als die alte Dame jetzt mit eiskalter Stimme sagte: „Ihre Pferde warten draußen schon lange, glaube ich, Herr Forstmeister Wolthusen!“ — da war Margarethe an des jungen Mannes Seite, legte mit einem befehlenden: „Still, Gerhard!“ die Hand auf seine Schulter und versetzte gegen die Großmutter gewendet, mit Festigkeit: „er bricht auch schon auf, Großmama, wie du es befohlen. Aber ich wollte ihn vorher sehn und habe ihn aufgehalten.“

Die Gräfin wandte langsam Kopf und Augen zu Margarethen. „Das ist ein seltsamer Wunsch für eine Comteß Hirschegg,“ sprach sie starr und kalt, „und ein ebenso seltsamer Platz.“ Und heftiger fuhr sie fort: „danke es der thörichten Liebe deiner Großmutter, entartetes Kind, daß sie dir den Eclat sparte, von einem Diener in dieser wahnsinnigen Situation überrascht zu werden.“

Margarethe zuckte nicht. Fest drückte sie Gerhards Hand in die ihre, als wolle sie jedes Wort von ihm zurückhalten, und erwiderte dann ebenso kalt, wie die Erlaucht: „du irrst dich, Großmama; ich fürchte keinen Eclat für Gerhard und mich. Wir schämen uns unserer Liebe nicht und bekennen sie vor dir und der ganzen Welt. — Du wirst daheim in deinem Kabinet Gerhards Brief finden, der dir alles offen vorlegt. Und hättest du uns hier nicht gefunden, so hätte auch ich dir heute Abend noch mein Herz ausgeschüttet.“

Es war ein böses Lächeln, das durch das Gesicht der Erlaucht glitt; allein sie drängte jeden Ausbruch zurück und sagte nur: „da der Abschied, wie ich denke, zu Ende ist, so hält Sie hier nichts mehr zurück, Herr Forstmeister. — Comteß Margarethe wird sich einstweilen auf ihr Zimmer zurückziehn und meiner weitern Bestimmung gewärtig sein.“ Damit wandte sie sich ab und schritt in starrer Haltung die Allee entlang. —

Die beiden jungen Leute standen noch einen Augenblick Hand in Hand und Auge in Auge. „Verzage nicht — sei ruhig! Und Gott behüte dich!“ sprach Margarethe mit fester, klarer Stimme. — „Gott behüte dich!“ murmelte er nach, und sie gingen auseinander.

Margarethe hatte die Großmutter bald eingeholt, aber sie versuchte kein Wort, und stumm kehrten beide ins Schloß zurück. Erst an der Thüre ihres Vorzimmers wandte die Erlaucht sich zur Enkelin und sagte kalt: „um sechs Uhr erwarte ich, daß du im Salon erscheinst und dich eingedenk deiner selbst und deiner Familie benehmen wirst.“ Sie wartete keine Antwort ab und trat ins Zimmer.

Siebtes Kapitel.

Garde à vous!

Die alte Erlaucht ging in ihrem Kabinet, die Hände auf dem Rücken in einander gelegt, bequem auf und ab. In der Ecke des tiefen Sophas lehnte Hugos Vater, Graf Wolfgang, und sah mit auf die Hand gestütztem Haupt gedankenvoll zu dem tiefbogigen Fenster hinüber, durch welches das Gemach sein Licht empfing. Beide schwiegen, und erst nach einer geraumen Weile warf Gräfin Charlotte die Bemerkung hin: „ein wirklich wunderbar liebenswürdiger Mann! Ich freue mich wahrhaft auf seine Rückkehr."

Graf Wolfgang schüttelte leise den eisgrauen Kopf, aber sein Gesicht mit den — man möchte sagen: stillen Zügen blieb ohne jegliche Bewegung; und als die Gräfin das bemerkte, sagte sie, vor ihm stehen bleibend: „Sie stimmen nicht mit mir überein, Cousin Wolfgang?" — Er schüttelte wieder den Kopf. „Nicht ganz, Cousine," versetzte er ruhig. — „Und weßhalb nicht, Cousin?" — Der Graf schlug langsam die großen Augen zu ihr auf und schaute sie einen Augenblick schweigend an. „Ihren persönlichen Empfindungen widerspreche ich nicht," sprach er dann; „die sind Ihr Eigenthum, meine Theure. Ich will Sie auch

nur darauf aufmerksam machen, daß diese Empfindungen nicht überall dieselben sein möchten." — „Und was haben Sie am Grafen Raimund auszusetzen?" fragte die Gräfin ein wenig verdrießlich und wandte sich wieder ihrem Spaziergange zu. —

„Es ist freilich auch wenig mehr als ein persönliches Gefühl," erwiderte er, ohne seine Stellung zu ändern. „Ich kenne ihn noch zu wenig, er scheint auch mich nicht zu goutiren. Allein was ich so bei seinem Auftreten, seinem Benehmen empfunden habe, spricht nicht für ihn; natürlich ist er nicht, meine Cousine. Es kommt mir vor, als kenne er mehr von Welt und Gesellschaft, als er uns glauben machen will. Seine Unerfahrenheit ist mir ein wenig zu naiv, seine Schüchternheit ein wenig zu groß oder zu gering. Und —", er ließ die Hand auf die Sophalehne sinken und wandte seine Augen mit ernstem Blick der alten Dame zu — „und zum Gemahl für unsere Margarethe möchte ich ihn nicht erwählen und kann es der Kleinen nicht verdenken, wenn sie ihn entschieden ablehnt. Ein Paar, das weniger harmonirte, habe ich noch nie gesehn."

Die Gräfin zuckte die Achseln, wandte sich am Ende des Gemachs um und setzte ihren Gang ungestört fort. „Hm!" machte sie ein wenig verächtlich. „Die Harmonie wird sich hier so gut finden, wie anderwärts. Sie könnte schon jetzt da sein, wenn das dumme Mädchen sich nicht die unsinnigen Gedanken an den Menschen drüben in Willsburg in den Kopf gesetzt. Doch das wird sich geben, und um so schneller, je mehr sie aus unserm festen Willen merkt, daß es sich geben, daß sie sich fügen muß. Ich garantire Ihnen die Harmonie, Cousin. Ich kenne den Grafen Raimund, es ist ein Mann von Ehre, von solidem Charakter, von gutem Herzen, von vielem Gefühl, — ein Cavalier von altem, ächtem Schlage. Und wenn das dumme Mädchen vernünftig gewesen wäre, hätte sie das alles schon längst

auch selbst wissen und fühlen müssen. Er hat sich ihr ritterlich, offen und hingebend gewidmet."

Der Graf spielte mit der schweren Quaste, die vorn am Seitenpolster hing. „Was ich dagegen einwende, wissen Sie," versetzte er nach einigen Augenblicken ruhig. „Außerdem sehe ich aber wirklich nicht ein, meine theure Cousine, weßhalb wir Margarethe so eilig und zwar ganz gegen ihre Neigung verheirathen müssen? Was drängt uns? Sie ist jung und liebenswürdig genug, um noch die besten Partieen haben zu können. Und eine Comteß Hirschegg, däucht mir, kann überhaupt ohne Sorge ihrer Zukunft entgegensehn." — Die Gräfin runzelte die Stirn und warf ihm einen finstern Blick zu. „Sie vergessen diese Dummheit mit dem Menschen — dem Gerhard," sprach sie verstimmt. —

Graf Wolfgang zuckte die Achseln. „Ich vergesse sie nicht," erwiderte er gleichmüthig, „ich denke nur gar nicht daran. Es ist, wie Sie selbst sagen, eine Dummheit, wie mancher sie in der Jugend einmal beging und nachher belachte. Was ist daran gelegen? Sie ist jetzt abgemacht bis auf die Erinnerung, und wenn man den beiden Menschenkindern Ruhe läßt, so wird sich die auch verlieren oder ins richtige Maß ziehn. Darüber, dächte ich," setzte er hinzu und ein leises Lächeln glitt zum erstenmal durch sein leidendes Gesicht, — „darüber brauchten wir beide uns keinerlei Sorge zu machen, Cousine. Gerhard so gut wie unser Kind sind am Ende verständige Menschen."

Gräfin Charlotte schien durch diese Gleichgültigkeit des Verwandten überrascht zu sein und sah ihn mit einem einigermaßen zweifelhaften Blick eine Sekunde lang schweigend an. Dann schüttelte sie den Kopf, und ihren Spaziergang wieder aufnehmend, bemerkte sie: „nun Cousin, wir reden noch mehr darüber. — Im Uebrigen — eine bessere Partie gibt es für Gretchen nicht.

Graf Raimund ist vom besten Stande und sein Vermögen so groß, daß ein Vermögen seiner Frau diesmal ganz gleichgültig, ja überflüssig ist. Gretchens Stellung wird eine gesicherte, eine beneidenswerthe sein. Darauf haben wir denn bei dem Kinde, der Tochter unserer beiden Häuser, doch auch zu sehn. Wir sind beide alt, Cousin." — Der Graf lächelte wieder. „Verzeihen Sie mir, Cousine," versetzte er, „aber ich muß es sagen: diese Angst vor Margarethens Zukunft und Vermögenslosigkeit scheint Sie wie ein fixe Idee zu beherrschen. Und wenn Sie sich nicht selbst täuschen wollen, müssen Sie sich doch gestehn, daß nicht der geringste Grund zu solcher Angst vorhanden ist."

Die Erlaucht fuhr mit der Hand langsam über die Stirn. „Sie wissen es nicht, Cousin, wie das thut, wenn man als armes Fräulein in ein vornehmes und doch nur mäßig begütertes Haus heirathet und seinen Kindern dann nichts zu hinterlassen hat. Mein seliger Herr hat mich das nie empfinden lassen, wie mancher Andere bei Gelegenheit sicher gethan. Aber ich habe es selbst nur zu bitter gefühlt und fühle es noch alle Tage. Und Gretchen würde es anderwärts ebenso gehn. — Und dann," fuhr sie fort, „denken Sie daran, daß die Partie vollkommen standesgemäß wäre. Wo finden sich deren noch viele für eine Familie, wie die unsere, und unter diesen Verhältnissen? Ich bestehe nicht grade auf solche Partie, aber wenn sie sich einmal findet —."
— „Ich denke vor allen Dingen, daß eine Comteß Hirschegg nicht gekauft werden kann," sagte der Graf, als er die alte Erlaucht nach dem letzten Wort ihren Weg schweigend fortsetzen sah, und der Inhalt seiner Rede kontrastirte auf das seltsamste mit der Ruhe des Sprechers und seinem vollkommen unbewegten Gesicht. „Dazu reicht kein Vermögen aus und wär' es das eines Königs."

Die Erlaucht blieb überrascht auf der Stelle stehn, die sie grade erreicht, und wandte sich jäh zu ihrem Verwandten um.

Ihre großen Augen schauten ihn starr an, die Hände hatte sie vom Rücken genommen und zog nun ihr Taschentuch langsam durch die Finger. Im nächsten Augenblick aber hob sie den Kopf ein wenig auf, und die Stirn gefaltet und die Brauen zusammengezogen, sprach sie mit tiefer, fester Stimme: „das ist ein Ausspruch, der ein wenig hart und seltsam ist. Aber er rührt mich nicht, wie er mich nicht trifft, Cousin Hirschegg. Ich weiß, was ich will und thue — ich habe dem Herrn Grafen Raimund von Ruysbroek die Hand meiner Enkelin versprochen und — ich habe noch stets Wort gehalten."

Durch das Gesicht des Grafen glitt ein feines Lächeln und er wiegte leise den Kopf. „Aber meine liebe Cousine," entgegnete er und wandte die tiefliegenden Augen mit einem unendlich ruhigen Blick zu der alten Dame, „wie werden Sie sich bei solcher Entschiedenheit dann nur mit Margarethen selbst und denen vereinigen, die neben Ihnen noch über das Geschick meiner Nichte zu entscheiden haben und, so viel ich schließen kann, mit derselben Bestimmtheit diese Sache von der Hand weisen dürften?"

Die hohe Stirn der Dame überzog sich mit einer dunklen Röthe, aus ihren Augen brach der Zorn wie ein heller Blitz auf den kaltblütigen Gegner, und ihre Lippen öffneten sich zu einer sicher herben und harten Antwort. Allein es kam nicht dazu, da in eben diesem Augenblick die Thür geöffnet ward und hinter Hugo auch den Kammerdiener hereinließ, welcher meldete, daß der Forstmeister Wolthusen so eben angekommen sei und die Erlaucht sogleich sprechen müsse. — Die Dame zuckte bei Gerhards Namen zusammen; dann erhob sie ihren Kopf noch höher und sagte nach einem zornigen Blick auf Hugo: „wir können jetzt keinerlei Störung brauchen. — Und Gerhard — was will denn der? — Sagen Sie, ich sei nicht zu sprechen, Karl; der Herr Forstmeister kennt seine Herrschaft in Willsburg."

Hugo hatte auf seinen Vater und die Gräfin einen schnellen Blick geworfen und ließ die letztere, trotz seiner sichtbaren Aufregung, ungestört ihre Rede beendigen. Dann aber winkte er dem Kammerdiener Schweigen zu und bemerkte hastig und mit blitzenden Augen: „und doch werden Sie Gerhard anhören müssen, meine erlauchte Tante; er besteht darauf augenblicklich vorgelassen zu werden, und das Wort, das er mir bei seiner Ankunft sagte, gibt ihm ein Recht dazu, wie es auch mich hieher treibt.“ —

Die Erlaucht warf ihm einen finstern Blick zu und versetzte stolz: „in diesem Gemach gibt es kein ander Recht als meinen Willen, mein Herr! Und es existirt in keiner Sprache ein Wort, das hier den Eintritt erzwingen könnte. Gehn Sie, Karl, es bleibt dabei.“ — Da, bevor der bestürzte Kammerdiener noch diesem Befehl folgen konnte, trat Hugo nahe an die Dame heran und sagte mit bebender Stimme: „Großtante, es gilt die Ehre des Hauses, und das Wort Gerhards lautet — garde à vous!“

Die Gräfin taumelte wie vom Blitz getroffen, zurück und hielt sich nur mit Mühe an der erfaßten Lehne eines Stuhls aufrecht; ihre Augen blickten starr, ihr Gesicht war leichenbleich, ihre Lippen bebten. Erst als Hugo und sein Vater, der bei den Worten gleichfalls jäh aufgesprungen war, herzueilten und ihre zitternde Gestalt unterstützten, vermochte sie sich wieder zu fassen, und im nächsten Augenblick stand sie stolz aufgerichtet und sprach, wenn auch noch mit bebender Stimme: „du hast sehr recht, mein Kind! Das Wort öffnet auch diese Thür bei Tag und Nacht. — Lassen Sie Gerhard augenblicklich herein, Karl. Ihr Beide bleibt gleichfalls hier.“

Als Gerhard gleich darauf eintrat und sich gegen die Anwesenden verbeugte, musterte die Erlaucht seine äußere Erscheinung

mit einem finstern Blick, und als sie seine hohen bespritzten Stiefel und den ganzen, vom Wetter und Weg hart mitgenommenen Anzug bemerkte, sagte sie: „du hast Eile gehabt?" — Der junge Mann verbeugte sich. „Euer Erlaucht wollen meine Kleidung entschuldigen," versetzte er; „ich bin gestern Abend zu Pferde gestiegen, wie ich eben war, und ritt die Nacht durch, denn ich glaubte mich nicht aufhalten zu dürfen mit den Nachrichten, die ich gestern empfing." — „Nachrichten?" fragte sie. „Wohlan, was bringst du?" — Er zog zwei Briefe aus der Brusttasche und reichte den einen davon der Dame hin, indem er dabei sagte: „wollen Euer Erlaucht das Siegel betrachten."

Die Gräfin nahm den Brief mit fester Hand, sah nach der Aufschrift, die in französischer Sprache an Gerhard lautete, wandte ihn darauf um und hielt ihn weit von sich, um das Wappen erkennen zu können. Ihre Lippen bebten, aber sie sagte kein Wort, ließ keinen Laut hören, sondern reichte das Papier nur langsam dem Grafen Wolfgang hin. In dem Siegel zeigte sich in der That das ebenso alterthümlich geformte Wappen wie auf dem Knopf — die erhobene Faust mit dem Streitkolben, und darüber die Worte: garde à vous!

Als auch Hugo den Brief angesehn und auf den Tisch gelegt, wandte die Erlaucht ihre Augen, mit denen sie bisher das Papier bewacht hatte, starr und fest auf Gerhard und fragte mit heiserer Stimme: „von wem ist der Brief?" — „Vom Grafen Ruysbroek," lautete Gerhards langsam und deutlich betonte Antwort.

Diesmal ließ die Erlaucht sogar einen dumpfen Ton des Schreckens hören und griff, erbleichend, von neuem nach der Stuhllehne. Erst nach einer Pause, die keiner der übrigen Anwesenden zu stören wagte, redete sie mit gepreßter Stimme und ohne den starren Blick von Gerhard zu verwenden: „was hat der Herr Graf von Ruysbroek mit dir zu korrespondiren?" —

Ueber das Gesicht des jungen Mannes glitt ein bitteres Lächeln, und ohne auf des Grafen Wolfgang mißbilligendes Kopfschütteln und Hugos Achselzucken zu achten, erhob er seine Augen ruhig und ernst zu dem Gesicht der alten Dame und versetzte: „der Brief liegt offen vor Euer Erlaucht. Der Herr Graf bietet mir für den Fall, daß ich gewisse Ansprüche aufgebe und seine Wünsche durch meine Zustimmung befördere, eine Abfindungssumme."

Nach diesen Worten wandte sich Graf Wolfgang schweigend um und setzte sich langsam in seine Sophaecke zurück, während Hugo dem Freunde herzlich seine Hand über den Tisch hinüberreichte. Gräfin Charlotte blickte finster zu Boden.

Endlich schaute sie wieder auf. „Daß der Graf Ruysbroek nicht selbst jener Fremde in Lautenthal gewesen sein kann, ist sicher," sprach sie düster; „er zählt wenig Jahre mehr als seit der Ermordung meines Gemahls verflossen sind. Aber wir müssen uns mit jeder weitern Auskunft gedulden. Der Herr Graf ist vor einer Stunde abgereist und kommt erst in acht Tagen wieder." — Gerhard trat bestürzt einen Schritt zurück. „Also zu spät!" rief er heftig. „So schnell hätt' ich mir das Ende nicht gedacht!" Und indem er den zweiten Brief öffnete und, mit dem Finger auf eine Stelle deutend, zu Hugo hinüberreichte, setzte er hinzu: „wollen Sie die Güte haben, Herr Graf, diesen Absatz aus dem Briefe eines Wiener Freundes vorzulesen?" — Hugo folgte der Bitte und las folgendes.

„Eine gute Geschichte zum Schluß. — Erinnerst du dich noch des Barons Ménars, der vor sieben Jahren in Baden der Fürstin F. den Hof machte, und von dem man so viele seltsame Dinge erzählte? Er sollte auch in Paris beim falschen Spiel ertappt sein. Derselbe ist vor kurzem hier unter dem Namen eines Vicomte Ruysdael aufgetreten und hat unter dem Vorwande einer großen Erbschaft, die er in Ungarn gemacht haben

wollte, mehrere Personen um unglaubliche Summen betrogen. Er soll den unerfahrenen, schüchternen Landjunker aus Belgien, der von seinem Glück ganz niedergedrückt war, und noch mit Gott weiß was für Klauseln zu kämpfen hatte, die ihn bisher am vollen Genuß desselben verhinderten, — ganz superbe gespielt und Papiere vorgewiesen haben, welche seine Angaben durchaus zu bestätigen schienen. Denn manche der Betrogenen glauben noch felsenfest an seine Ehrlichkeit. Seit ihn jemand als Baron Ménars erkannte und in Gegenwart eines Andern also anredete, mit dem er als Vicomte Ruysdael verkehrte, ist er verschwunden und wird vergebens verfolgt. Er versteht es, neue Namen für sich zu finden. Seine Thätigkeit muß eine ausgebreitete gewesen sein, alle Tage hört man von neuen Opfern. Die Welt will betrogen werden."

Der Vorleser legte das Blatt zusammen; es war im Gemach eine tiefe Stille. Die Erlaucht setzte sich wie zerbrochen in einen Lehnstuhl und legte den Kopf auf die zitternde Hand.

Hugo ging ein paarmal gedankenvoll auf und nieder. Endlich blieb er wieder am Tisch stehn und sagte: „Sie haben also recht gehabt mit ihrem Verdacht, Gerhard; aber zu spät kommen Sie für die Hauptsache nicht, das größte Unglück ist noch verhütet worden. Auch, meine ich, ist noch Aufklärung möglich, denn des ehrenwerthen Herrn Grafen ehrenwerther Herr Diener ist zurückgeblieben. Der arme Mann soll krank sein, oder den Spion spielen. Vom Morde möchte er eher etwas wissen als sein Herr. — Wo ist der Knopf von Lautenthal? Ich will Hubert instruiren und ihn damit auf die Fährte schicken. Der läßt ihn nicht los."

Die alte Erlaucht hatte bisher schweigend und ohne irgend eine Bewegung in ihrem Stuhl gelehnt. Bei Hugos Frage nach dem Knopf erhob sie das bleiche, abgespannte Gesicht und holte

tief Luft. Dann stand sie auf, nahm den Knopf aus einem geheimen Fache ihres Schreibtisches und gab ihn schweigend an Hugo. Während die beiden jungen Männer das Gemach verließen, blieb sie bei dem Möbel stehn und stützte sich schwer auf die ausgezogene Platte. Dann murmelte sie kaum hörbar vor sich hin: „mein armer alter Bruder!“ und ließ den Kopf tief auf die Brust sinken. —

Graf Wolfgang erhob sich; die Gleichgültigkeit und Ruhe seiner Züge war dem Ausdruck einer fast finsteren Strenge gewichen. „Nun Cousine,“ sprach er, „danken Sie Gott, daß Sie noch nicht zu sagen brauchen: arme Margarethe! Das wäre ein nie gut zu machendes Elend gewesen; alles übrige, denke ich, ist dagegen — eine Bettelei.“ — Die Erlaucht sah ihn einen Augenblick mit einem zerstreuten Blicke an, dann als erwache sie nun erst zum vollen Bewußtsein des Geschehenen, schlug sie sich mit der flachen Hand vor die Stirn und rief heftig: „Sie haben recht, Cousin! Schelten Sie mich! Verdammen Sie mich! Sie können's nicht bitterer thun als ich selbst. O über mich alte Närrin!“ — Er lächelte begütigend. „Ei, ei, Cousine,“ meinte er, „können Sie auch die Contenance verlieren? Das habe ich noch nie erlebt. Lassen Sie doch die Thorheit vergessen sein, wie Sie so manches im Leben vergessen mußten; die Sache ist ja zu Ende.“

Die Gräfin schüttelte beinah wild ihr graues Haupt. „Das vergesse ich nie!“ sagte sie dumpf. „Was kümmern mich die paar tausend Gulden, um die er mich beschwatzt! Aber daß mich ein feiler, elender Betrüger so zur Närrin machen konnte vor den Meinen und mir selbst —.“ — „Garde à vous!“ unterbrach sie der Graf, ihre Hand ergreifend. „Wir haben anderes zu thun, Charlotte!“ — Da zuckte sie zusammen, strich sich mit der Hand über die Stirn und sprach, sich aufrichtend, plötzlich

gefaßt: „Sie haben recht, Cousin. Wir wollen nach dem Diener sehn.“

Inzwischen hatten die beiden jungen Männer Hubert alsbald aufgetrieben und schnell von der Lage der Dinge unterrichtet. Die Augen des Jägers brannten in wilder Freude. „Den werde ich hetzen, so daß es ihm grün und gelb vor den Augen wird!“ sprach er. „Ich habe dem schleichenden heimtückischen Gesellen nie getraut und stets gewußt, daß es ein Schuft wäre. Und will's Gott, packen wir den sauberen schielenden Herrn Grafen auch noch, der so fremd thut und doch deutsch redet wie Unsereiner, und hier so zahm und jüngferlich ist und drunten in Königshofen jeder Schürze nachläuft.“ — „Woher weißt du das?“ rief Hugo betroffen. — „Hab' ihn gestern Abend mit seinem Diener deutsch reden hören, und das Andere habe ich auch gestern vom Löwenwirth drunten erfahren. Er ist mehrmals Abends heimlich dort gewesen, wenn wir ihn in den Federn glaubten, aber man hat ihn doch erkannt, und einmal hat's sogar argen Skandal gesetzt.“

Die beiden Andern sahen sich verwundert an. „Und du hättest es zugeben können, daß er die Erlaucht noch weiter betrog, Hubert?“ rief Gerhard vorwurfsvoll. — Der Alte lachte finster. „Bah, ich würde ihr schon zur rechten Zeit das Licht angesteckt haben. — Aber nun vorwärts!“ Sie gingen zum Zimmer des Dieners in den Josefsbau hinüber; die beiden jungen Männer traten in das angrenzende Gemach und legten, beide wohl zum erstenmal in ihrem Leben, das Ohr an die Verbindungsthür, um zu horchen.

Als Hubert eintrat — der Schritt der Nahenden war auf dem mit Matten belegten Corridor nicht hörbar geworden — sprang der Diener erschrocken von seinem Stuhl am Fenster auf, wo er anscheinend mit der Durchsicht von Papieren beschäftigt gewesen.

„Was beliebt?" fragte er sich vergessend auf deutsch und setzte dann schnell, und als ob er den Eintretenden erst jetzt erkenne, hinzu: „ah, monsieur Hubert!"

Der Alte hatte mit einem raschen Blick das Zimmer gemustert — den Tisch mit den Papieren am Fenster, zwei aufgeschlagene Koffer, deren Inhalt theilweise herausgenommen und auf ein paar Stühle gelegt war, darunter eine Livree — dunkelgrün und amarantfarben und mit Knöpfen, die das bekannte Wappen zu zeigen schienen, — endlich ein großes Bund der verschiedenartigsten Schlüssel zu oberst in dem einen Koffer. Während der Diener, dies gleichfalls bemerkend, flüchtig erröthete und die Koffer zuschlagend, die Unordnung im Zimmer entschuldigte — der Herr Graf habe ihm Rechnungen zu ordnen befohlen, die er lange habe suchen müssen — und den Alten zum Sitzen nöthigte, sagte dieser phlegmatisch: „danke, Herr Kammerdiener. Lassen wir aber das ausländische Gewälsch, ich versteh's nicht mehr recht, und der Herr Kammerdiener kann ja mit mir so gut deutsch reden, wie gestern Abend mit seinem Herrn. Bei unsern Herrschaften ist das was Andres." — Der Diener lächelte befangen. „Daß Sie das auch hören mußten!" bemerkte er die Hände reibend. „Der Herr Graf übt sich heimlich, er will die Erlaucht und die Damen überraschen. Verrathen Sie uns nicht, Herr Hubert." — „Schon gut," versetzte der Jäger kalt. „Nun aber, Herr Kammerdiener — ich wollte nur fragen, ob Er das Dings da verloren? So viel ich weiß, ist das seines Herrn Wappen, und ich hab's im Park gefunden." Und damit reichte er dem Andern den Knopf hin.

Der Diener nahm ihn an und betrachtete ihn genau. „Das ist allerdings mein Knopf," erwiderte er. „Aber wie zum Henker kann ich den verloren haben, da ich die Livree hier noch gar nicht getragen? Mein Herr liebt die bunten Farben nicht, und

ich trage sie nur bei besondern Gelegenheiten. Früher war das was Andres," setzte er hinzu und nahm die Livree vom Stuhl, um nachzusehen, wo ein Knopf fehlen möchte; „da mußte ich sie stets tragen."

„Wie dazumal in Lautenthal," bemerkte Hubert mit tiefer Stimme. Dem Andern fiel das Kleidungsstück aus der Hand und er schaute den Jäger mit großen Augen entsetzt an, während sich sein gelbes faltiges Gesicht mit einer aschfarbenen Blässe überzog. „Lautenthal? Was ist das? Bin da nie gewesen," stammelte er verwirrt. — Der Jäger trat auf ihn zu und schlug ihm mit der Hand auf die Schulter. „Ei, besinn' dich nur," sagte er langsam und deutlich, ihn dabei starr ansehend, „in Lautenthal, beim Lindenwirth, mit deinem Herrn, der dich am Tage vor Allerheiligen mit einem Briefe nach Königshofen schickte, du mußtest aber sagen, du kämst von Waldseck, und gabst ihn Seiner Erlaucht selbst." — Der Mensch taumelte zurück und hart gegen die Thür. „Bist du Satan selbst?" stammelte er, in die Knie stürzend.

Hubert riß ihn herzuspringend wieder empor, und indem er ihn mit der Faust im Genick vorwärts gegen die hereineilenden Freunde stieß, rief er diesen mit grimmigem Jubel zu: „da ist der Hund, Euer Gnaden! Da ist der feige Hund! Wage noch zu leugnen, Canaille, und ich erwürge dich!" — Der zitternde Mensch ward nur durch des Jägers Faust gehalten. Er streckte den Eintretenden die krampfhaft gefalteten Hände entgegen und ächzte: „retten Sie mich vor dem Teufel da! — Ich will alles bekennen!" —

Da trat auch Graf Wolfgang mit der Erlaucht am Arm an die geöffnete Thür; dem Jäger ward befohlen, seinen Gefangenen los zu lassen und ohne Aufsehn ins Kabinet der Gräfin zu schaffen. Doch ließ es der Alte sich nicht nehmen, dort mit

den Uebrigen einzutreten; hinausweisen mochte ihn niemand, und so lehnte er mit untergeschlagenen Armen an der Thür und horchte wie die Andern auf die Beichte des Dieners.

„Der Mörder des Herrn Grafen," fing er an, „war mein jetzt verstorbener alter Herr — der Marquis von Montarliers." — Hugo und Gerhard fuhren zusammen — war es möglich, daß der Schwiegersohn am Vater seiner Gattin solche That begangen? — Hubert ballte grimmig die Faust; die Erlaucht aber warf dem Grafen Wolfgang einen finstern Blick zu, worauf dieser mit leisem Kopfnicken antwortete, und dann richtete sie die Augen zu dem Diener und sagte: „unser Verdacht wandte sich damals schon auf den Marquis, obgleich wir anscheinend gar keinen Grund dazu hatten. Allein es ist nicht sein Wappen. Wie erklärt sich das?" — „Es ist das alte Wappen einer Nebenbesitzung des Herrn Marquis, der Herrschaft Rochebrun, nach welcher sich früher die nachgebornen Söhne genannt hatten," versetzte der Mann demüthig. „Ich werde davon erzählen." Und dann begann er aufs neue seinen Bericht. Daraus ging denn Folgendes hervor.

Die Verhältnisse des Marquis waren schon in Deutschland in großer Verwirrung gewesen, wozu sein im Geheimen höchst ausschweifendes Leben nicht wenig beigetragen hatte. Er gedachte sich durch eine reiche Heirath zu retten und warf seine Augen auf Blanka, da er wußte, daß ihre Mutter ein großes Vermögen besessen hatte. Er war daher wie vom Donner gerührt, als er erst am Tage der Hochzeit bei Unterzeichnung der Ehepakten genau erfuhr, daß die Gräfin Leonore, wie auch die letzten Gräfinnen vor ihr, den größten Theil ihres Vermögens und ihrer Besitzungen der Grafschaft zugewendet hatten, weil nur auf solche Weise der Ruin des Hauses vermieden werden konnte. Der Tochter fiel nur eine geringe Summe über das im gräflichen

Hause herkömmliche Heirathsgut zu. Der Marquis war von dieser Kunde so übernommen, daß er für den Augenblick kein Wort der Widerrede fand. Bisher hatte er es in seinem Leichtsinn nicht der Mühe werth gefunden, besondere Erkundigungen über diese keineswegs verborgenen Verhältnisse anzustellen, und als er nun am folgenden Morgen vor der Abreise das Vermögen seiner Frau übernahm und dabei in grimmige Vorwürfe und sogar Schmähungen und Drohungen ausbrach, mußte Graf Wolf Christoph um so mehr überrascht und verletzt sein, da er nie an eine Verheimlichung gedacht und voraussetzen mußte, daß sein Schwiegersohn sich vor seiner Verheirathung von dem Vermögensstande seiner Braut unterrichtet haben werde. Er antwortete daher um so entrüsteter, da er auch seine Tochter sich in diesen Streit mischen sah. Wie die Leser aus der Erzählung der alten Erlaucht wissen, trennten sie sich in dieser Verstimmung, welche, als der Marquis bald darauf in Paris einen großen Theil des Vermögens im Spiel verlor, und die Aussicht auf Wiedererlangung seiner französischen Besitzungen immer mehr schwand, seinerseits zu neuen schriftlichen Forderungen und Drohungen und, was Graf Wolf Christoph unter dem Siegel der Verschwiegenheit nur dem Grafen Wolfgang mitgetheilt hatte, zur Einleitung eines Prozesses führte.

Bald nach dem Beginn desselben ging der Marquis mit seiner Gattin nach Westindien hinüber, kehrte jedoch, nach Blankas bald erfolgtem Tode, schon 1803 nach Frankreich zurück und kompromittirte sich bei der Verschwörung von George Cadoudal und Pichegru so sehr, daß er mit Noth der Verhaftung entging und kaum noch auf einem amerikanischen Schiff entweichen konnte. Als Herr von Rochebrun kehrte er dann nach England zurück, ergab sich immer mehr dem Spiel und setzte den Prozeß fort, indem er die Handschrift seiner Gattin nachahmte und sogar den

gefälschten Taufschein eines von ihr geborenen Sohnes beibrachte. Da Graf Wolf Christoph von all diesen Dingen niemals geredet und nie einer weitern Nachricht von dem Ergehn seiner Tochter gedacht hatte, so war nur anzunehmen, daß er diese ganze Angelegenheit für zu schmachvoll gehalten, um sie nicht in sein tiefstes Innere zu verschließen.

Der Prozeß ging im Jahre 1806 zu Ende und für den Marquis verloren, und hierüber von Wuth erfüllt und einsehend, daß durch vielerlei Gaunerstreiche, Betrügereien und Fälschungen auch der längere Aufenthalt in England für ihn unmöglich geworden, ging er nach Deutschland hinüber mit dem festen Entschlusse, an seinem Schwiegervater sich so oder so zu rächen und sich auf irgend eine Weise in den Besitz des Vermögenstheils zu setzen, um den er seiner Ansicht nach betrogen worden war. Auf all seinen Reisen und Unternehmungen wurde er von dem Erzähler, den er schon auf der Hochzeitsreise in Mainz als Diener angenommen, begleitet.

Der Marquis war von allen Seiten verfolgt und trat daher auch in Deutschland wieder unter anderem Namen auf. Seinem Schwiegervater wagte er sich um so weniger zu entdecken, da er wußte, daß derselbe ihn sicher von sich stoßen werde, und annahm, daß der Graf sich eher durch plötzliche Ueberraschung oder geheimnißvolle Drohungen einschüchtern und zum Nachgeben zwingen lassen werde. Ueberdies sann er auch, wie schon bemerkt, auf Rache, oder wie er es nannte, auf die gebührende persönliche Bestrafung seines Schwiegervaters. — Seiner alten Leidenschaft für das Spiel folgend, trieb er sich aber noch ein paar Wochen in den Bädern umher und knüpfte in dieser Zeit ein Verhältniß mit einer Schauspielerin an, dem einige Zeit darauf der sogenannte Graf Ruysbroek sein Dasein verdankte. Dann näherte er sich allmälig Königshofen und ließ sich in Lautenthal

nieder, wo er sicher war, nicht erkannt zu werden. Von dort streifte er mehrmals gegen Königshofen hinüber, ohne jedoch, wie er hoffte, jemals dem Grafen allein zu begegnen.

Da erfuhr er die Abwesenheit der Gräfin und schrieb an den Grafen jenen früher erwähnten Brief, den Josef, der Diener, abschreiben und überbringen mußte. Er sagte darin, ohne seinen Namen zu nennen, daß er davon unterrichtet sei, wie der Graf seine Tochter um ihr Vermögen betrogen und den Prozeß nur durch Bestechung gewonnen, und drohte mit Veröffentlichung dieser Sache und mit der Rache der Betrogenen, wenn der Graf nicht innerhalb weniger Tage eine sehr bedeutende Summe an eine beigefügte Adresse übermache, oder sich zu einer Unterredung und Verständigung mit dem Schreiber dieser Zeilen am Samstagmorgen an einem bestimmten Orte allein einfinde. Die Antwort sollte nach einer nahen Poststation so bald wie möglich gerichtet werden. Jede angestellte Untersuchung oder Nachforschung ward mit furchtbarer Rache bedroht. —

Da die Antwort ausblieb — denn der Graf hielt das Ganze, wie wir wissen, für eine großartige Bettelei und verachtete die gedrohte Rache, — der Graf auch nicht beim Rendezvous erschien, und noch weniger das Geld schickte, — so brach der Marquis am Sonntagmorgen wüthend und mit dem Entschlusse von Lautenthal auf, sich im Nothfall mit Gewalt in den Besitz des Geldes zu setzen. Er hatte nicht nur erkundet, daß große Geldsummen in Königshofen liegen müßten, sondern kannte auch das Schloß und die gewöhnliche Lebensweise in demselben von früher ganz genau, und hatte überdies durch Zufall einmal einen geheimen Weg entdeckt, der von draußen in die Privatkanzlei führte und dem Grafen sowohl wie allen Bewohnern unbekannt schien. Zugleich, da er wußte, daß der Leibjäger im Vorzimmer schlief und früher Abends vor dem Schlafengehen zum Mißfallen

seines Herrn gewöhnlich ein Glas Grog getrunken hatte, versah er sich mit einem Schlaftrunk für denselben. Er fürchtete, daß er des riesenstarken Mannes bei entstehendem Lärm im Wachen nicht Herr werden dürfte, ohne alle andern in der Nähe Schlafenden auf die Beine zu bringen.

Unterwegs sahen sie, im Walde versteckt, den Grafen und Rolof an sich vorbeireiten und den Herrn bald darauf allein zurückkehren. Der Marquis erhob schon im rachsüchtigen Grimm die Flinte, um ihn niederzuschießen, und ward nur durch Josefs Eingriff und dessen Vorstellung vom Morde abgehalten, daß das Ausbleiben des Grafen augenblicklich auffallen und einen Einbruch fürs erste unmöglich machen müsse. — Dann näherten sie sich dem Schloß, konnten es jedoch, durch allerlei Zufälle und die rings herrschende lebhafte Bewegung der Diener und Beamten aufgehalten, erst gegen acht Uhr betreten, in die Privatkanzlei gelangen, die Pistolen auf des Grafen Schreibtisch entladen und den Schlaftrunk bereiten, der diesmal so gute Wirkung thun sollte, obschon Hubert, seinem Herrn zu Liebe, der Gewohnheit längst entsagt. Sie waren mit diesen Vorbereitungen eben fertig, als der Leibjäger erschien, so daß sie sich kaum noch in das Kassenzimmer flüchten konnten. Hubert blieb da, nicht lange nachher kam der Graf, und erst als dieser schon eine geraume Zeit allein und in die Arbeit vertieft war, wagten sie Licht anzuzünden und sich weiter umzusehen. Da der Graf den Nachmittag abwesend gewesen, fanden sie die Kassen verschlossen und mit ihren Nachschlüsseln nicht zu eröffnen.

Sie warteten daher noch eine Weile, um sicher zu sein, daß Hubert schlafe; dann trat der Marquis leise ins Kabinet, und als der Graf das Geräusch vernehmend, aufsprang, schlug er ihn mit einem Hiebe des Hirschfängers zu Boden, bevor der Ueberraschte nur das ganz nahe liegende Pistol ergreifen konnte.

Dann, da sie seines Todes sicher waren, eilten sie die kleine Kasse zu öffnen, zu der sie den Schlüssel fanden, suchten das Gold aus und beluden sich mit dem, was sie fortbringen konnten, und schlichen, nachdem der Marquis auch noch seinen Brief vom Donnerstag gefunden und an sich genommen, schnell und unbemerkt aus dem Schloß. — Gleich darauf verließen sie Europa und gingen nach Amerika hinüber, wo sie zuerst von dem geraubten Gelde, nachher von allerlei Schwindeleien und wenig ehrenvollen Unternehmungen lebten.

Obgleich von dem Morde und den folgenden Untersuchungen und Nachforschungen nichts verlautete, wagte sich der Marquis erst viele Jahre später nach Europa zurück. Sein Ruf war überall gleich schlecht, es lebten auch zu viele, die von ihm so oder so einmal betrogen worden, und als er endlich im Anfang der dreißiger Jahre selbst den Boden Nordamerikas für sich zu heiß fand und wieder in Frankreich auftrat, geschah es nicht nur wieder unter anderm Namen, und als Bürger der nordamerikanischen Freistaaten, sondern auch mit einem Aeußern, das durch alle Künste der Toilette umgestaltet war. Durch Zufall entdeckte und erkannte er in einer Pariser Spielhölle seinen Sohn, der von seiner Mutter bis zu ihrem Tode besser erzogen und gebildet worden, als man es von einem so leichtsinnigen Wesen hätte erwarten sollen. Doch war diese Erziehung nicht nachhaltig gewesen. Politische Verbindungen und Schwärmereien trieben ihn nach Frankreich. Er fand bald Geschmack an Schwindeleien und hatte sich jetzt, durch Gott weiß was für Mittel, als Vicomte von Rochebrun eine Stellung in der Gesellschaft zu schaffen gewußt. Als Spieler und Gauner von Profession trat er nun dem ebenso gearteten Vater entgegen und vereinigte sich von da ab mit ihm zu gemeinsamen Spieler- und Beutezügen, welche sie, bald unter diesem, bald unter jenem Namen, besonders in die deutschen Bäder führten.

Nach einigen Jahren fiel der Marquis in einem Duell, das er sich durch falsches Spiel zugezogen, und der Vicomte ging aus demselben Grunde mit dem alten Diener seines Vaters außer Landes. Dort kombinirte er den Plan, den er in Wien zur Ausführung brachte. Papiere hatte er sich verfertigt oder sonst zu verschaffen gewußt, und spielte seine Rolle so trefflich, daß ihn kein Verdacht traf und er eine reiche Ernte hielt. Der Baron Berndingen war eins seiner letzten Opfer; durch ihn ward er auf die Familie Königshofen aufmerksam gemacht und ergriff diese Gelegenheit fortzukommen und wo möglich einen größern Fang als je zu machen, mit beiden Händen, da es ihm in Wien nicht mehr geheuer schien. Josef folgte nur ungern nach dem Schauplatz jener blutigen That des Vaters, wagte aber dem Sohne nichts davon zu entdecken, da selbst der Marquis stets darüber geschwiegen, und er auch fürchtete, daß ein neuer Mitwisser das Geheimniß aufs neue gefährden könne. Ueberdies wußte er, daß Raimund ihn nur noch bei sich duldete, weil er in alle Streiche und Betrügereien des Herrn eingeweiht war. Er wollte daher nicht durch die Entdeckung dieses Verbrechens sich seinerseits ihm ganz in die Hand geben.

Von dem Weitern ist wenig zu sagen. Der Leser weiß, wie Raimund auftrat und sich der Gunst der alten Erlaucht versicherte. Den Nebenbuhler wußte er fortzuschaffen und sich immer fester zu setzen, und so schien alles auf dem besten Wege zu sein, bis Graf Wolfgang Hirschegg anlangte und sich von vornherein dem Fremden so abgeneigt zeigte, daß Raimund es für das beste hielt, während der Anwesenheit desselben seinerseits Königshofen zu verlassen. Dazu kam, daß er am Tage vor seiner Abreise erfuhr, man sei in Wien den großartigsten Betrügereien auf die Spur gekommen, und habe die eifrigsten und ganz geheim betriebenen Nachforschungen begonnen. In der, selbst den feinsten

Gaunern eigenthümlichen Verblendung hatte er sich bisher für völlig sicher gehalten. Den alten Baron Berndingen, gegen den er am weitesten herausgegangen, hielt er durch die Erlaucht in seiner Hand. So reiste er mit einigen Summen, die er der alten Dame schon jetzt abzuschwindeln gewußt, ab, nicht um eine Stunde zu früh. Er wollte draußen umherhorchen und nach Umständen davongehn oder zurückkehren. Josef blieb zur Beobachtung einstweilen zurück.

Der Diener blieb ungern. Er war von Angst und böser Ahnung gequält und wäre schon heut auf und davon gegangen, wenn er nicht seinen Herrn gefürchtet, dessen Pläne er überdies so kurz vor dem Gelingen auch nicht stören wollte. An den Mord dachte er gar nicht mehr, und um so furchtbarer war sein Schreck, als er grade den entdeckt sah. Da brach er zusammen und leistete in nichts mehr Widerstand.

Zum Schluß des langen Berichts mußte er seinen Zuhörern den geheimen Weg zeigen, der damals den Mörder zu seinem Opfer führte. Im Kapellenthurm war zwischen der großen Terrasse und der Bibliothek neben einem breiten Strebepfeiler eine kleine, fast vergessene und niemals mehr benützte Pforte, deren Schloß sich auch jetzt noch mit einem krummen Nagel aufsperren ließ. Die Pforte, welche aus dem Thurm in den Corridor neben der Privatkanzlei führte, untersuchte Hubert damals zwar jeden Morgen und Abend; außer derselben aber führte auch noch vom kleinen Orgelchore aus eine versteckte Oeffnung ebendahin, die nur dann sichtbar ward, wenn man durch den Druck auf eine Feder eine dort befindliche anscheinend massive, inwendig aber hohle Säule bewegte, und also hinübergelangte. Der Marquis, als leidenschaftlicher Orgelspieler dort öfter verweilend, hatte durch Zufall diesen Mechanismus entdeckt, der unzweifelhaft zu einer Zeit mit den ähnlichen Spielereien des Josefsbau's entstanden war. Diese erste Entdeckung führte den

neugierigen jungen Mann zu einer zweiten, ähnlichen. Es hatte ihn schon immer gewundert, daß das naheliegende Kabinet des Grafen ohne jede andere Verbindung mit dem Corridor sein sollte, als durch den Archivsaal und das kleine Vorzimmer. Und doch war dieser Schloßtheil die Privatwohnung des Grafen Wolf Josef gewesen, unter dem alle die Künsteleien entstanden. Er suchte nach und fand einen neuen kleinen Knopf ganz unten am Fußboden, der ein Stück Wand mit dem anstoßenden Theile des drinnen stehenden Repositoriums in Bewegung setzte und so eine schmale Thür öffnete. Die Federn waren so trefflich und die Fugen schlossen so genau zusammen, daß die Thür sich ohne Geräusch und leicht bewegte, und selbst bei der genauen Untersuchung nach dem Morde nicht entdeckt wurde. —

Gegen Abend, als Josef in Gewahrsam gebracht und, auf des Grafen Wolfgang Betreiben, die Botschaft an das Gericht abgegangen war, saßen die beiden alten Verwandten wieder einsam im Kabinet der Erlaucht und besprachen, was zunächst geschehen müsse. Zum Schluß der Unterredung rief die Dame den Kammerdiener und befahl ihm, Gerhard herbeizurufen. „Ich muß ihm danken — von ganzem Herzen!“ sprach sie zum Grafen Wolfgang. „Was er auch sonst verschuldet haben mag — hier hat er wie sein Vater gehandelt — er hat unser Haus — nein, er hat unsere Ehre gerettet.“ Aber der Kammerdiener kam ohne Gerhard zurück. „Der Herr Forstmeister,“ meldete er, „sei gleich nachdem die Herrschaften aus der Kapelle zurückgekehrt, aufs Pferd gestiegen und nach Willsburg zurückgeritten.“

Die Erlaucht sah ihren Vetter bestürzt an. — „Haben Sie was Anderes von ihm erwartet, Cousine?“ fragte dieser mit leisem Lächeln. „Er that hier, was seine Pflicht war, dann ging er wieder. Er ist eben ein wackerer Mann.“ Die Gräfin sagte kein Wort und betrachtete stumm den alten Wappenknopf.

Achtes Kapitel.

Die alte Erlaucht.

Willsburg, d. 6. Jan. 1841.

„Meine verehrte, theure Mutter!

„Wollen Sie es mir zu gut halten, wenn ich erst heut auf Ihren freundlichen und liebevollen Brief vom 29. December antworte. Die vergangenen Tage waren geschäftsvoll, und auch des armen Leo Zustand nahm mich sehr in Anspruch; er ist melancholischer und dabei unruhiger als seit mancher Zeit und will mich stets in seiner Nähe haben. Und auch ich selbst fühle mich in diesen Tagen immer traurig. Es sind so schöne Feste, die wir in dieser Zeit begehn; sie sollen uns an all den Segen erinnern, der durch Gottes Gnade über die Erde und ihre Menschen gekommen, und sollen auch uns selbst an den Segen mahnen, an den Frieden, den uns das Bewußtsein eines ehrlichen, tapfern Ringens, eines treuen Handelns und Schaffens in unserm Berufe verleiht. Wir sollen uns der Früchte unserer Treue freuen, und den Segen und Frieden in uns und um uns finden als herrlichsten, unvergänglichsten Lohn.

„Sehn Sie, meine Mutter, ich finde diesen Segen und Frieden nicht in mir, nicht um mich; und jetzt, wo Sie mich mit Ihren herzlichen und liebevollen Worten daran erinnern, daß meines armen Leo Hand seit vollen fünfundzwanzig Jahren in der meinen liegt — jetzt flehe ich oft mit tiefer Trauer und heißen Thränen: Herr, zeige mir, wo ich fehle! — Denn ich sehe wohl, meine Mutter — meine Treue war noch nicht treu, mein Ringen nicht ernst genug, mein Handeln und Schaffen nicht das richtige. Mein Wollen ist das beste gewesen alle Zeit — aber was half es dem armen Mann, was half es mir? Der Segen blieb aus; ich stehe noch, wo ich vor fünfundzwanzig Jahren stand und mein Lebenlang stehn werde. Und das macht mich — nicht müde, meine Mutter — o nein! Es soll an mir nicht fehlen und ich ringe immerfort mit aller Treue und Ehrlichkeit, die ich in mir zu finden weiß. Aber es macht mich traurig, und nicht allein für mich, sondern auch für alle diejenigen, denen ich ein ähnliches Loos drohen sehe, ohne ihnen helfen zu können.

„Aber für die, denen ich helfen kann, — für die regt sich auch mein ganzes Herz und meine ganze Kraft, und ich spanne alles an, was ich habe und vermag. Ein solcher Fall scheint mir jetzt vorzuliegen und ich will offen darüber zu Ihnen reden. Es bedarf wohl kaum noch der Namen — Sie wissen, daß ich unsere Margarethe und Wolthusen meine.

„Als Sie mir vor sechs oder sieben Wochen die erste Andeutung gaben und auf des Grafen Hirschegg und meine Zustimmung den Forstmeister zu uns übersiedeln ließen, mußte ich, wie Sie, annehmen, daß der wackere Mann, der uns allen so lieb ist, diese Neigung allein hege und, wie sogar aus Ihrem ungewöhnlich verstimmten Briefe hervorging, ehrlich mit der Besiegung derselben ringe, weil er sie als aussichtslos erkannt. Daher stimmte ich gern zu, ihn aus Margarethens Nähe zu bringen,

und nahm mir gleich vor, demnächst mit ihm über die Sache offen zu reden; denn ich weiß, daß er Vertrauen zu mir hat.

„Statt des Erwarteten erfuhr ich aber, daß die Liebe gegenseitig und längst ausgesprochen war, daß die beiden armen Menschen seit Jahr und Tag dagegen ankämpften, weil beide die Vorurtheile kannten, die ihnen ihr Glück, wenn nicht unmöglich machen, doch verkümmern würden; und Gerhard ließ mich tief in sein Herz schauen und in die Kämpfe, die es zerrissen, — in diesen grausamen Conflict, zwischen der vollen innigen Liebe und der Dankbarkeit gegen unser Haus. Er bekannte mir, wie er gerungen, gezagt und geschwankt in seiner beengenden, qualvollen Lage; und er gestand mir, daß ihn eigentlich erst eine Unterredung mit Hugo, der das Verhältniß entdeckt hatte, aus seinem Schwanken emporgerissen. Hugo sagte ihm sehr vernünftig, daß ein Mädchen wie Margarethe *verdient* sein wolle und daß es eine Feigheit sei, einer solchen Liebe wegen äußerer Hindernisse zu entlaufen. Daran schloß sich eine ernste Prüfung und die Erkenntniß, daß weder Margarethe noch er selbst jemals ihre Liebe aufzugeben im Stande seien. Und dazu kam dann das Auftreten jenes — Grafen Ruysbroek oder Ruysdael oder wie er sonst heißt, und dessen Aufnahme, woraus Gerhard deutlich erkennen mußte, daß es im Hause Hirschegg-Königshofen nicht auf das *Glück* seiner Mitglieder ankomme, sondern *nur* auf die äußere, gesicherte Stellung, und daß der Einzelne nicht nach seinem eigenen eingebornen Recht Ansprüche ans Leben zu machen, sondern nur ihm durch Vorurtheil und veraltetes Herkommen auferlegte Pflichten zu erfüllen habe.

„Das schloß ihm die Augen vollends auf — es galt die Geliebte nicht mehr allein zu lieben, sondern auch zu retten. Er erhob sich zum Handeln für sein Glück, er suchte nach einer Stellung, die ihn unabhängig uns gegenüberstelle und zugleich

der Geliebten ein ehrenvolles, gesichertes Leben an seiner Seite verheißen könne. Seine einzige Qual war noch die Verletzung der Dankbarkeit gegen die Familie, die ihn bisher zu ihren treusten Dienern gezählt, die ihn zu dem gemacht, was er sei. — Von der Dankbarkeit, meine Mutter, habe ich ihn frei gesprochen. Ich habe ihn auf die Stellung seines Vaters hingewiesen, der nicht unser Diener war, aber uns Dienste leistete, die mit nichts ganz zu vergelten waren; und als derselbe in der Förderung unserer Interessen den Tod fand und seine Frau nach sich zog — da sei es unsere heiligste Pflicht gewesen, an seinem Kinde gut zu machen, was in unsern Kräften stand. Ich habe ihm gesagt, wir hätten dankbar gesehn, daß er sich bisher unserm Dienste geweiht und uns seit seiner Jugend vielfältig und reichlich unsere Freundlichkeit vergolten; aber ein Opfer seines Glücks und seiner Zukunft könnten wir niemals annehmen. Er solle seinem Glück nachgehn und sicher sein, daß er im Hause des Reichsgrafen von Hirschegg-Königshofen stets willkommen und auf seinem Wege von uns stets mit Rath und That gefördert sein würde. So sehe ich, so sehen hoffentlich wir alle die Sache an.

„Einstweilen bedarf er weder Rath noch That. Seit vorgestern hat er seine Ernennung zum Forstrath in der für Forstwesen gebildeten Abtheilung des Ministeriums. Daß Gerhard seine Carriere, und zwar eine glänzende macht, bin ich sicher. Seine Fähigkeiten sind, wie wir alle wissen, die besten, seine Kenntnisse umfangreich; im Sommer sprach man mir in B. mit der höchsten Anerkennung über seine Verwaltung unserer Forsten und wünschte über alles einen ähnlichen Mann für den Staat haben zu können. Jetzt hat man ihn.

„Nun, meine Mutter, als ich so Unerwartetes von ihm erfuhr, wandte ich mich an Margarethe und verlangte Auskunft von ihr über ihre eigenen Gefühle und Ansichten. Sie gab sie

mir mit Wehmuth, aber trotzdem mit einer ruhigen Klarheit und Entschiedenheit, die mich von ihr überrascht, aber auch sehr erfreut hat. Es ist nicht ein schwärmerisches Wort, nicht ein Zug von Trotz in ihrem Briefe. Sie ist bereit, dem Willen der Ihren sogar ihre Liebe zu Gerhard zum Opfer zu bringen, aber sie erklärt auch fest und ruhig, daß sie dagegen niemals ihrer Familie zu Liebe einem Mann die Hand geben werde, dem sie nicht auch ihr Herz zuwenden könne. — Das war in jenen unglücklichen Tagen vor der Weihnacht, liebe Mutter, deren wir wohl am besten nie wieder gedenken. Ich gab ihr aber nicht nur für damals recht — ich thu es für immer und überall.

„Meine Mutter! In den Ehen, welche bisher im Hause Hirschegg geschlossen werden mußten, ist wenig — o wie wenig Segen gewesen! Aus Liebe ward nicht eine einzige geschlossen. Und wie viel Ehre, wie viel Ansehn und Reichthum das Haus hat — der Segen fehlt ihm allüberall. — Meine Mutter, lassen Sie uns dahin streben, denselben durch Demuth, durch Achtung vor den Rechten des Herzens nicht nur, sondern des Menschen, uns wiederzugewinnen! Lassen Sie uns die furchtbare Sünde wieder gut zu machen suchen, die man mehr als einmal in diesem Hause — nicht zufällig oder gleichgültig, sondern mit vollem kaltem Bewußtsein begangen. Lassen Sie uns versuchen, ob wir Gottes gerechtes Zürnen nicht versöhnen und seine Gnade uns wieder zuwenden können.

„Lassen Sie es mich Ihnen offen gestehn — als Sie für Ihren Stiefsohn bei meinen Eltern um meine Hand warben, und diese die Verbindung schlossen, gab ich nach, wie ich es stets gemußt; nach meinem Willen war auch sonst nie gefragt worden, und ich hatte bisher auch nie einen gehabt. Mein Loos schien mir schwer, aber ich nahm es gehorsam an, wie jeden Befehl meiner Eltern, ohne Zögern, ohne Widerstand, ohne mir, wie

ich glaube, recht klar zu machen, was man mir auferlegte. Als mir dann aber durch meine Stellung bald ein Wille aufgezwungen ward — ein Wille nicht allein für mich, sondern auch für Leo, für die Verwaltungsgeschäfte einer solchen Herrschaft — als ich klar werden, als ich selbständig zu fühlen, zu denken beginnen mußte — auch über mich selbst, meine Mutter! — da regte sich in mir ein tiefer, finsterer Groll über die unmenschliche Sünde, die man gewissenlos an mir, und in mir an der Menschheit begangen. Ich fühlte nur zu gut, daß dadurch nichts geändert ward, mein Loos war abgeschlossen; ich rang daher auch ernst und traurig gegen mein Herz. Aber ich habe Jahre — langer Jahre bedurft, bis ich mich fassen, beruhigen, zurechtfinden konnte. Und ich weiß es nicht, Mutter, ob ein anderes Herz den Kampf endlich so gut bestanden und zu Ende geführt haben würde. Wenn ich den Segen in unserm Hause irgendwo finden soll, so suche ich ihn darin, daß mir Gott die Kraft verlieh, in diesem Kampfe, wenn auch schwer, doch endlich zu siegen.

„Kann uns die Sühne so schwer werden? Liegt nicht der Weg offen und klar vor uns, und winkt am Ende nicht ein so schönes Ziel — der Dank und das Glück von zwei treuen und wackern jungen Herzen? Können wir das Geschick unseres Kindes in bessere Hände, können wir das Kind an eine treuere Brust legen als an die Gerhards? — Sie sind nie hochmüthig gewesen, meine theure Mutter, und so vorurtheilsfrei, wie ich kaum jemand kenne. Sehn Sie sich um, Mutter, mit ruhigem, festem, klarem Auge — überall gehn die alten Geschlechter zu Grunde, oder sie verjüngen sich durch frisches, neues Blut. Von dem Grundsatz, nur unsres Gleichen gelten zu lassen, sind wir längst abgewichen, — denn wie viele gibt es noch? — Und wenn wir nur auf die Tugenden und Vorzüge sehn wollen, die vordem

die ächten Ritter zierten — mir däucht, Gerhard hat sie uns gezeigt, und am meisten damals, als er nicht nur das Geheimniß unseres Hauses aufklärte, sondern auch ein Elend und eine Schmach von uns wandte, wie sie niemals furchtbarer den Glanz unseres Wappens zu besudeln gedroht. — Und lassen Sie uns nicht vergessen: Margarethe ist ein liebenswürdiges Mädchen, Gerhard ein wackerer, liebenswerther Mann und bisher hoch in unser aller Gunst. Und die Beiden sind so lange einsam neben einander gewesen. Wäre es nicht unnatürlich, meine Mutter, wenn sie sich nicht gefunden hätten?

„Zum Schluß noch eine Mittheilung, die vermuthlich nicht Sie, aber unsern Vetter Wolfgang interessiren dürfte. Sie haben vielleicht erfahren, daß mein alter Vetter, Graf Eyberg, vor kurzem gestorben und mit ihm unser Geschlecht im Mannsstamm erloschen ist. Gerhard las uns die Feierlichkeiten bei der Beerdigung aus der Zeitung vor, ohne zu wissen, wie nahe mich die Sache anging, und lächelte dabei. Auf meine verwunderte Frage, sagte er: ‚es ist eigentlich Geheimniß, aber Ihnen gegenüber nicht, auch ist es jetzt gleichgültig. Bei dem Begräbniß hätte ich ein ganz romantisches Aufsehen machen können, wenn ich Fahne und Wappen, Helm und Siegel wieder aus der Gruft heraufgeholt. Mein Vater war nicht Deserteur oder dergleichen, sondern ein geborner Graf Eyberg.‘ Und als ich mehr wissen wollte, brachte er mir die Papiere, die Rolof versiegelt hinterlassen und die Gerhard uneröffnet empfangen. Darin war ein Papier mit der Aufschrift: ‚dreißig Jahre nach meinem Tode zu eröffnen.‘ Es enthält die Angabe, daß Rolof der Graf Richard von Eyberg sei, der im Jahre 1787 seine Familie, wegen der Härte seines Vaters verlassen, seinen Namen abgelegt, seinen Stand und Namen verflucht hatte und nun in romantischer Ueberspannung als ein anderer Karl Moor in die Wälder ging und, um sich jede

Rückkehr unmöglich zu machen, Wilddieb ward. Von Richards Existenz und Verschwinden weiß ich selbst aus den Erzählungen meiner Mutter, seiner leiblichen Schwester. Uebrigens beweisen auch die beigefügten Papiere die Wahrheit seiner Angabe. Weßhalb er diese Papiere nicht vernichtet, weiß weder ich noch Gerhard. Vielleicht, weil er sich später seiner anfänglichen Verirrungen schämte und seinen Nachkommen in besserem, richtigem Licht erscheinen wollte. Er macht es aber Frau und Kindern zur Pflicht, nie von diesem Geheimniß, nie von dem Namen Gebrauch zu machen. Sie sollten Wolthusen bleiben und heißen.

„Uebrigens entbehrt Gerhard damit nichts; mein Vetter starb verarmt, wie unsere ganze Familie war. Das habe ich ihm gesagt; er schüttelte dazu den Kopf und meinte: er dächte überhaupt nicht daran, seinen Namen zu ändern, und habe niemals Werth auf dies ihm schon vor zwei Jahren bekannt gewordene Geheimniß gelegt. Er hoffe auch seinen Namen zu Ehren zu bringen, wie das ja schon seinem Vater gelungen.

„Und nun, meine Mutter, lassen Sie mich schließen. Wenn Sie wollen, machen Sie von dieser letzten Mittheilung gegen Graf Wolfgang Gebrauch; Ihnen, weiß ich, wird sie bei Ihrem Handeln in dieser Angelegenheit gleichgültig sein. — Gott lenke Ihr Herz und Ihre Entschlüsse! —

Ihre treue Tochter

Leopoldine."

Das war der Brief, den die alte Erlaucht eben erhalten und gelesen hatte und der nun, ihrer Hand entsunken, auf ihrem Schooße lag. Sie hatte ihren kleinen Kopf in beide Hände gelegt und sich seitwärts gegen die hohen Polster ihres alterthümlichen Stuhls gelehnt, und ohne daß sie darauf achtete, ja vielleicht ohne daß sie's wußte, drängte sich Thräne auf Thräne aus

ihren Augen und rollte langsam über die gefurchten Wangen hinab auf das kleine Spitzentuch, welches sie jetzt wie immer über ihrem hoch hinaufgehenden dunklen Kleide trug. Der Brief hatte die alte Frau furchtbar erschüttert und bis in die Tiefe ihres Wesens getroffen.

Es waren nicht allein die Vorwürfe von derjenigen, die sie höher achtete und wahrhafter liebte als jeden andern Menschen, zu der sie, das Haupt der Familie und die um vieles ältere Frau, mit einer Art von Ehrfurcht emporsah, — es war die Gerechtigkeit dieser Vorwürfe, die sie sich weder verbergen wollte noch konnte, und das Gefühl, wie schwer sie, wenn auch in der besten Absicht, gesündigt, wie wenig sie davon wieder gut machen könne. Sie wußte wohl, wie sie im Lande, unter ihren Bekannten umhergesucht, um für den Stiefsohn, dessen Zustand sie besser kannte als alle übrigen, die rechte Frau zu finden. Sie wußte wohl, wie ihre Augen auf Leopoldine gefallen und wie sie und die Eltern das Opfer von der Tochter verlangt, ohne sich drum zu kümmern, ohne dran zu denken, welch ein Opfer das sei — ein frisches, junges, hoffnungsvolles Leben an eine Existenz zu knüpfen, die kaum eine war; ein Dasein zu führen, das nichts bot als Entsagung, keine Freude, keine Besserung, keine Hoffnung! —

Das hatte sie, leise wenigstens, schon damals gefühlt, als sie die Braut mit dem unglücklichen Verlobten zusammen sah; aber damals überwog bei ihr die von den Aerzten offen gelassene Aussicht, daß Leos Zustand sich durch eine Heirath bessern könne, und die also noch mögliche Erhaltung des alten Stammes jede andere Rücksicht, jedes Bedauern. Und später, wie sie die junge Frau sich so gut in ihr Loos finden, so würdig ihrer Stellung genügen sah, mit milder Festigkeit, mit klarer Ruhe, mit steter Geduld, und niemals auch nur mit der leisesten Klage — da

achtete und ehrte sie ihre Schwiegertochter wie keinen andern Menschen; wenn sie über das Verhältniß nachdachte, war es allein mit dem Dank zu Gott, der alles so gnädig, so gut, so — erfreulich gefügt und ihr Auge bei der Wahl von Leos Pflegerin und Hüterin so gesegnet hatte. — Aber nun! —

Aber nun! — Leopoldinens Brief öffnete ihr die Augen und zugleich das Herz. Und es war nicht allein die Trauer darin, sondern auch eine tiefe Scham über ihre Selbstsucht, über ihre Verblendung.

Die alte Dame fühlte sich ganz zerbrochen, sie weinte bitterlich, wie sie in ihrem Leben nicht geweint. Der Brief Leopoldinens hatte nur den Ausbruch dieses Schmerzes veranlaßt, weil er ihr, wie bemerkt, Augen und Herz öffnete, die in der letzten Zeit verschlossen oder verblendet gewesen. Nun fühlte und sah sie die vergangenen Wochen mit all den seltsamen, trüben und thörichten Ereignissen in einem ganz andern Licht. Es kam ihr alles wieder in den Sinn — alles! Der Betrug, dem sie zum Opfer gefallen, sie die kluge, die erfahrene, die stolze Frau, und doch die einzige Blinde in ihrem ganzen Familienkreise! — Sie erinnerte sich jener Morgenstunde, in der sie Gerhard mit Härte vor dem Fremden verleugnete, und mit Scham dachte sie an die Worte, mit denen sie den treuen, wackern Mann auch vor sich selbst damals heruntergesetzt, mit Trauer an alle Härte, die sie nachher gegen ihn ausgelassen. Und sie gedachte dann des Leids, das sie Margarethen in den letzten Wochen bereitet — und für wen! Für den Elenden, der sie und ihr Haus dem Abgrund nahe geführt! Und sie wußte doch noch sehr wohl, was sie ihr einmal gesagt: ‚ich dränge mich nicht in dein Vertrauen. Ein Graf braucht's nicht zu sein, den du erwählst; aber es muß ein ehrenwerther Mann sein und in selbständiger Stellung. Sonst gebe ich dich ihm nicht.' — Das wußte sie, denn so dachte und fühlte sie sonst auch immer. —

Seit sie nach Gerhards Enthüllungen sich damals vor dem Grafen Wolfgang selbst anklagte und ihre Verblendung schalt, war die alte Dame so düster und verschlossen hingegangen, wie sie niemand bisher gesehn. Sie rang und kämpfte furchtbar mit sich und gegen sich selbst; sie fand keine Ruhe, keine Klarheit; ihre Schuld lag auf ihr wie ein Alp, ohne daß sie noch begriff, wie sie dieselbe los werden, wie sie bessern sollte. Dumpf und stumpf, möchte man sagen, dachte sie all der Schrecken, all des Peinlichen. Es war zu viel für sie geworden. Nun brachte der Brief sie zum Bewußtsein — er löste die Starrheit, er nahm den Druck von ihrem Herzen.

Sie ging im Zimmer auf und ab, mit gerungenen Händen, mit wildem Kopfschütteln, und mehr als einmal rang es sich aus ihrer Brust: „Charlott', Charlott', wohin ist es mit dir gekommen! — Hast du darum zweiundsechzig Jahre in Ehren gelebt, mit Wärme und mit Treue Welt und Menschen aufgenommen, und Nachsicht gehabt mit jedermanns Schwächen, auf daß man Nachsicht habe mit deinen eigenen Fehlern — um jetzt noch Haß zu säen und für einen Schwindler zur Närrin zu werden? — Charlott', Charlott'! — Du hast recht, Christoph, mein Herr und Gemahl! Sieh mich an mit deinem ernsten, strafenden Auge! — Du hast recht, Leopoldine — ich bin nicht ich gewesen! — Zweifle an mir! Schilt mich! Ich hab's verdient, ich alte kindische Frau!" — Dann las sie wieder den Brief und die Thränen kamen ihr wieder in die Augen. „Armes Kind! Armes Kind!" murmelte sie; „wie konnte ich so verblendet sein — fünfundzwanzig Jahre lang! — Wie soll — wie kann ich bessern?" — Und endlich kniete sie in ihrem Betstuhl nieder und legte den Kopf auf das Pult und ruhte so lange — lange Zeit ohne Laut und ohne Regung.

Als sie sich endlich wieder erhob, war es im Gemach ganz

finster geworden; sie zündete Licht an und ging von neuem auf und ab; allein ihr Gang war jetzt wieder ruhiger und gleichmäßiger, und auch in den Zügen des Gesichts, in ihren braunen Augen zeigte sich ein Abglanz der alten Ruhe und Heiterkeit, die seit manchen Wochen dort niemand mehr erblickt. Da der Kammerdiener jetzt mit der Meldung eintrat, daß der Thee bereit sei, versetzte sie milde: „bitten Sie die Herrschaften, mich heut Abend freundlich zu entschuldigen. Es ist mir heut unmöglich. — Lassen Sie sogleich einen Reitknecht satteln und melden Sie mir, wenn er parat ist; wählen Sie den zuverläßigsten Menschen, Karl. Er muß die Nacht durchreiten und morgen Mittag in Willsburg sein." Dann setzte sie sich an den Schreibtisch und schrieb ihrer Schwiegertochter.

„Mein theures, geliebtes Kind!

„Dein Brief hat mich sehr ergriffen und mich einmal recht aus dem Grunde aufgerüttelt. Ich danke dir vielmal dafür. — Wenn der Gerhard in die Residenz geht, soll er über Königshofen kommen; ich bin ihm noch eine Antwort auf seinen Abschiedsbrief schuldig und will sie ihm mündlich geben. Auch ist der hochmüthige Mensch neulich sans adieu und ohne unsern Dank anzunehmen, davongelaufen, wofür ich ihm den Kopf waschen muß; denn er ist noch unser Diener und muß Ordre pariren. Sage ihm das. Und er soll mir auch seine Papiere mitbringen.

„Und nun, mein geliebtes Kind, lebe wohl. In vierzehn Tagen, denke ich Dich mit den Uebrigen in Willsburg zu sehn. Habe Geduld mit mir, wie Du sie Dein Lebenlang gegen jedermann geübt. Du wirst zufrieden sein mit

Deiner treuen alten Mutter

Charlotte."

Als der Brief abgesendet war, nahm sie auch die andern Schreiben vor, die sie vorhin mit der Post erhalten und bisher über das von Leopoldinen zu lesen versäumte. Eines davon war mit dem garde à vous Siegel geschlossen, und der sogenannte Graf von Ruysbroek meldete darin, daß sich ein plötzlicher Prozeß über seine Erbschaft entsponnen, daß er daher aufs schleunigste nach Wien zurückkehren müsse, wo er, wie sein Geschäftsführer meine, wenig Aussicht auf den Sieg habe. Einstweilen müsse er daher als ehrlicher Mann auf Margarethens Hand resigniren, da er vielleicht nicht so viel übrig behalte, um selbst davon leben zu können. Die vorgestreckte Summe vermöge er für den Augenblick nicht zurückzugeben. Er hoffe aber bald bessere Nachrichten geben zu können, denn bei seinem Recht halte er das Verlieren des Prozesses für unmöglich. — Die Erlaucht warf den Brief verächtlich auf die Seite. „Frech, heuchlerisch und Lügner bis zum Schluß!“ murmelte sie und ging zu andern Papieren über. —

„Komm her, Gretchen, mein Kind,“ sagte sie am folgenden Tage zu ihrer Enkelin, als sie wie üblich erschien, um der Großmutter guten Morgen zu sagen. „Setze dich einmal wieder auf meine Kniee und lasse mich deinen trotzigen, harten Kopf küssen, ob er nicht wieder weich und sanft werden will.“ — Das überraschte Mädchen schlang beide Arme um der Großmutter Hals und brach in Thränen aus. „O Großmama, Großmama,“ stammelte sie, „Gott segne dich für deine Freundlichkeit! Habe dein Kind wieder lieb. Ich kann so nicht mehr leben.“

Die Erlaucht sah lächelnd, aber mit feuchten Augen zu ihr nieder. „Ist das wirklich so, du Trotzkopf?“ fragte sie. „Ist dir's wirklich noch um deine alte Großmama zu thun? Ich meinte schon, ich hab' es ganz mit dir verdorben, du seiest mir bitterbös und all deine Liebe sei — für andere Leute da.“ — „O Großmama!“ — „Sieh mich einmal an, Gretchen — aber

nicht mit diesen heiligen Augen, die machen mich bange! — nein, mit deinem alten treuen, innigen Blick! — So! — Nun sage mir — hast du den — Menschen so ganz von tiefstem Herzen lieb?" — „Ja, Großmama." — „Hast du volles Vertrauen zu ihm? Stehst du für ihn ein, für seine Redlichkeit, seine Kraft, seine Treue?" — „Ja, Großmama." — „Und doch hat er so lange gezagt — gerungen! Doch hat er Hugo gesagt: er wäre am liebsten todt, denn er könne dich doch nie erhalten. — Ist das kräftig, redlich, treu gegen dich?" — „Großmama — das war vordem. Es muß für ihn ein furchtbar Leben gewesen sein. Glaube mir, seine Schwäche war ich! — Ich zögerte — ich zagte — ich bangte, ich hielt ihn von allem zurück." — „Nun aber zagst und bangst du nicht mehr, Gretchen?" — „Nein Großmama, für Gerhard und meine Liebe nicht; nur noch darum, daß du uns zürnst."

Die Erlaucht schob die Enkelin leise von ihren Knieen, stand auf und ging ein paarmal stumm auf und nieder. Dann blieb sie vor Margarethen stehn, und die Arme langsam über die Brust zusammenlegend, sprach sie mit einem leisen Lächeln: „nun, Gretchen, was bekomme ich, wenn ich dir nicht mehr zürne und — auch ihm nicht? — Wenn ich — einmal mit euch thöricht sein will, ihr kleinen Thoren, und — eure Liebe segne — ?" — „O Großmama, Großmama!" rief Margarethe und warf mit hervorstürzenden Thränen ungestüm wieder beide Arme um der alten Dame Hals. — „Still, du Trotzkopf," versetzte sie zitternd; „Geduld, wir sind noch nicht fertig. — Willst du auch nie wieder trotzen, nie wieder traurig sein? Soll ich auch wieder das goldene Lachen meines einzigen Kindes hören und ihre heitern glänzenden Augen sehn?" — „O Großmama!" stammelte sie schluchzend. Da umschlang die Erlaucht das bebende Kind und drückte es fest an sich.

So standen sie einige Augenblicke, bis die alte Frau ihre Enkelin leise auf die Stirn küßte und freundlich sagte: „nun geh und fasse dich, mein Kind. Ich erwarte deinen Onkel Wolfgang. Aber sei ruhig und überlasse alles mir. Einstweilen schweige noch gegen jedermann." Und nach erneuter Umarmung und heißem Kuß sprang Margarethe aus dem Zimmer. Lächelnd sah ihr die Gräfin nach. Dann setzte sie sich still und nachdenklich in den Lehnstuhl und blieb so, bis Graf Wolfgang eintrat. Da stand sie auf, gab ihm freundlich die Hand und befahl dann dem Diener im Vorzimmer, jede Störung fern zu halten.

Ihr Gespräch währte lange und mochte sehr ernst sein, denn der im Salon beschäftigte Kammerdiener hörte zwar keine lauten Worte, aber langes und anhaltendes Reden bald von der Stimme des Grafen, bald von der kaum weniger tiefen der Erlaucht, und er kannte seine Herrin zu genau, um nicht zu wissen, daß sie in solchen Tönen nur aus dem tiefsten Herzen, mit dem größten, heiligsten oder zornigsten Ernst sprach. Dann klang ihre Stimme eine ganze Zeitlang so eintönig hin, als ob sie etwas vorlese, und dann standen die Herrschaften auf und gingen auf und ab, was man daran hörte, daß die Stimmen bald ferner, bald näher und verständlicher klangen. Einmal sprach der Graf: „in dem Falle — das wäre was Andres. Denn —" damit aber verloren sich seine Worte wieder, und das nächste Verständliche war der Ausruf der Erlaucht: „Unsinn, Cousin! Unsinn! — Lassen Sie uns. —"

Karl fühlte sich höchst unglücklich; sein Geschäft im Salon ging zu Ende, gradezu zu horchen wagte er auch nicht, und doch hätte er für sein Leben gern mehr von dem gewußt, was bei den Herrschaften seit manchen Tagen vorging. Hätte er vorhin erst Margarethe so jubelleicht und doch die Augen voll Thränen das Kabinet verlassen gesehen! — Dafür ward ihm

aber auch das Glück, nach einigen Stunden den Abschied der Beiden zu beobachten. Gräfin Charlotte begleitete ihren Vetter bis an die Thüre des Vorzimmers. Da gab sie ihm die Hand, und die seine festhaltend und ihm mit einem seltsamen, halb wehmüthigen, halb launigen Blick in die Augen sehend, sagte sie: „also Cousin — ein Mann ein Wort?“ — Er zuckte lächelnd die Achseln und neigte sein graues Haupt. „Hugo hat recht, Cousine,“ erwiderte er, „gegen Ihre Caressen und Bitten gibt's keinen Widerstand. Sie haben mein Wort — und — sei es denn! — von Herzen.“ — „Gottes Lohn!“ rief sie freudig.

Nach dem Diner nahm Graf Wolfgang wie meistens Margarethens Arm und ging mit ihr plaudernd zu seinem gewöhnlichen Spaziergang auf die Terrasse hinaus. Diesmal jedoch verließ das Paar diese bald und schritt langsam gegen den Park zu. Hugo, der ihnen nachgesehn, wandte sich mit einem leuchtenden Blick zur alten Erlaucht und ergriff und küßte ihre Hand. „Großtantchen,“ flüsterte er dabei, „wenn ich Ihnen nur recht — recht was zu Liebe thun könnte!“ — „Wie kommt dir das?“ fragte sie lächelnd. — „Weil ich Gretchen ihr Haupt aufheben sehe, wie eine Blume, die aus — der Traufe wieder in den Sonnenschein kommt. Und weil ich meines Herrn Papas Gesicht kenne; er sieht milde aus, da ist alles gut.“ — Die Erlaucht lachte. „Schlaukopf!“ sagte sie; „und wenn du mir was zu gut thun willst, so mische dich nicht in anderer Leute Angelegenheiten. Wir Alten werden auch noch fertig. Du kannst nur bei dir und deinen Affairen bleiben.“ — „Das will ich von jetzt auch immerdar,“ rief er lustig und schlang seinen Arm um die herzutretende Diana. „Aber hierbei, Großtantchen — mußte ich dabei sein, ich Hugo, Graf von Hirschegg, Erb- und Gerichtsherr von — Diana Kaufberg!“ Und munter zog er die Braut mit sich fort.

Nach einigen Tagen reiste Graf Wolfgang mit den Seinen ab und Königshofen war wieder einsam. Die einsamste von allen war Margarethe. Sie ging meistens allein und wie eine Träumende; aber es waren gute Träume, denn ihre Wange glühte und ihr Auge glänzte, und wenn sie vom Wall aus in die weite Winterlandschaft hinaussah, gegen Nordwest, an den blauen Wäldern entlang, immer weiter, immer ferner, — da drückte sie zuweilen die Hände fest auf ihr Herz und ihre Augen füllten sich mit Thränen, und sie flüsterte leise einen Namen vor sich hin, als wolle sie ihn aufrufen aus seinem langen Säumen.

Und eines Morgens war er da und im Salon der alten Erlaucht, die selber stolz aufgerichtet vor ihm am Tisch stand, den Kopf erhoben, das Auge voll Ernst, die Rechte fest auf den Tisch gelegt, als sei es eine Gestalt aus einem jener prachtvollen alten Bilder, auf denen wir noch stolze Männer und Frauen finden, in aller Herrlichkeit und Kraft, wie wir ihnen unter den Lebenden nur selten noch begegnen. Und sie sprach zu ihm.

„Nun du unhöflicher Mensch, bist du denn endlich doch noch zu der alten Frau gekommen, die dich von Jugend auf gepflegt und geliebt hat und die dir nun zu soviel Dank verpflichtet ist? Meinst du, daß dir mein Dank und Segen Schaden thun könnte, du stolzer Gesell?“ — „Erlaucht!“ bat er innig und griff nach ihrer herunterhängenden Hand. — Sie zog sie rasch zurück. „Sachte! So weit sind wir noch nicht,“ sagte sie — sie konnte nicht ganz ein leises Lächeln unterdrükken —, „ich weiß gar gut, wie das alles war. Da hatte man sich was in den Kopf gesetzt; da hatte man kein Vertrauen und betrieb Geheimnisse, und als dies und jenes davon dennoch verlautete und nicht alle Welt gleich nach eurem Kopfe dachte, nach eurem Herzen fühlte, da wurdet ihr trotzig, — da gingst du mit Freuden aus deiner Heimat —.“ — „Erlaucht!“ — „Ja, Ger-

hard, so thatest du. Wärst du der alte Gerhard gewesen, du wärst trotz all meiner Härte, wie bitterböse ich dir war, nicht von meiner Schwelle gewichen, bis du mich gesprochen. Du mußtest mich kennen; verblendet mag ich werden — aber blind nicht, und ich habe noch stets mein Unrecht einsehn können. Es muß mir nur mit Manier gezeigt werden. Aber so seid ihr jungen Menschen. Mit euch soll man Geduld haben, aber ihr habt sie mit uns Alten wahrhaftig nicht."

Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort. „Aber wir wollen das vergessen; du bist keine Ausnahme, ihr macht's alle nicht besser. Nun aber — du willst auch fort von uns. Du bist Forstrath geworden — auch nicht mehr Gerhard Wolthusen, sondern Graf Eyberg — "

Gerhard zuckte zusammen. Dann jedoch versetzte er mit leisem Lächeln: „Euer Erlaucht irren, ich bin und bleibe Gerhard Wolthusen, nichts mehr. Das Andere geht mich nichts an; mein Vater hat den Stand und Namen abgelegt und den Seinen jede Wiederaufnahme untersagt." — Sie sah ihn kopfschüttelnd an. „Ich denke nicht — wenigstens nicht im Ernst. Weßhalb hätte er dann ein Fräulein geheirathet? Du bist in standesmäßiger Ehe geboren." — Gerhard trat betroffen einen Schritt zurück. „Euer Erlaucht scherzen," versetzte er. „Meine Mutter, das arme Waisenkind aus Rodingen —." — „War allerdings arm wie eine Kirchenmaus und eine Waise, ohne Vater und Mutter, barmherzigerweise vom Prediger dort aufgenommen, weil ihr das alte Schloß über dem Kopf zusammenfiel," unterbrach sie ihn. „Aber sie war ein Fräulein von Rodingen, das einzige Kind des letzten alten wilden Junkers. Wußtest du das nicht?" — „Nein," entgegnete er nach einer Pause, „davon habe ich nie erfahren." — „Ist mir lieb! Ich fürchtete es fast," sagte sie. „Und nun, Gerhard?" — Erst nach einer Weile des

tiefsten Schweigens schlug er die Augen ruhig zu ihr auf und erwiderte: „es bleibt beim Gerhard Wolthusen, Erlaucht. Ich mag die Eyberg nicht wieder aus ihrer Gruft holen. Was mein Vater und ich genützt, geschaffen, geleistet, haben wir unter unserm neuen Namen gethan."

Da nahm sie die Hand vom Tisch und reichte sie ihm mit einer schnellen und doch festen Bewegung hin. „Schlag ein, Gerhard," sprach sie herzlich, „so ist's recht; du bist mein Mann. Das wär' wie ein Roman, und die lieb' ich nicht. Und nun," redete sie weiter, seine Hand festhaltend, „du gehst aus unserm Dienst, deine Entlassung ist unterzeichnet. Aber die Hirschegg-Königshofen können dich nicht scheiden lassen ohne Dank. Dein Vater hat uns viel Gutes gethan, unser Haus gerettet aus Kriegsnoth, treu zu uns gehalten, bis er für uns starb. Du hast uns viel gute Dienste geleistet; du hast meine Enkelin vom Tode errettet, du hast jenes Geheimniß aufgeklärt, das die Trauer meiner Tage und die Qual meiner Nächte war; du hast endlich die Schmach von uns abgewendet, die uns drohte. Wir sind dir viel Dank schuldig und wollen ihn redlich abtragen. Meine Schwiegertochter meint — weil du denn doch einmal ein Graf seiest, müsse der Lohn auch ein gräflicher sein," fuhr sie lächelnd fort. Dann ging sie zur Thüre ihre Kabinets, ließ Margarethe eintreten und sagte: „komm her, Gretchen, und frage ihn, ob er dich dafür gelten läßt. — Ja, es ist ein hoher Preis," setzte sie ernst hinzu. „Aber die Königshofen haben nie geknausert."

Die beiden jungen Leute beugten sich über ihre Hand. Sie zog Margarethe an sich und küßte sie mit feuchten Augen; Gerhard reichte sie die Hand hin und drückte die seine. Dann sprach sie: „Gott segne euch, meine Kinder, Gott wolle alles zum Besten wenden!" Und darauf wandte sie sich ab, und dem Paar noch einmal freundlich zunickend, ging sie schweigend in ihr Kabinet.

Als bei dem Diner die alte Erlaucht das Paar den Uebrigen vorgestellt hatte, gab es bei allen eine herzliche und freudige Aufregung. Alle sprangen auf und drängten sich herzu und reichten und schüttelten beiden die Hände. Nur Diana blieb neben der alten Gräfin sitzen und schnitzelte finster an ihrer Brodrinde. Endlich, da die Andern schon wieder zu ihren Plätzen zurückkehrten, stand sie plötzlich auf und ging mit festem, elastischem Schritt auf Gerhard zu. „Da," sagte sie noch immer mit einem leisem Trotz in der Stimme und in den blitzenden Augen und bot ihm die Hand hin, „da, nehmen Sie denn auch meine Hand. Sie ist fest. — Halten Sie mir die Margot gut, sonst —!" — Margarethe zog sie ungestüm in ihre Arme.

Vom Waffenthurm wehte das alte Banner der Hirschegg-Königshofen frisch auf in der leuchtenden Luft des hellen Wintertags, und verkündete es weit umher, daß im alten Hause neue Freude und neuer Segen aufgegangen sei.

Melusine.

1.

In einem tiefen Grunde.

Wär' ich ein wilder Falke,
Ich wollt' mich schwingen auf,
Ich wollte mich niederlassen
Vor meines Grafen Haus.
Volkslied.

Auf der Höhe am Fluß, die als letzte Spitze des rückwärts streichenden Gebirgszugs bekannt ist und vielfach besucht wird, hat man in Wahrheit auch eine überaus reiche und anmuthige Aussicht. Das breite Thal drunten prangt mit einer Segensfülle, wie sie kaum üppiger gedacht werden kann, der klare Fluß schlingt sich auf das zierlichste blitzend hindurch; kleine und größere Ortschaften blicken mit grauen Dächern und hellen Giebeln aus den Baumgruppen und zeigen sich so passend vertheilt, als ob nicht Zufall oder Bedürfniß, sondern ein Künstlerauge und ein reiner Geschmack vor Zeiten die Stellen ausgesucht, auf denen sie zu gründen wären. Weiche Hügel heben sich gegenüber aus der Ebene empor, mit Wald überrauscht, mit Reben besetzt, mit einem Grün überzogen, das in allen Nuancen wechselt. Wo sie hie und da sich zu einem Grunde senken, entstehn stille kleine Thäler, sanfte Mulden, und der Blick kann dort auf dem üppigsten Wiesengrün ruhen oder sich träumerisch in Waldtiefen versenken,

die leise herüberwinken. Hinter diesen Hügeln erst hebt sich ein neuer Gebirgszug, und seine im blauen Duft ruhenden Höhen geben dem lieblichen Bilde vor uns den würdigsten Abschluß.

Bei genauerem Hinblick finden wir jedoch nicht alle Höhen der Hügelreihe so weich gezeichnet. Zwei erheben sich unserm Standpunkt beinahe grade gegenüber, die, anstatt in einer Mulde zusammenzusinken, so jäh geschieden sind, als hätte vor langen Jahren ein erschütterndes Naturereigniß sie auseinandergerissen. Scharf bricht der langgezogene Hügelrücken rechts und links ab; gegen die Vorderseite fast rechtwinklig abspringend heben die sich einander zugewendeten Seiten schroff empor, und man bemerkt erst hier, einen wie festen, rauhen Grund die weichen Hügel haben — er tritt in röthlichen Felsmassen gewaltig zu Tage. Wie ein Gang öffnet es sich dazwischen, kaum zwanzig Schritte breit, und man könnte an ein Menschenwerk denken, wenn man für dasselbe nur irgend einen Zweck abzusehen vermöchte. Denn im Hügelmeer dahinten ist nichts, was eine solche Riesenarbeit veranlassen könnte, keine wichtige Straße, kein Bergwerk, keine reiche Gegend. Im Gegentheil liegt dort ein rauhes, armes, dünnbevölkertes, industrieloses Land durch die Hügelketten hin und bis in die fernen Bergzüge hinein. Aus der engen Oeffnung zwischen den beiden Felswänden rauscht uns auch der hundert und aber hundert Jahre alte Waldbaum entgegen; ein schneller Bach kommt in seinen breiten Ufern blank daraus hervor, hinunter zum Strom, unbelästigt und unbeschränkt, und neben seinem Bett und den alten Baumstämmen mag kaum noch ein rechter Fußsteig Platz haben.

Ein Fußsteig ist nun in der That da, oder, um uns richtiger auszudrücken, *soll* dort sein; denn es gehört ein besonderes Auge dazu, ihn wirklich zu sehn. Wenn die Bewohner der umliegenden Gegend sich einmal herablassen, einem gelegent-

lichen Frager zu antworten, so meinen sie, ja ein Steig sei dort freilich und er führe nach der Rodacher Mühle; zu finden sei dort aber nichts als Steine und Wurzeln, und „kommode“ könne man ihn nicht nennen. Und wenn der Frager sich dadurch nicht abschrecken läßt und ihn doch betritt, so sagen die Leute mit Bestimmtheit hinter ihm drein: das sei auch so ein Herumtreiber, der nichts zu thun habe; da müsse er sich denn auf dem alten Mühlensteig was zu thun machen und werde es schon nach Wunsch und Willen finden.

Sie haben auch recht. Der Steig, wenn man ihn also einmal nennen will, ist wahrhaftig böse genug, daß man darauf zu thun kriegt mit Wurzeln und Steinen und Geröll, von dichtem Kraut und wirrem Gerank ganz zu schweigen, vor dem man oft weder Wurzel noch Stein erkennt, bevor man, im wörtlichsten Sinne, mit der Nase darauf stößt. Begangen wird er augenscheinlich sehr wenig, und zu finden ist in dieser Enge auch nichts, man müßte denn Botaniker oder Angler sein oder nur seine Freude haben an dichten Waldkronen und blankem Wellenkräuseln. Der Sonne, so gern sie's sicher möchte, ist's absolut unmöglich, hier hineinzublicken; in den längsten Sommertagen sieht sie kaum die äußersten Wipfel. Wie es mit Mond und Sternen ist, weiß wenigstens kein Mensch, da noch kein solcher bisher unvernünftig genug war, zu solcher Zeit hier Arm und Bein zu riskiren. Und das Gethier, das es wissen könnte, das schweigt bekanntlich von solchen Dingen.

Auch weiterhin wird es nicht anders als im Anfang; der Pfad bleibt gleich verwachsen, gleich eng, gleich beschwerlich, wie weit man ihm folgt, nur daß er zuweilen anstatt gradeaus, auch etwa noch um ein paar Felsecken jäh genug herumspringt. Ein paarmal scheint er der Abwechslung halber auch ganz und gar zu Ende, und alle Pfadfinder und Indianer Coopers würden

noth haben, ihn einige Schritte weiter wieder zu finden. Und mit all diesen Mühsalen und 'Capricen ist's, als ob es so fort ginge bis an's Ende der Welt, und wenn man nicht gehört, daß es wirklich der Rodacher Mühlensteig sei, so würde man sicher bald umkehren, da man in der That verzweifeln kann hier auf irgend einen Ruheplatz, eine Erquickung, irgend eine Belohnung der unendlichen Mühe zu stoßen. Aber man wandert immer weiter. Durch die Hügel ist man bereits tief in die Berge gelangt, und wenn man dann um eine Ecke tritt, die sich zu guter letzt noch hervordrängt, als wolle sie allen weiteren Schritten eine unübersteigliche Schranke entgegenstellen, — dann hat man ein kleines Thal vor sich, wie man es gar nicht erwartete.

Es ist ein Grund so still, tief und grün, wie ihn die Elfen sich aussuchen zu ihren Spielen, und wie er nicht oft zu finden ist, wo Menschen leben und verkehren. Märchenhaft breitet er sich hin, schmiegt sich hinein in die Berge rings; wo man hineinkam, sieht man nicht, denn die letzten Büsche, die letzten Felsen verbergen den Pfad und pflanzen sich ringsumher so ähnlich fort, daß euer Auge jeden Anhaltspunkt verliert. Wo man wieder hinausgelangt, läßt sich auch nicht sagen. Vor euch liegt eine einzige grüne Wiese; ein paar Kühe weiden vielleicht im üppigen Grase am Bach und sehn hochverwundert auf, wenn ihr näher kommt. Es kann sein, daß ihr nirgends einen Menschen erblickt, und erst wenn ihr die gute Hälfte des Thals durchmessen, seht ihr drüben an die Felsenwand gelehnt die altersgrauen Gebäude einer Mühle und vernehmt das Klappern ihrer Räder.

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad —

Und wäre das Lied euch nicht bekannt, hier würdet ihr's lernen; denn hier summt die Natur die Worte und die Weise

schon seit langen, langen Jahren, und ihr fühlt's wohl, wie der Dichter es ihr nur abgelauscht.

Der Morgen lag über dem Thal. Die Wasser des Bachs zogen hurtig vorüber und ein paar Schmetterlinge schwebten um die blühenden Gräser. Sonst regte sich nichts, denn die Morgenwolken waren fort und der Wind war ihnen nachgelaufen. Und hätte der Thau, welcher noch hie und da an den Pflanzen hing, euch nicht von der vergangenen Nacht erzählt, so hättet ihr drauf schwören mögen, daß hier immerdar der Tag strahle und blitze. Denn wie das glänzte in der Luft und wie es leuchtete an den Felsen entlang und über den Wald hin, durch die grünen Triften und im Bach, — konnte das alles hervorgebrochen sein im kurzen Raum einer einzigen Stunde? — An der Mühle standen die Räder, und von Menschen war auch hier nichts zu sehn, weder bei den Gebäuden, noch auf den kleinen Feldern, die sich mit bereits gelblich schimmernden Halmen längs der Berglehne hinzogen. Ein paar kleine Vögel lockten und spielten durch das dichte Grün des Lärchenbaumes, der auf der Giebelseite des Müllerhauses stand und seine weichen Zweige weit über das schwärzliche Dach desselben breitete.

Da wirbelte drüben am Berghang, nahe am Gipfel, eine kleine Rauchsäule weithin sichtbar in die goldklare Luft, und einen Gedanken später folgte ihr der scharfe Knall einer Büchse, dessen Wiederhall dann leiser und leiser die Höhen entlang rollte. Ein Falk', der auf dem Gebüsch am Bache einen Vogel verzehrt hatte, wandte seinen schönen Kopf und die scharfen Augen der Richtung des Schusses zu und erhob sich dann vorsichtig in sein weites Reich. Zu gleicher Zeit und noch während des Wiederhallens lehnte sich aus einem geöffneten Fensterchen an der Giebelseite der Mühle eine weibliche Gestalt heraus, spähte durch die Zweige

des Lärchenbaumes gegen die Berglehne und sah abwechselnd dabei auf eine kleine reichverzierte Uhr, die ihre Rechte hielt.

So waren seit ihrem Erscheinen genau drei Minuten vergangen, als sie einen leisen Ausruf hören ließ; denn sie bemerkte wirklich einen neuen kleinen Rauchwirbel und hörte gleich darauf den neuen Schuß. Sie wartete auf's neue, allein vergebens. Und nachdem so einige Zeit verstrichen war, trat sie vom Fenster zurück und erschien wenige Augenblicke darauf drunten in der Thür des Hauses.

Der alte Müller kam aus der Mahlstube und trat zu ihr. „Es hat eben zweimal drüben geschossen," sagte er freundlich. „Wie ich hinaussah, hörte ich's und paßte auf. Es traf zu, denke ich." — „Ja, es ist schon recht," versetzte sie und neigte leise den Kopf, den ein einfaches Morgenhäubchen fest umschloß. „Und wenn ich nicht irre," fuhr sie fort und hielt die Hand über die Augen, „so kommt dort Rudolph bereits aus dem Busch heraus." — „So weit seh ich nicht mehr," sprach der Alte lächelnd. „Allein es wird schon so sein; das Verlangen sieht scharf. — Ihr habt lange warten müssen; nun werdet Ihr doch wieder heiter sehn?" — Sie schüttelte den Kopf. „Wollt Ihr mir den Alten hinauf schicken?" sagte sie ablenkend. „Ich habe ihn ja lange nicht gesehen und viel mit ihm zu reden." Und damit wandte sie sich ins Haus zurück und stieg die dunkle, knarrende Treppe wieder hinauf. Der Müller sah ihr gedankenvoll nach. „Arme Frau!" murmelte er mitleidig vor sich hin.

Einige Zeit darauf kam ein gleichfalls alter aber noch rüstiger Mann in Jägertracht über den Wiesengrund daher, auf den in der Thüre Lehnenden zu. Sie schüttelten die Hände. „Wie steht's?" fragte der Ankömmling. — „Wie immer," entgegnete der andere achselzuckend. „Ihr seid lange nicht hier gewesen." — „Konnt' nicht früher," war die Antwort. „'s hätt'

auch nichts genützt, da der Graf stets daheim. Ist sie oben?" — „Ja. Und Ihr hättet es nicht besser treffen können. Meine Leute sind alle auf die Messe, nur meine Tochter und ich daheim. Geht hinauf. Sie wartet." — Und als der Ankömmling den ihn begleitenden Hund zur Ruhe gewiesen, folgte er schweigend der Weisung. Der Müller steckte die Hände in die Taschen, sah sich noch einmal nach allen Seiten um und ging dann in's Wohnzimmer, wo die bereits ältliche Tochter am Spinnrade saß. Der Alte zündete seine kurze Pfeife an, setzte sich an's Fenster und trommelte mit den Fingern der freien Hand auf dem Fensterbrett. „Arme Frau!" murmelte er wieder dabei. Die Tochter, die es vernahm, nickte mit dem Kopf zustimmend. Und dann blieb es still.

Arme Frau! wiederholte der Müller innerlich, arme Frau! — Und dann, wie er das so dachte, fiel es ihm bei, daß er doch am Ende gar wenig von ihr wisse, die er da so innig bemitleidete. Denn der Alte war eine besondere Natur. Er hatte sich all sein Lebtage wenig um das gekümmert, was ihn, wie er sich ausdrückte, nichts anging; und wenn es, um so etwas zu erfahren, einer Frage von seiner Seite bedurfte, so erfuhr er es nie; denn er fragte nicht und war nicht neugierig. Aber wie er jetzt an die Frau oben dachte und an die Zeit, seit welcher er sie kannte, und an die Umstände, unter denen sie ihm bekannt geworden, da schüttelte er still vor sich hin den Kopf und sagte zu sich selbst: kurios! — Und was ihm selten geschah — er versenkte sich mit seinen Gedanken in die Vergangenheit und ließ die Tage von damals an sich vorübergleiten.

Vor etwa sechs Jahren, als das Laub der Wälder schon bunt zu werden anfing, war eines Tags ein Mann zur Mühle gekommen, müde, wie er sagte, und verirrt auf einer Gebirgswanderung. Er hatte sich ausgeruht und gestärkt, mit dem alten

Müller über dies und jenes höchst vernünftig geredet, mit seiner schon damals ältlichen einzigen Tochter geplaudert und war dann ein paar Tage in der Gegend umhergestrichen, die er, wie er behauptete, gar nicht kannte, und von deren Anmuth und Schönheit kein Mensch in der Welt wisse. Am vierten Tage erklärte er Morgens, daß er nun aufbrechen müsse, vorher aber mit dem Müller noch eine Unterredung zu haben wünsche. Und als sie im Zimmer beide allein hinter dem Tisch saßen, sagte er ohne viel Umschweife: er sei in der Lage, für eine Dame, die ihm sehr am Herzen liege, einen stillen, ruhigen Wohnort suchen zu müssen, wo dieselbe weder von der Welt, noch von mißwollenden Verwandten belästigt werde. Ob der Müller sie aufnehmen, sie vor zudringlicher Neugier und im Nothfall vor ungerechtfertigten Ansprüchen Fremder beschützen könne und wolle?

Der Alte erwiderte nach nur kurzem Besinnen und mit ruhigem Ernst ein festes Nein. Und auf die Frage, weßhalb nicht? — erklärte er in derselben Weise: sein Haus habe seine eigene Art und sei nicht dazu gebaut, Unsauberkeit zu beherbergen. — Der Fremde fuhr stolz empor. „Unsauberkeit — was fällt Euch ein, Meister? Denkt Ihr, daß ich mit dergleichen verkehre?“ hatte er gerufen. — Und der Müller entgegnete kaltblütig: „Ihr haltet es nicht dafür, wie die vornehmen Leute alle nicht; mir aber gilt es so. Das sehn der Menschen Augen nicht alle übereins an. Und darum noch einmal — es geht nicht.“ — Nach einer Pause, während welcher der Fremde schwer mit sich zu ringen schien, sprach er endlich: „Nun wohlan, Meister, ich verstehe Euch und kann Euch beruhigen. Sie ist eine ehrliche Frau, ich kann Euch, wenn Ihr meinem Wort nicht glaubt, die Papiere vorlegen; und sie ist *meine* Frau.“ — Der Müller sah ihn zuerst verwundert, dann halb ungläubig,

halb bitter lächelnd an. „Eure, Herr Graf?“ fragte er dabei. „Und die müßt Ihr auf der Rodacher Mühle verbergen?“

Der Fremde fuhr wieder auf. „Was fällt Euch ein, Herr? Wie kommt Ihr zu diesem Titel? — Ich heiße Günther Herwart, schlechtweg.“ — „Laßt das gut sein, Herr Graf,“ erwiderte der Alte bestimmt. „Ich mischte mich nicht in Eure Angelegenheiten, wenn sie sich nicht in meine mischten. Euren Herrn Vater kannte ich von Alters her sehr wohl. Bevor Euer Herr Großvater Schwaneck verkaufte, war ich dort oft beim Müller und sah die ganze Familie manch liebes Mal. Und solche Aehnlichkeit trügt nicht, Ihr seid dem alten Herrn aus den Augen geschnitten, und die Gestalt und die Haltung ist nun ganz die gleiche. Das fand ich schon vor zwei Jahren, als ich in der Residenz war und Euch die Promenade entlang reiten sah. Da fragt' ich und war gar nicht verwundert, wie ich hörte, es sei der junge Graf von Wolfsbrand. — Hätt' es mir selbst sagen können.“ —

Darauf stützte der Graf das Haupt auf den Arm und sah eine lange Zeit schweigend vor sich auf den Tisch. Und endlich sagte er zum Müller: „Kommt mit, Meister, ich habe mit Euch zu reden, allein das ist nicht für's Zimmer, wo Horcher sein könnten.“ — Da waren sie hinausgegangen, den Weg entlang, der hinter der Mühle als einzige Verkehrsstraße in die Berge hineinführte, und der Graf hatte geredet und der Müller gehört. Was das gewesen, hat niemand erfahren; selbst in seinen Gedanken ging der alte Mann jetzt über diese Stunde flüchtig hin, als dürfe er, was er so geheim zu halten versprochen, nicht einmal denken. Das Resultat von dem allen aber war, daß der Rodacher — wie er in der Umgegend zuweilen genannt wurde — sich bereit erklärte, die Dame bei sich aufzunehmen. Dann schieden sie mit festem Handschlag.

Das geschah droben auf der Höh'. Als dann der Graf bereits eine gute Strecke entfernt war, und der Müller sich gleichfalls heimwärts wandte, sah er plötzlich in den jungen Eichen am Wege das zurückzuckende Gesicht eines Menschen und fand, da er hinzusprang, den halberwachsenen Jungen, der seine Kühe hütete. „Was hast du Sakkermenter hier zu liegen und zu horchen?" fuhr er ihn an und schwang seinen Stock. — „Aber Meister," war die weinerliche Antwort, „das Vieh geht hier ja gleich nebenan, im grünen Eck." — „Was hast du gehört, Bub'?" fragte der Alte drohend weiter. „Lüge nicht, es kann dir an den Hals gehn." — „Aber nichts, Meister," zitterte der Erschrockene. „Er setzte seinen Stock nieder und sagte: ‚also bringt sie, sie ist hier sicher wie im Himmelreich. Ich pfeif' was auf's andere!' — Und der Herr da sagte: ‚also in acht Tagen.' Und da ging er." — „Weiter hast du nichts gehört?" — „Nichts, Meister." — „Das ist dein Glück, Bub'," sprach ernst der Müller. „Es ist Hexenwerk, und du müßtest dran verderben, bist ja noch nicht eingesegnet." — Und der Knabe schwor bis in den Tod erschrocken, daß er kein Wort weiter vernommen. — Daran dachte der Müller noch jetzt schmunzelnd.

Acht Tage später an einem stillen grauen Abend kam die Gräfin an auf einem ordinären Gebirgswagen. Sie hatte ein Kind, das noch kein Vierteljahr alt sein mochte, ein Mädchen zur Wartung desselben, einen alten, schon ergrauten Diener in Jägertracht, und ziemlich viel Gepäck. Der Müller und seine Tochter hatten sie einfach und ohne viel Worte aufgenommen, sie in die beiden kleinen Zimmer droben geführt und auch dem Diener einen Raum angewiesen, bis er, nachdem seine Herrin eingerichtet war, wieder davonfuhr. Und dann ging das Leben ruhig und einförmig hin, ohne Störung. Einigemale kam der Jäger wieder mit einer Botschaft; zu Neujahr war auch der

Graf da auf ein paar Tage und kam im Sommer sogar auf zwei volle Wochen. Allein das machte keine Störung und unterbrach die Stille dieses Lebens in keiner Weise. Und kein Mensch außer der Mühle bemerkte oder beachtete die Dame; es war gar zu wenig Verkehr in dem abgelegenen Thal. Nur ein einzigmal hatte ein alter Kunde zum Müller gesagt: „Du, Rodacher, ist das dein Schwesterkind, von der Veronika, mein' ich, die ins H.sche geheirathet?“ — Und der Alte hatte in seiner gewohnten Weise dazu genickt und geantwortet: „'s kann schon so sein.“ — Die Worte genügten dem Frager, denn gesprächig pflegte der „Rodacher“ nie zu sein, und ausweichende Antworten hörte man von ihm nicht selten.

In der Umgegend also kümmerte man sich nicht mehr um sie oder wußte auch gar nichts von ihrer Anwesenheit; in der Mühle selbst jedoch war es damit anders, obgleich auch dort weder viel Worte gemacht wurden, noch besondere Rücksicht auf sie genommen ward. Allein dem Müller sowohl wie der Gertrud, so hieß seine Tochter, war die Fremde schon im ersten Moment des Zusammenseins nahe ans Herz getreten, und als sie erst länger bei einander waren, wuchs sie ihnen fest und immer fester hinein. Die Anmuth und der Liebreiz des jungen Wesens, die Sicherheit und zugleich auch Unbefangenheit, mit der sie sich in dieser so eigenthümlichen und, wie man bald bemerkte, ihr gänzlich ungewohnten Lage benahm, ihre stete Heiterkeit und Geduld, mit der sie das vielfach Drückende dieser Lage ertrug, die treuherzige Freundlichkeit gegen ihre Umgebung, die liebende Sorgfalt für das Kind, die Sehnsucht nach dem fernen Gatten und der grenzenlose Jubel, wenn er wirklich kam, — das alles machte ihr diese einfachen, tüchtigen Menschen ganz zu eigen. Und dazu kam nun noch ihre wirklich wunderbare Schönheit, eine Schönheit, wie sie diese Menschen hinriß, eine Lieblichkeit

und Holdseligkeit, ein Zauber und ein Duft, denen nicht zu widerstehen war.

Der Alte war richtig verliebt in sie und ward schier poetisch, wenn er von ihr sprach. „Wenn ich sie so ansehe,“ sagte er einmal zu seiner Tochter, mit der er in der Thür lehnte, während die Fremde auf der Bank unter der Lärche saß und, die Hände auf dem Schooß gefaltet und das kleine Haupt leicht geneigt, träumend in den goldglänzenden Abend hinaussah, — „wenn ich sie so ansehe, wie sie dasitzt, so still, so in sich versunken, so nachdenklich — da ist es mir ganz kurios. Mir fällt dabei immer das Waldthal ein dort zwischen den beiden rauhen Bergen, — weißt, wenn so der volle Mittag darüber liegt, und die Bäume so still sind und der Wiesengrund, als träumten sie mit einer menschlichen Seele, und ein einzelner Vogel ruft einmal hindurch mit einem süßen Ton. Und ihre Augen — nun, es ist schier sündhaft, aber ich kann nicht anders. Seh ich da hinein oder seh ich in den blauen Himmel, es ist alleins. Ich denke dann immer an den lieben Gott und alles Gute und Liebe der Welt.“ —

„Er hat recht, Vater,“ hatte die Gertrud geantwortet. „Es ist in der Frau was ganz Heiliges, und man wird ordentlich wie andächtig.“ — „Ja,“ sprach der Alte wieder leise, „das weiß ich wohl — wenn die mein wäre, die ließ ich nicht ein halb Jahr von mir, wie der Graf es thut. Die muß man fest halten mit dem Herzen. Und ich gönn's ihm, daß er das versteht. Sie kommt mir immer vor, als sei sie aus fernem, fernem Land, und davon träume sie, und dahin denke sie, als wie ein Engel aus Gottes blauem Himmel. Wenn sie nur einen andern Namen hätte!“ setzte er hinzu. „Melusine — das ist, glaube ich, eine böse Heidin gewesen, oder eine Hexe. Und ein Engel kann so gar nicht heißen.“

Und das alles war richtig. Sie war so hold und schön, so froh und so sanft, wie ein rechtes Menschenkind, und doch war in ihr auch wieder etwas so Fremdes, so — Traumsüßes, das sie wie einen Gast auf der Erde erscheinen ließ. Ihre Schönheit war so rein und ihr Liebreiz so heilig, daß man in ihrem Innern kein Unrecht denken konnte, daß ihr von außen kein Unrecht zu nahen wagte. Auf alten Bildern sieht man den Himmelsmantel der Mutter Gottes mit Engeln gefüllt; so umgab die junge Frau hier der Abglanz ihrer jungfräulichen Seele, und Keuschheit und Reinheit, Duft und Wärme tauchten wie schirmende Engel draus hervor und erhoben sie über den Staub und das Verderben der Erde. Und sie hieß, wie die Fee von Lusignan, Melusine.

So war seit ihrem Einzug über ein Jahr vergangen; das Laub war von den Bäumen gesunken und der erste Schnee lag über Berg und Thal, da kam eines Abends der alte Jäger, und nach einem kurzen, geheimen Gespräch sprang Melusine ins Zimmer des Müllers und rief unter Lachen und Weinen: „er kommt, Gertrud! Günther kommt, Meister! Und er holt mich von euch fort! Er kommt und ich muß von euch scheiden." — Dann ward gepackt und gerüstet; der Graf kam, es gab einen schweren, schmerzlichen Abschied, und dann waren sie fort. „Es ist eben nicht anders," sagte der Rodacher, als er sich zum Hause zurückwandte, „wenn's Winter wird, entfliegen die Frühlingsvögel." — Dem alten Vater und der alten Tochter ward die Einsamkeit sehr schwer; der Eine hatte nichts mehr, über das er sich einmal hellauf freuen konnte, und die Andere wußte nicht, wohin mit ihrer freundlichen, zuthätigen Sorge. Aber sie fanden sich nach und nach wieder in ihre frühern Zustände zurück.

Und es verging ein Jahr, und noch eins, und noch eins, und sie erfuhren nichts von Melusinen und den Ihren. Und sie

dachten der Zeit, wie eines lieben, lieben Traums, der war so lieb und gut gewesen, sie hätten ihn gerne noch einmal geträumt.

Eines Tags im vierten Winter stand der Müller auf der Höhe, wo er damals zuerst vom Grafen Abschied genommen und den Kühjungen bedroht hatte. Des Schnees war viel gefallen, und sie hatten alle Noth gehabt, den für die Kunden schwerbeladenen Schlitten den steilen Weg hinaufzubringen. So stand der Alte noch da und schaute zufrieden dem jetzt lustig dahin klingelnden Gefährte nach und dachte, nun werde es schon gehn. Da kam drüben, wo die Straße an der Berglehne entlang zieht, ein anderer kleiner Schlitten um die scharfe, dort vorspringende Ecke geflogen, begegnete dem Mühlenschlitten und näherte sich rasch. Der Müller fuhr sich mit der Hand über die Augen, daß er richtiger sehe. Denn konnte das der Jäger — der Rudolph sein? — Und die Frau daneben, war's denn menschenmöglich, daß es die Gräfin sein sollte? — Und doch — ja, es war so! — Er hob die Mütze vom kahlen Haupt und breitete beinah seine Arme ihr entgegen; hell zuckt' es auf in seinen Augen und Zügen, und er sagte mit ein wenig zitternder Stimme: „so grüß Euch Gott zu tausendmal, gnädige Frau! Eine solche Freude sind wir uns nicht mehr vermuthen gewesen im Leben."

Der Jäger hatte die Pferde angehalten und genickt zum Gruß. Nun machte sich die Gräfin los aus Wildschur und Fußsack, sprang heraus und trat zum Alten und bot ihm die feine Hand und ließ sie ruhen in der seinen und sagte: „ja Meister, da bin ich nun wieder bei Euch. Und was Ihr mir zum Gruß gesagt, macht es mir gleich wieder so sonnenwarm, wie ich's immer bei Euch gehabt. Das lohn' Euch Gott, Meister. Wie geht's der Gertrud?" — „Zum Preis Gottes, wohl," versetzte er so hin, denn er dachte kaum an seine Worte. Er sah nur die Frau vor sich, und es ward ihm weh um das alte Herz.

Wie war die so leicht und frisch gewesen, wie die Himmelsluft! Und nun war sie so gedrückt, wie ein Vogel, der krank und müd' die schlanken, weichen Fittige sinken läßt. Und aus ihren Augen blickte es wie Gram und Trauer.

Das sah er alles, aber er ließ es sich nicht merken, und scherzend lud er sie ein, schnell wieder in den Schlitten zurückzukehren, daß sie die Füßchen sich nicht erkälte. Allein sie lehnte es ab und ging, nach diesem und jenem fragend und seinen Antworten lauschend, mit ihm dem Schlitten nach den Berg hinab, zur Mühle. Dort schrie die Gertrud einmal auf, als sie die Fremde erkannte! Aber die Gertrud sprach es auch aus, daß sie den Gast nicht mehr so wohl finde wie vordem. Doch wollte Melusine davon nichts wissen, und Gertrud eilte bald munter in ihre Wirthschaft.

Der Müller sah sich froh im Zimmer um. „Ist mir's doch, als sei es jetzt wieder das alte," sprach er, „da ich Euch da am Ofen sitzen sehe, wie vordem, gnädige Frau. Das ist einmal engellieb von Euch, daß Ihr so an uns gedacht. Aber nun laß ich Euch auch so schnell nicht fort. Ein paar Tage muß der Herr Graf schon warten." —

Da — der alte Mann sah es jetzt in seinen Gedanken wieder vor sich, als wiederhole es sich auch vor seinen Augen, und er sah ordentlich auf und sich um im Zimmer, ob da nichts von dem allen zu sehn? Allein er saß am Fenster und Gertrud am Rocken; und es war sonst nur die Sonne da, die durch's Fenster schlüpfte und auf dem Fußboden hin und her spielte mit dem Laub des Baums draußen, — aber von Melusinen war nichts zu sehen. —

Da — wie er damals also gesprochen, — da stand sie auf und ging ein paarmal leise durch's Zimmer, blieb endlich neben ihm stehen, faßte seine Hand und sagte: „Meister, wenn Ihr es

mir erlaubt, bleib' ich wieder hier, und es ist dann auf immer." — Der Alte fuhr erschrocken zurück. „Auf immer? — Wie verstehe ich das, gnädige Frau? Ist der Herr Graf denn todt und Euer Kind, und ist Euer Schloß verbrannt, daß Ihr zu uns armen Leuten in unsere Einsamkeit kommt?" — Und sie antwortete ruhig und fest: „nein, Meister, — das Schloß steht, und meine Kinder, meine beiden süßen Kinder leben, und der Graf lebt auch. Aber ich kann nicht mehr mit ihm leben. Es ist vorbei und aus und geht nicht mehr. Und da bin ich heimlich fortgegangen und komme zu Euch, der Ihr mich lieb habt und mich schon einmal beschütztet und verbargt vor aller Welt. — Wollt Ihr mich wieder, oder muß ich mir eine andere Stelle suchen?"

Der Müller schlug die beiden Arme zornig über die Brust zusammen, er trat mit dem Fuß hart auf und runzelte finster die hohe Stirn. „Das hab' ich immer gedacht und gesagt," redete er. „Der Herr war Eurer nicht werth und hat Euch nie gehalten, wie Ihr's verdient." — Und da warf sie den Kopf auf, um den sich das prachtvolle dunkle Haar nicht mehr wie sonst in reichen Flechten schlang, sondern sich im einfachen Scheitel an die Schläfen legte, — und ernst und fast streng sagte sie: „das habt Ihr nie gedacht und gesagt, Meister; ich kenne Euch besser, und es ist jetzt nur, weil Ihr die Melusine lieb habt und sie nicht betrübt sehn wollt. Und das will ich Euch sagen: redet nie und zu keiner Zeit wieder gegen Günther, meinen Mann. Denn das darf ich nicht dulden. Er liebt mich, und ich liebe und ehre ihn wie am ersten Tage. Und was mich von ihm scheidet, das hat mit der Liebe nichts zu thun, aber auseinander treibt es uns doch. Aber forscht nicht und richtet nicht. Und dann will ich bei Euch bleiben."

„Es ist gut," erwiderte der Alte. „Sei es wie es sei,

mit Eurem Hierbleiben hat das nichts zu thun. Das versteht sich von selber. — Aber wenn nun der Herr Graf von Eurem Aufenthalt erfährt und hieher kommt?" — „Er kommt nicht," versetzte sie fest. „Und wenn ich also bleiben und meine alten Zimmerchen wieder haben kann," fuhr sie fort, „so will ich hinauf und ein wenig ordnen. Rudolph sollte am besten vor Nacht noch wieder fort. Er wird mir dann später einige Sachen nachbringen." — Sie wandte sich zur Thür.

„Und Eure Kinder — Ihr habt ihrer zwei, sagt Ihr — wollt Ihr die drüben lassen?" fragte zögernd der Müller. — Sie wandte sich jäh zu ihm, mit dunklem Blick und finsterer Stirn. Was mußte da alles durch dies Herz gedrungen sein, bis dies Gesicht, bis diese Augen so zu blicken gelernt! — „Schweigt still, Meister," sprach sie fast drohend. „Mahnt mich nie daran! Ich will Euch aber was sagen," fuhr sie fort mit seltsam bewegtem Ton. „Seht, es ist schon schlimm genug, daß er mich verlor. Er geht dran fast zu Grunde. Sollte er aber die Kinder noch dazu missen, da bräche ihm sein Herz. Bei mir ist das was anders, da kommt es nicht darauf an. Aber wenn Euch meine Ruhe lieb ist, Meister, so redet mir nie wieder von meinen Kindern." Sie wandte sich ab, ging mit ihrem schier unhörbaren Schritt zur Thür und verließ die Stube.

Seitdem waren anderthalb Jahre vergangen, und kein neues Gespräch hatte zwischen ihnen über diese Dinge statt gefunden; man wußte von Melusinens Geschick auf der Mühle ebensowenig wie sonst; von selbst klärte es sich nicht auf, und fragen darnach that keiner. Der Müller, welcher seines Alters wegen nur selten mehr ins Land hinaus kam und noch weniger Neues erfuhr als vordem, hörte bei Gelegenheit einmal jetzt erst von Rudolph, was draußen längst alle Welt wußte, daß Graf Günther vor einigen Jahren Schwaneck, den alten Stammsitz, zurück-

gekauft und ausgebaut habe und dort lebe. Das erregte des Alten Bedenken, da das Schloß durch's Gebirge nur zehn Stunden von der Rodacher Mühle entfernt lag. Doch Melusine hatte recht gehabt — der Graf ließ sich im stillen Thale niemals sehn. Dafür kam Rudolph, welcher jetzt einen Försterposten auf den gräflichen Gütern hatte, etwa alle sechs bis acht Wochen einmal, stattete seiner Herrin über dies und jenes Bericht ab, ruhte ein paar Stunden oder auch einen halben Tag und verschwand wieder. Dreimal in langen Zwischenräumen war die Gräfin selbst mit dem alten Diener Morgens fortgewandert und jedesmal am Abend des folgenden Tages erst allein und niedergeschlagen zurückgekehrt.

Das waren die einzigen Unterbrechungen gewesen in dem stillen, einförmigen Leben dieser Menschen. Von neuem Glück oder Unglück, überhaupt nur von einer Aenderung des Geschicks war nichts zu bemerken. Die Gräfin klagte nie, noch sprach sie jemals über sich, ihre Vergangenheit oder Zukunft. Sie nahm theil an dem Leben und Ergehn ihrer Wirthe, wie es in solcher Abgeschlossenheit nicht anders möglich war; sie konnte zuweilen ganz heiter und scherzhaft sein und wohl einmal herzlich lachen. Aber die wundervolle Fröhlichkeit, den kindlich leichtherzigen Jubel, das vogelleichte Bewegen und Umherflattern, all das junge, frische Glück von vordem, — das sah und hörte man niemals wieder. —

Und wie der Müller das alles in seinen Gedanken jetzt zusammenfaßte und das Sonst verglich mit dem, was es nun gab, da sagte er zum Schluß dieser Betrachtungen noch einmal aus dem tiefsten Herzen und laut hinaus: „arme Frau!“

Waren Verhältnisse schuld an dem Ergehn der Gräfin, oder war es Graf Günther, ihr Gemahl, oder war sie es selbst, Melusine — der Alte wußte es nicht, aber es war ihm auch

gänzlich gleichgültig. Die treue väterliche Liebe, welche er für das junge Wesen empfand, hielt fest, was sie einmal umfaßt hatte und sprach es ebenso fest aus; ich habe dich lieb wie mein eigenes, liebstes, einziges Kind; wo man dir unrecht thut, will ich's nicht dulden und vor dir stehn; wo du selbst nicht recht gehandelt, da will ich's auch vertreten und es auf mich nehmen vor den Menschen und vor Gottes Thron. Denn ich glaube an dein Recht mit meiner Liebe.

Die Herzen des Volks sind von besonderer Art. Starr und trotzig oder scheu und verschlossen, sind sie anscheinend jeder wärmern Regung abhold, geben sich nur selten in Zuneigung, noch seltener in dem hin, was wir Liebe nennen, zumal gegen jemand, der nicht Ihresgleichen ist. Wißt aber solch ein Herz nur einmal recht zu treffen und zu fassen, wißt ihm Vertrauen einzuflößen — und dann seht, was daraus wird. Dann thut was ihr wollt, — das Herz bleibt treu und ohne Zweifel und Mißtrauen, ohne Winkelzüge und Rückhalt euer. Das schlägt heut so warm für seine Liebe wie morgen, das weiß von nichts vor ihr und neben ihr, das rechnet und mißt und grübelt nicht, es findet in seiner Liebe das Erste und Letzte, das Recht und die Wahrheit, alles in allem.

Ein solches Herz hatte Melusine unbewußt in der Brust des Rodachers getroffen bis in seinem innersten Kern, und das Resultat war eine Liebe, wie kein Vater sie seinem Kinde treuer und inniger, sorgender und schonender weihen kann. Der Alte sprach das nicht aus, nur selten einmal zeigte er es, unwillkürlich und unbefangen. Aber es war so, und es hatte für die junge Frau etwas unendlich Beruhigendes, etwas namenlos Süßes, dies Bewußtsein, sich den alten Mann so zu eigen und ergeben zu wissen. Es gab ihr eine Sicherheit in ihrer seltsamen Stellung, die sie sonst kaum erlangt hätte, es gab ihr ein

Recht im Hause und eine Heimat, um so mehr, da auch Gertrud ihr mit aller Kraft ergeben war. Bei der freilich konzentrirte sich jedes Gefühl und jede Aeußerung desselben in ihrer wirthschaftlichen Fürsorge und Thätigkeit. Sie sorgte eben nur dafür, daß die „liebe junge Gräfin“ alles vom Besten habe, wie es ihr geringes Haus leisten könne. So eine feine Dame dürfe nicht auch noch leibliche Noth leiden.

Es war über eine Stunde vergangen in den Träumereien des Alten, bevor er sich erhob, um draußen nach diesem und jenem zu sehn. Als er hinauskam, spitzte der Hund eben die Ohren nach den droben hörbar werdenden Schritten, und gleich darauf kamen auch die beiden Fremdlinge die Treppe herab. Der Alte sah ihnen entgegen, indem er stehn blieb, und als er die Gräfin im Hut und mit einem Shawl auf dem Arm sah, sprach er: „wollt Ihr hinaus, gnädige Frau? — Ihr habt recht, es ist dort besser als hier drinnen.“ — Sie reichte ihm die Hand. „Ja, Meister, ich gehe mit Rudolph bis morgen Abend fort,“ versetzte sie dabei mit ruhiger Stimme, aber ohne daß sie den Müller damit über ihre innere Aufregung täuschen konnte. Er nickte jedoch nur einstimmend, und dann fuhr sie auch fort: „gebt dem Rudolph ein Frühstück, lieber Meister, denn er bedarfs, und wir wollen bald fort.“ — „Ihr wollt doch auch was nehmen, gnädige Frau?“ fragte der Jäger halb zutraulich, halb bittend. „Unterwegs, wißt Ihr —“. — „Ich weiß,“ entgegnete sie. „Aber ich habe schon gegessen und bedarf bis Mittag nichts mehr. Eile dich, Rudolph.“ —

Während die Männer in die Stube traten, ging sie vor die Thür und schritt dort auf dem kleinen Vorplatz unruhig auf und ab, mit unstäten Blicken und gerötheten Wangen. Hie und da blieb sie auch stehn und sah tief sinnend hinüber in die Berge und ließ die Hand auf dem Kopf des sie begleitenden

Hundes ruhen. Denn das Thier war seit ihrem Erscheinen nicht von ihr gewichen; ohne besondere Freudenäußerung wandelte es höchst gesetzt neben ihr, kehrte mit ihr um, blieb mit ihr stehn und schob in diesem Fall, nachdem es die klugen, stillen Augen flüchtig zu ihrem Gesicht erhoben, mit der ruhigsten Weise von der Welt den breiten Kopf unter ihre schlanken Finger, als sei es so Herkommen und sein Recht.

Und drinnen im Gemach nahm der Jäger schweigsam nur das Allernothwendigste und hastete sich so viel wie möglich, während sein Blick kaum die draußen wandelnde Herrin verließ. Der Müller hatte ihn allein gelassen, Gertrud war auch nicht zugegen, und nichts störte ihn in seinem Nachdenken. Aber wie finster das auch sein mochte, er hielt sich nicht dabei auf. Und als er den letzten Bissen gegessen, den letzten Trunk gethan und den Mund abgewischt, verließ er die Stube, nahm das Gewehr, das er auf dem Flur an einen Nagel gehängt, wieder über die Schulter, trat hinaus und sagte: „ich bin fertig, gnädige Frau." — „So laß uns immer gehn," war ihre Antwort. Und sie gingen.

Das Thal war bald durchmessen, die Höhe auf einer dicht bewaldeten Stelle nicht so gar schwer erstiegen; denn zwischen den Bäumen hoben sich die Wände weniger steil, als es von ferne schien, und die Wurzeln schmiegten sich daran wie rechte Treppenstufen, daß der Fuß schon Raum und Halt fand. Sie stiegen emsig fort, und was Rudolph an Kraft und Uebung mehr hatte, ersetzte die zarte Frau reichlich durch Leichtigkeit und Elasticität ihrer Bewegungen. Ja es schien ihr dies Steigen zu gefallen, sie aufzuheitern. Denn als Rudolph einmal inne hielt und den Schweiß von der Stirne trocknend fragte: „greift es Euch auch an, gnädige Frau? Wir haben immer ein bischen Zeit zum Ruhen." — da entgegnete sie munter und mit ruhiger, unversetzter Stimme: „ei, geh nur zu, alter Freund, — ich

könnte so Tage lang fortsteigen." Sie hatte das Hütchen abgenommen und trug es schaukelnd am Bande, ihr Gesicht schimmerte rosig und voll warmen Lebens, die blauen Augen glänzten so hell, wie in ihren besten Tagen, und es brach durch sie auch eine Seele hervor, die wieder heiter ihre Flügel hob und regte, wie in jener alten Zeit des einsamen Glücks und der süßen, hoffnungsreichen Sehnsucht.

Sie sprach jetzt auch fort; sie fragte nach der kleinen Pflanze, deren zierliches Blatt sie im Vorbeisteigen gepflückt; sie freute sich einer Blume, die sie lange nicht gesehn, und war des prächtigen Morgens froh und des üppigen Waldes und der reinen Luft. Und als sie droben auf der Höhe standen und einige Augenblicke ausruhten, deutete sie auf einen Adler, der wie ein schwarzer Punkt durch den Aether kreiste, und sagte fast fröhlich: „sieh, Rudolph, wenn ich fliegen könnte, da macht' ich's wie der — ich schwebte über Schwaneck und sähe mir alles herzinnig an und belauschte und bewachte sie, ohne daß sie mich kennten, noch von mir wüßten. — O, wenn ich meine lieben Kleinen einmal wieder froh umherspringen, heiter jubeln und jauchzen sähe! Und ihn! — Warum hat ihn der Doctor ins Bad geschickt? — Sah er krank aus? War er krank, Rudolph? Auf dein Gewissen — sag's mir wahrhaftig!" — „Davon weiß ich nichts," sprach er. „Und als ich den Herrn zuletzt sah — das war, wie ich Euch gesagt, vor drei Wochen — da war er ganz wohl auf und unverändert. Nur seine Wangen sind nicht so voll. Doch das ist nicht anders, wenn man so in die Mitte der Dreißig kommt." — Sie nickte wie zustimmend. — „Mach' fort!" redete sie dann nach einer Pause. „Wir haben noch weit, und ich sehne — ich sehne mich zu meinen Kindern."

Der Weg ward hier leichter und bequemer, auch gelangten

sie bald an eine Straße, der sie eine Zeitlang folgten, dann aber gingen sie wieder linksab hinein in den Wald und folgten versteckten Fußwegen, bis sie endlich gegen Mittag ein einsam gelegenes Haus erreichten. Melusine aber folgte dem eintretenden Rudolph nicht, sondern ging schon, bevor man sie von dem Hause aus sehen konnte, seitwärts in den Wald hinein und im Bogen fort bis an die weiter unten hinziehende Straße. Da setzte sie sich auf eine moosige Wurzel und wartete.

Lange währte das freilich nicht, denn nach kaum einer halben Stunde erschien der Jäger mit einem leichten Wägelchen und raschem Gespann davor. Er brachte ihr auch von der derben Kost der Gebirgsbewohner, allein sie nahm nur wenig. Bald sprang sie auf den Wagen und trieb zur Eile. „Was nützt das?" sagte er kopfschüttelnd. „Wir kommen doch noch vor Abend hin und Ihr habt nur um so länger zu warten." — „Ich bin ihnen doch näher," erwiderte sie mit trübem Lächeln, „und kann in Ruh' mich freuen. Mach' fort, Rudolph, mach' fort!" — Und die Pferde liefen, und der Hund hatte nicht viel Zeit, längs des Weges zu revieren. Es war, als ob er's wisse, daß er nicht laut werden dürfe; er bellte nicht ein einzigmal. Auch die Pferde schnaubten nur, wenn sie den Schaum von sich warfen, und die beiden Menschen schwiegen ganz.

So gingen Stunden hin, denn sie folgten nicht der nächsten Straße, sondern fuhren abseits meist im Walde auf Holz- oder Feldwegen, ohne sich den zwei oder drei Dörfern oder Gehöften, denen sie begegneten, weiter als nöthig zu nähern. Und sie waren bisher auf keinen Menschen gestoßen. — Da aber, als sie von einer ziemlich steilen Höhe mäßig schnell hinabfuhren und um eine Waldecke bogen, sahen sie nicht weit vor sich zwei Reiter dort zweifelhaft säumen, wo mehrere Wege sich schieden. Melusine zog den Schleier dicht gefaltet vor's Gesicht

und Rudolph trieb die Pferde zum raschern Lauf. Doch half ihm das nicht, da der eine Reiter, ein schöner junger Mann und unzweifelhaft der Herr, während der andere nur ein Diener schien, mit der Hand winkend und Halt rufend dem Wagen entgegenritt.

Rudolph hielt nicht an, er fuhr nur langsamer. Der Reiter, nach einem flüchtigen Blick auf die verhüllte Frau, ritt bequem neben ihm und fragte, welcher Weg von denen vor ihnen nach Schwaneck führe? — Der Jäger musterte ihn schärfer; es war ein blutjunger Mensch von höchstens achtzehn oder neunzehn Jahren, der in bester Haltung auf einem edlen Pferde saß. Seine Kleidung war bequem und fein, sein Aeußeres und sein ganzes Wesen zeigte ihn als ein Mitglied der höhern Stände. — „Wollt Ihr nach Schwaneck?“ fragte der Alte nach der kleinen Pause seiner schnellen Musterung. Und als die Antwort eine bejahende war, fuhr er fort: „aber wie kommt Ihr dann hieher, so weit ab ins Gebirge? — Ihr müßt dort den Weg links hinaufreiten und Euch zur Landstraße durchschlagen, die am Schloß vorüberführt. Aber heut kommt Ihr dann nicht mehr hin.“ — „Das ist widerwärtig!“ sprach der junge Mann, und ein Zug von Verdruß fuhr durch sein offenes und schönes Gesicht. „Von der Straße bog ich ja ab, weil ich hier nähere Wege finden sollte.“ — „Kein Gedanke daran,“ entgegnete der Jäger ruhig. „Zu Fuß und mit einem Führer kämt Ihr vielleicht hin, zu Pferde nie. Uebrigens,“ setzte er hinzu, „wenn Ihr zu dem Herrn Grafen von Wolfsbrand wollt — ich habe gehört, daß der Herr schon seit einiger Zeit verreist ist und so bald nicht zurückkehrt.“

„Verreist!“ — Der junge Mann stieß einen Fluch aus, der sich von diesen frischen, fast noch bartlosen, weichen Lippen seltsam genug anhörte. — „Aber die — Gräfin —?“ —

setzte er zögernd hinzu und mit einem eigenthümlichen raschen Blick auf beide Reisende. — „Die Gräfin?“ wiederholte der Alte aber unbefangen. „Na, ich bin dort nicht so bekannt, allein mir ist, als hätte ich vor Jahr und Tag bereits von ihrer Abreise gehört, und daß sie nicht zurückkehren werde.“ — „Also das ist richtig wahr?“ lautete die neue Frage mit einem neuen gar besondern Blick. — „So hört' ich,“ sagte Rudolph phlegmatisch. Und indem er die Pferde antrieb, sprach er weiter: „also dort links bis zur Landstraße; Gott befohlen.“ — Der Reiter ließ sein Pferd, das wie von selbst in die raschere Gangart gefallen war, noch einige Schritte neben dem Wagen weiter traben, als habe er noch mehr zu fragen. Dann aber hielt er an, grüßte im Umwenden anmuthig gegen die Verschleierte und kehrte zu seinem Diener zurück, bei dem sie am Kreuzweg vorüber gefahren waren.

Erst nach einer geraumen Strecke wandte der Alte sich zu Melusinen und meinte: „das ist ein neugieriger junger Mensch; was der wohl im Schloß will?“ — Die Gräfin schlug den Schleier zurück. „Sind wir auch sicher, Rudolph?“ fragte sie hoch aufathmend, „folgt er uns nicht?“ — „Nicht doch, gnädige Frau. Ihr müßt Euch nicht so erschrecken, wenn man einmal nach Euch fragt. Ihr habt hier einen großen Ruf im Lande und alle Welt verehrt Euch. Und den da wären wir auch noch los geworden.“ — „Aber kennst du ihn denn nicht, Rudolph?“ lautete ihre verwunderte Frage. „Es ist ja der junge Wermadingen, mein kleiner Cousin Cäsar, der mir damals in der Residenz so den Hof machte,“ setzte sie lächelnd hinzu. „Das sind nun acht Jahre her!“ — „Davon weiß ich nichts,“ entgegnete er ernst. „War damals ja nicht bei Euch, gnädige Frau, und habe den jungen Herrn nie gesehn.“ — „So kennt er wohl auch dich nicht,“ sagte sie aufathmend. „Das

ist ein wahres Glück. — Aber was will er bei mir und bei Günther? — Fangen sie jetzt wieder an, sich zu regen, nach all den Jahren? Hast du gehört, ob sonst schon jemand von drüben im Schloß oder hier in der Gegend gewesen?" — Er schüttelte den Kopf. „Nein, gnädige Frau. Aber nun habt Ihr mir Angst gemacht. Teufel auch, was hätte draus werden können!" Und er trieb die Pferde an, daß sie mit dem leichten Wagen so schnell davon trabten, wie es auf dem unebenen Wege möglich war.

„Beinah möcht' ich Euch bitten, umzukehren," bemerkte er nach einer Pause. — „Nein," versetzte sie aber ernst. „Ich will nun hin. Und wenn's sein sollte, — den fürcht' ich nicht, Rudolph." Und sich fest in Tuch und Schleier hüllend, blieb sie fortan schweigend.

Das Forsthaus des Alten zeigte sich jetzt auch seitwärts in der Ferne, aber sie fuhren nicht in den dahin führenden Weg, sondern die Straße entlang, die sich nach einer kurzen Strecke wieder in den Wald versenkte, der mit seinen dichten Massen Hügel und Berge bedeckte. Und es dämmerte dort bereits stark, als sie an einer einsamen Hütte anfuhren, wie sie ein Jägerbursch braucht, der für einige Zeit in einem abgelegenen Theil des Forstes stationirt wird, um ihn vor Wilddieben und Holzfrevlern zu schützen. Der Bewohner war nicht daheim, da Rudolph ihn zu einem andern Geschäft fortgesendet. Und als sie nun abgestiegen, als Pferde und Wagen im spärlichen Unterholz so gut wie möglich versteckt, die Thiere nothdürftig getränkt und mit ihren Futterbeuteln versehen waren, ging der Jäger davon um zu rekognosciren, und die Gräfin blieb allein.

Und es ward Nacht um sie her. Ein geheimnißvolles, unhörbares Treiben regte sich rings, als schlüpften tausende und abertausende von Erdgeistern hervor und zögen den dunklen

Flor nach sich, mit dem sie alles einhüllen für die Schlummerstunden. Der Boden war schon zugedeckt mit seinen Gräsern und Kräutern; nun ging es aber die Stämme hinauf und die schlanken Stauden, daß man sie kaum noch sah. Seht, da waren sie schon auf dem Ast droben und huschten dort entlang in die kleinen Zweige, und nun wickelten sie da die Blätter ein, und weiter hinauf gings in die Wipfel; und jetzt war alles fertig, und die Bäume schliefen nun in Frieden, man sah's ordentlich, wie tief und sanft sie träumten. Doch Melusine achtete nicht darauf. Sie horchte in die Ferne, ob sich noch immer kein Schritt näherte; sie horchte auch in ihr eigen Herz, was darin klang und summte, herüber aus den vergangenen Tagen. Es war ein so kleiner und doch so voller Kreis, in dem sie weilte, aus dem sie nicht fort konnte.

Es war dunkel rings und still, der Wald schlief so tief, daß er sich nicht regte, es müßte denn ein Blatt gewesen sein, dem nicht ganz wohl war und das in seinen fieberhaften Träumen vom Herbst träumte, vom Verwelken und Eintrocknen und wie der Wind es dann schmerzhaft abreißen und forttreiben würde. Sonst war nirgends ein Laut, und selbst den Hund hörte sie nicht athmen, der doch zu ihren Füßen ruhte. Sehen konnte sie ihn aber auch nicht, so dunkel war es hier unten; sie fühlte ihn nur, wie er sich treulich an ihr Kleid geschmiegt.

Aber da regte er sich jetzt. Sie sah auch, wie der Kopf sich aus dem Dunkel hob und unbeweglich der Seite zugewendet blieb, wo Rudolph verschwunden war und wieder erscheinen mußte. Und gleich darauf unterschied auch ihr Ohr den Schritt eines sich Nähernden. Dann folgte ein leiser Pfiff und darauf Melusinens ebenso leises: „hier!“ — und im nächsten Moment stand der Jäger auch wieder neben ihr. „Wie ist's, Rudolph?“ fragte sie aufspringend. „Es ist schon sehr spät!“ —

„Es hätte früher doch nichts genützt," erwiderte er. „Es war noch Leben im Schloß. Martha sagte mir, wie sie den Herrn in den nächsten Tagen zurückerwarten; er habe geschrieben, daß er wenig Erfolg vom Bade spüre." — „Und nun?" fragte sie. — „Nun ist alles in Ordnung, gnädige Frau. Der Weg frei, das Schloß still und Martha auf ihrem Posten." — „So laß uns gehn, Rudolph. Ich weiß nicht, was mich ängstigt und drückt; ich möchte vor Tag noch wieder weit von hier sein." — „Wär' auch das Beste," versetzte er, indem er den Hund zurückscheuchte, der den Gehenden folgen wollte. „Die Begegnung heut gefällt mir gar nicht. Was will er hier?" — „Und doch," sprach sie, „ihn fürcht' ich eigentlich nicht; bringe er, was er will. Was habe ich überhaupt noch zu fürchten? Der was über mich zu sagen gehabt, ist ja längst todt, und der Großvater hat sich ja nie um mich bekümmert. Was geht mich Tante Wermadingen an, die kann doch nichts von mir wollen."

Sie waren aus dem dichten Walde in einen geordneten Park getreten und in eine breite Allee. Aber sie schritten über die offene Stelle schnell hinüber, wo der helle Sandboden von unten und die Sterne von oben her das Dunkel lichteten und die beiden Wanderer sichtbar werden ließen. Dann ging es immer entlang im tiefen Schatten der schweigenden Boskets, an den Wiesengründen hin unter den blühenden Büschen, und so näherte man sich der langen und hohen Masse des Schlosses unbemerkbar bis an die kleine Thür, die an der äußersten Ecke des linken Flügels auf einen eng eingeschlossenen Rasenplatz führte.

Sie stand jetzt geöffnet; die Gestalt einer alten Frau trat den Kommenden entgegen mit leisem Ausruf. „O gnädige Gräfin," sagte sie mit zitternder Stimme, „daß Ihr wieder so zurückkommen müßt in Euer Haus und zu denen, die Euch anbeten wie einen Engel Gottes!" Und sie nahm die dargebotene Hand und benetzte sie mit ihren Thränen.

Melusine war stumm vor tiefer Bewegung. Als sie endlich zu reden vermochte, sprach sie lebhaft: „sage mir ganz aufrichtig, wie ist es mit dem Grafen Günther? Weßhalb ging er ins Bad und weßhalb kehrt er jetzt schon zurück?“ — „Das weiß ich nicht so genau, das vom Gehn,“ erwiderte Martha. „Anzusehn war ihm nichts, als daß er blaß war und munter nun gar nicht. Aber das ist so gewesen seit Eurem Fortgange, und ich hab's Euch sonst auch schon gesagt. Allein weßhalb er zurückkommt, das hat er geschrieben; das ist von wegen der lieben Kinder, schreibt er, zu denen er sich so sehnt, daß ihm das Baden drüben nur schaden thut. Denn dabei müsse man Herzensruhe haben.“

„Und wie ist es mit meinen Kindern, Martha?“ fragte die Gräfin nach einer Pause. — „Zum Preis Gottes, liebe gnädige Gräfin, immer wohl auf, und wachsen thun sie, daß es eine Freude ist. Nur Comteßchen Anna fragt so viel nach Euch, und ob sie Euch nicht bald wiedersähe. Die hat Euch nicht vergessen, sie weiß von Euch, als wäret Ihr gestern fortgegangen, und träumt und redet dabei, als wäret Ihr wirklich da. O das ist ein Engel von einem Kinde, und so nachdenklich und so klug!“ — „Schlafen sie jetzt, Martha?“ — „Ja, liebste, gnädige Frau, tief und gesund. Und Comteß Anna hat heut Abend so schön für die liebe Mama gebetet. Das hat sie ganz aus sich selber und setzt die Worte so schön, die heilige Jungfrau muß ihre rechte Freude daran haben.“

„Laß uns hinauf,“ sprach Melusine leise, war's aus Vorsicht, oder weil das Gefühl der Mutter sie übermannte. Sie traten in den dunklen Raum und stiegen die kleine Treppe hinauf, die hier zu dem Schlafzimmer der Kinder und zu dem führte, das die Gräfin vor Zeiten selbst bewohnte. Als die leisen Schritte nicht mehr gehört wurden, setzte der Jäger sich auf die untersten Stufen, legte den Kopf in die Hand und sah hinaus in die friedliche, ruhige Nacht, eine getreue Wache.

So saß er noch, als Melusine nach einigen Stunden wieder, diesmal allein, herunterkam. Sie winkte dem Aufspringenden stumm zum Vorangehn; sie hatte sich fest in den großen Shawl gehüllt und den Schleier dicht vor's Gesicht gezogen. So gingen sie durch den morgenfröstelnden Park die alten Wege zurück, bis auf den Platz bei der Jägerhütte, wo Pferde und Wagen standen und der Hund ihnen munter entgegensprang.

Da wagte der Jäger es, das Schweigen zu brechen und fragte treuherzig: „wollt Ihr Euch nun nicht eine Stunde hinlegen, gnädige Frau?“ — Sie schüttelte leise den Kopf. — „Es ist noch eine gute Stunde bis zum Tag,“ fuhr er jedoch fort. „Und hierher kommt auch dann noch lange kein Mensch. Ihr solltet ein wenig ruhen, es geht nicht so.“ — „Nein,“ versetzte sie dumpf, „es geht nicht so weiter. Ich muß öfter wiederkommen oder weiter hinausziehn, daß ich nie mehr kommen kann. — Ich sehne mich todt nach meinen beiden Engeln,“ fuhr sie zuerst langsam fort. „Und wenn ich da bin, ist's doch so schnell vorbei, und ich habe nichts gethan, als sie ansehn und weinen. Und wenn dann Anna gar noch erwacht, wie eben, — ich konnte nicht so schnell zur Seite, sie erkannte mich und rief mich so — o so zärtlich, sie nannte mich und wollte nicht von mir! — O, wäre ich todt, wär' ich todt, Rudolph, und wüßte von keinem Gram mehr und keiner Trennung und könnte sie stets umgeben, meine lieben — lieben — lieben Meinen!“

Sie hatte heftiger und heftiger geredet, bis die auch jetzt noch wunderbar tief und süß klingende Stimme in jäh hervorstürzenden Thränen brach und sie den Kopf zwischen die Hände preßte. So stand sie ein paar Sekunden; und als sie den Kopf wieder erhob, war's dem Jäger, als könn' er ihre Augen leuchten sehn in der gewaltsamen Erregung; und als sie nun mit beiden Händen seine rauhe Rechte ergriff, da fühlte er's, wie sie

zitterten trotz des krampfhaften Drucks; und als sie nun sprach, da hörte er's auch, wie ihr Herz bebte bei ihrer Frage: „Rudolph, sage mir — sage mir das — habe ich recht gethan, als ich fortging von meinem Mann und meinen Kleinen? — Oder — Rudolph, sag' es mir, so wie du's weißt — oder war es Sünde?"

Der Alte schwieg eine geraume Zeit und sah mit trübem Blick in die fast angstvoll auf seine Züge gerichteten Augen. „Gnädige Frau," meinte er endlich, „Ihr wißt's, daß ich Euch ehre und lieb habe als ein getreuer Knecht, seit Eure arme Mutter Euch in meine Arme legte, damit ich auch Euer Diener sei, wie ich ihrer gewesen, und auf Euch achte, wie ich auf sie geachtet. Und mir ist's immer, als habe der liebe Herrgott selbst das Recht in Euer Herz gepflanzt, daß nun nichts andres daraus hervorgehn könne, als das eine richtige Recht. Und was Ihr thut und was Ihr sagt und was Ihr für Gedanken habt, ich will darauf sterben, es ist das Recht und anders könnt Ihr nicht. Aber, gnädige Frau, das was Ihr mich fragt, — dazu sage ich weder, daß es gut, noch daß es Sünde war. Das versteh ich nicht und keiner. So was muß das Herz des Menschen allein und einzig entscheiden."

Sie hatte seine Hand losgelassen und ihr Blick war von seinem Gesicht niedergesunken. Sie legte den Kopf in die Hand und horchte schweigend; auch als er geendet, redete sie noch lange nicht. Und da sie wieder sprach, waren ihre leisen, sanften Worte: „wollen wir nun fahren, Rudolph?"

2.

Das Mär von Melusinen.

Und hat dir Gott ein Lieb beschert,
Und hältst du sie recht innig werth,
Die Deine,
Es wird wol wenig Zeit um sein,
Da läßt sie dich so gar allein,
Dann weine.

Feuchtersleben.

Er ging in dem breiten Parkwege langsam und sinnend hin, das Haupt gesenkt und die Arme über die Brust gekreuzt. Die Gestalt war nicht aufgerichtet in ihrer schlanken Höhe, in der stolzen Anmuth, wie sie vordem unter den Menschen dahinschritt, daß man ihr beinahe ehrfürchtig Platz machte und ihr mit leiser Bewunderung nachschaute; jetzt zeigte sie sich ein wenig gebeugt, und man bemerkte wohl, daß es nicht allein ein bequemes sich Gehenlassen war. Man sieht's zuweilen einem Menschen an, daß das Geschick zu viel auf seine Schultern legte und auf sein Haupt, davon die einen einsanken und das andere sich beugte. Und wer nun gar in dies Gesicht blickte, das noch junge Züge hatte und doch schon so tiefe Linien, wo das dunkle Haar an den Schläfen so dünn war und gleichsam ein dunkler, stiller Hauch über die Stirn sich webte und um die Augen, — der

wußte wohl, daß der Mann getragen hatte wie Einer, oder auch noch trug. Und es war ein Gesicht, wie man es nicht oft findet, dann aber auch durch den Ausdruck desselben stets ergriffen wird: ein Gesicht von ernster, tiefer, gefaßter Stille. Nicht Gram, nicht Kummer noch Schmerz, nicht Härte und nicht Ruhe noch Gleichgültigkeit, — nein, Eine Stille, — darunter mag liegen, was da will. Und ihr schwört auf das Gesicht: der Mann wird nicht mehr laut, weder in Lust noch Schmerz, weder in Freude noch Zorn.

Wie war es so still um ihn her zwischen den schlanken Bäumen, deren Kronen nur leise in einem Windhauch flüsterten, von dem man hier unten nichts verspürte. Wo man zwischen den Stämmen eine Durchsicht gewann gegen den bereits goldglänzenden Westhimmel, tanzten die Mücken im gedämpften, magischen Licht der schrägen Sonnenstrahlen. Und die zahmen Rehe standen dort friedlich auf einem großen Wiesengrund; sie sahen auf und durch die Büsche herüber zu dem Wandelnden, aber sie sprangen auch fröhlich umher oder thaten sich nieder und trieben es wie sie mochten, denn sie kannten den Herrn wohl und seine Weise und wußten, daß der ihnen nicht nahe kam. — Und dort kehrten in einem Seitenwege, der sich weithin erstreckte, ein paar Frauen das abgefallene Laub und die dürren Zweiglein zusammen. Allein er achtete auf nichts um sich her und schritt immer weiter bis zum Ende des Ganges, wo rechts der Park in den Wald überging und links der Boden jäh abstürzte in das tief drunten liegende Thal. Da blieb er stehn und stützte den Arm auf das Geländer, das den Rand des natürlichen Balkons einfaßte, und sah gedankenvoll hinaus auf die Wipfel, die unter ihm regungslos emporragten, auf die stillen weiten Gelände dahinten und auf die Bergkette, die weiterhin mit ihren blauen Massen den Horizont säumte. Die Sonne

stand schon tief und erhellte die fernen Gegenden wunderbar warm und rein. Hie und da hob sich auf einer Höhe eine alte Ruine in scharfen Umrissen vom leuchtenden Himmel kräftig ab. Es war ein Bild von seltener Schönheit und Klarheit in diesen Gegenden, wo das Auge sonst so oft mit dem Duft zu kämpfen hat, der die Ferne geheimnißvoll umschwebt.

Da hörte er die Stimme eines Dieners, der, nur durch eine Gebüschpartie von ihm geschieden, zu einem Andern sagte: „hier herum, gnädiger Herr! Wenn der Herr Graf auch hier nicht sind —." Damit kam er auf den kleinen Platz, und zu seinem sich umwendenden Herrn tretend, fuhr er meldend fort: „Herr Graf, ein fremder Herr —." — „Hoffentlich nicht fremd," unterbrach ihn der Ankömmling vorschreitend und die Hand gegen den Grafen ausstreckend. Und im nächsten Augenblick rief dieser mit aufleuchtender Freude: „Wilfried — Wilfried! Ist es denn möglich?" Und sie fielen sich in die Arme. —

„Wo kommst du her?" fragte nach einer Pause der Graf, ohne des Freundes Hand los zu lassen. — „Direkt von Havre," war die Antwort, „ich habe mich nirgends aufgehalten. Wohin sollt' ich, als zu dir? Ich kenne ja niemand mehr und bin aus allen Beziehungen und fremd in allen Verhältnissen. Und nun kannst du dich auf einen ordentlichen Aufenthalt gefaßt machen. Denn ich sehne mich wahrhaft nach einiger Behaglichkeit, nach Ruhe und Comfort. Solche Lebensjahre wie meine letzten sind kein Spaß." — „Du bist nun wieder ganz frei?" fragte der Freund theilnehmend. — „Ganz, Gott sei Dank!" rief er lustig. „Habe meinen Abschied in der Tasche und meine Pension als Versprechen, das nicht gehalten wird. Das thut aber nichts. Ich danke Gott, daß ich wieder heraus bin. Habe meine Lust am wilden Leben mehr als nöthig gebüßt."

„Laß uns ins Haus gehn," sprach der Freund, „daß du

zur Ruhe kommst. Du weißt, Wilfried," fuhr er herzlich fort, „mein Haus ist auch das deine. Und je länger du bleibst, desto lieber ist's mir; und bleibst du für immer, das ist mir am liebsten. Ich will dich schon wieder herauspflegen, du brauner Indianer." — Wilfried ließ lachend den Blick an seiner allerdings hagern Figur hinabgleiten. „Hast recht, Günther," sagte er dann, „ich mag wohl aussehn wie eine Vogelscheuche. Es lebt sich eben drüben in Brasilien nicht wie hier in deinem Schloß. — Aber auch du," fuhr er mit treuherzigem Blick auf den Freund fort, „du siehst mir nicht aus nach Ruhe und guter Kost und bequemer Pflege. Du hast dich sehr verändert, mein Alter, und siehst nicht wohl aus." — Der Graf lächelte. „Hm, das Seebad hat mich angegriffen, aber das wird sich schon wieder ausgleichen. Und dann — du nennst mich Alter — da liegt's, Wilfried. Wir sind alle zehn Jahre älter geworden."

Sie gingen langsam hin durch die stillen Wege, und der Ankömmling bemerkte nach einiger Zeit munter: „ich habe mich durch alle Einöden der neuen Welt gefunden, aber hier in den krausen Wegen dacht' ich zu verirren trotz des führenden Dieners. Ich hätte mir Schwaneck nicht so bedeutend gedacht." — „Ei, es ist eine fürstliche Besitzung," erwiderte der Graf. „Und wenn du erst in den nächsten Tagen Feld und Wald und die Rebhügel siehst, wirst du noch mehr erstaunen. Ich tausche mit niemand im Lande." — „Und du hast nicht theuer gekauft?" fragte Wilfried. — „Im Gegentheil, billig. Ich schrieb dir damals, wie der frühere Besitzer gedrängt war. Und da ich baar zahlen konnte, erhielt ich es noch weit unter seiner ersten Forderung, die ich ohne meinen Advokaten angenommen hätte." — „Das war ein Glück, Günther, und ich gratulire aufs neue zu dem alten Stammsitz. Ich habe nie begriffen, weßhalb dein Großvater verkaufte. Solch ein Besitzthum sollte man nie veräußern." —

„Der alte Herr fürchtete die Kriegslasten," entgegnete der Graf, „und war immer in Angst, daß sein Vermögen ihn nicht mehr vor Hunger schützen werde. Mein Vater wollte und durfte zuerst nicht wiederkaufen, und hinterdrein war der geforderte Preis zu hoch. Nun aber habe ich's. Ich habe sogar ein paar früher bereits getrennte Grundstücke wieder mit dem Ganzen vereinigt." — „Charmant!" sagte Wilfried lachend. „Willst du mir nicht eine Quadratmeile Landes abkaufen, das mir drüben großmüthig angewiesen ist? Wäre eine Apanage für einen zweiten Sohn. Du hast doch Söhne?" — „Einen," sprach Günther kurz. Sie waren zum Schloß gelangt und stiegen die Treppe hinauf zu des Grafen Zimmern.

Der Graf schellte und hieß den Diener die Zimmer des lieben Gastes im Westflügel lüften und ordnen, und Erfrischungen besorgen. „Nur ein Glas Wein und ein Stück Brod", meinte Wilfried heiter. „Jeder Genuß ist mir neu und lieb. Dann aber will ich mich ein wenig umkleiden und dann bringst du mich zu deiner Frau." — Der Graf war still und strich nur, wie um sich zu fassen, mit der Hand über Augen und Stirn. „Du bist ein kalter Ehemann geworden," sprach der andre unbefangen weiter. „Wie schriebst du mir excentrisch damals, vor sechs oder sieben Jahren, so voll Glück, mit ihrem Namen vorn, in der Mitte, hinten, überall. Und nun so lange kein Wort mehr — und heut keine Silbe! Bist du eifersüchtig, mein Alter?" setzte er lachend hinzu. „Oder was ist's?"

Der Graf hatte sich inzwischen gefaßt. „Du wirst Melusine leider nicht sehn," redete er, indem er vom Sopha aufstand. — „Nicht sehn?" fragte der Freund verwundert. „Ist deine Frau nicht hier? Du sprachst in so besondrem Ton." — Der Graf schüttelte leise den Kopf. — „Ist sie todt, mein armer Freund?" fragte Wilfried wieder und stand gleichfalls auf und trat theil-

nehmend zu dem andern. — „Nein, todt nicht“ sagte Günther mit erneuertem Kopfschütteln und gepreßter Stimme. „Sie hat sich nur von mir getrennt,“ setzte er hinzu.

„Getrennt!“ rief Wilfried bestürzt. „Getrennt nach all der so übermächtigen Liebe? Bei eurem frühern Glück und dem frühern vollen Genügen? — Denn ich habe deine jubelvollen Briefe noch. — Und nun schon getrennt — vielleicht seit Jahr und Tag? Du hast mir lange nichts mehr von ihr gesagt. — Mensch,“ fuhr er streng fort, „hat dich der Heftigkeitsteufel deiner Jugend wieder überfallen? Hast du hart und kalt auch das arme Weib von dir getrieben aus Gott weiß was für einem Grunde? Kenne ich dich nicht von früher? Hast du auch dein Lebensglück selbst zerstört, wie du dir vordem das Glück so mancher Stunde ruinirtest?“

Der Graf stand vor ihm mit untergeschlagenen Armen und finsterem Blick. „Laß es gut sein,“ sprach er, als der Freund bereits eine Weile geschwiegen. „Die Schuld ist vielleicht nur mein, wenn auch anders, als du ein Recht hast zu fürchten.“ Er ging ein paarmal auf und ab im Zimmer, und als er wieder stehn blieb, legte er die Hand auf Wilfrieds Schulter und sagte gepreßt: „Du sollst das alles erfahren. Du bist der einzige Mensch, zu dem ich davon reden kann und will. Aber nicht jetzt, Wilfried, nicht jetzt. Es wird schon eine Stunde kommen. Und bis dahin schone mich und erinnere mich nicht an sie. — Und nun,“ brach er ab, „und nun komme zu meinen beiden Kleinen.“

Wilfried sah ihn lange und durchdringend an. Doch sein Blick ward immer milder, und endlich nahm er Günthers Hand in die seine und legte die andre darauf, zum festen freundlichen Druck. So standen sie eine Weile stumm nebeneinander, dann aber schüttelte Günther den Kopf, als wolle er die Gedanken

abschütteln, und aufs neue sagte er: „nun komm zu den Kindern.“ — „Das wollen wir bis morgen lassen,“ versetzte aber Wilfried herzlich. „Ich sehe Kinder am liebsten morgens. Dann sind sie das lebendigste Leben.“

Günther stimmte zu, und so verbrachten sie den Abend in lebhaftem Gespräch über des Freundes bewegtes Leben, der von seinem ruhlosen Geist getrieben als junger Offizier den Versprechungen Don Pedros nach Brasilien gefolgt war und dort acht Jahre lang all das Ungemach und die Unbill zu tragen gehabt hatte, denen unsere Landsleute dort, wie so oft auswärts, ausgesetzt waren. Seinen Abschied zu fordern hatte ihn manche Jahre sein Stolz verhindert. Er wollte den alten Kameraden und Freunden, gegen deren Rath er seinem wilden Blut nachgegeben, keine Schwäche zeigen, eine Schwäche, die doch nur in seinen Augen und in seinem peinlichen Ehrgefühl existirte. Zuletzt aber hatte die Unbehaglichkeit, der Mißmuth und die Sehnsucht nach der Heimat überwogen, und gleichermaßen glaubte er heimlich auch, daß er nun allen, wie sich selbst genug gethan und einen Jugendstreich männlich gebüßt. Da kehrte er zurück. Und nun erzählte er dem schwermüthigen Freund von seinen Erlebnissen, Erfahrungen und Beobachtungen in der fremden Welt dieser damals noch so unbekannten Gegenden. Halb aus Langerweile, halb aus wirklichem Interesse hatte er schärfer beobachtet und fester in sich aufgenommen, als Günther je von dem früher, nur in der Treue nicht, ziemlich leichtsinnigen und windigen Freund für möglich gehalten hatte. Vor Zeiten war das Verhältniß zwischen ihnen anders gewesen; der Graf war der Austheilende, Wilfried der Empfangende und Aufschauende; jetzt standen die Männer einander zum mindesten gleich gegenüber. So hatte das geheimnißvolle Wunderelixir des rauhen Lebens das rohe Erz geläutert und veredelt.

Nach all den prachtvollen Sommertagen war die Sonne eines Morgens hinter schweren Regenwolken geblieben, und über die Höhen und durch die Thäler wehte ein scharfer Wind um so empfindlicher, je seltener er in diese geschützten Landstriche herein-brausen darf. Von einem Bewegen im Freien war keine Rede, und die Freunde saßen morgens nach dem Frühstück unbehaglich genug in den bereits an sich kalten, weiten und hohen Zimmern. Die Kinder waren zu ihrer Wärterin und ihren Spielen zurück-gekehrt; wie es zu gehn pflegt, hatte Wilfried in den ersten Tagen so viel erzählt und Günther so viel von den heimischen Zuständen und Verhältnissen berichtet, daß sie in dem ruhigen und ohne besondere Neuigkeiten hinfließenden Stillleben des einsamen Schlosses wirklich mit den Unterhaltungsstoffen zu Ende gekommen waren. Zumal jetzt, wo, wie gesagt, das Wetter sie verhinderte, sich durch die verschiedenen großartigen Oeconomieen des Grafen oder durch die Natur umher anregen zu lassen. Und der Morgen war noch lang.

Sie hatten sich in Günthers Arbeitszimmer zurückgezogen, wo der Graf niemals Fremde empfing und nur allein zu weilen pflegte. Allein für den innig befreundeten Ankömmling hatte sich sogleich eine stillschweigende Ausnahme gemacht, und Wilfried hatte das große Eckzimmer alsbald auch zu seinem Lieblingsplatz erkoren. Ein Fenster führte hinaus auf die dichteste Laubpartie des Parks, das andere gewährte den Ausblick auf die Bergreihe drüben, — Aussichten, engbegrenzt und beruhigend, oder unend-lich weit und sehnsuchtsvoll, wie das Gemüth es verlangte. Der Graf stand jetzt am Fenster vor dem Park, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt und schweigend. Wilfried, der durch das bunte, wilde Leben, wenn auch voll Sehnsucht nach Ruhe doch ruhlos geworden war und wenig zum Sitzen kam, hatte die Thür in das davor liegende Wohnzimmer geöffnet und prome-

nirte so durch beide Gemächer taktmäßig, möchte man sagen, auf und ab, indem er bald einmal eine Sekunde hinaussah in den rieselnden Regen, bald ein paar gleichgültige Worte an den Freund richtete, und wieder in seinen Marsch verfiel, gleichfalls stumm oder einige Takte irgend eines Liedchens leise vor sich hin pfeifend.

Plötzlich wendete er so kurz linksab, daß man daraus auf einen endlich und bestimmt gefaßten Entschluß schließen konnte, und indem er vor den Schreibtisch trat, sagte er laut: „Günther!“ Und als der Angerufene sich umwendete, deutete er auf das in einen dichten Schleier gehüllte Bild über dem Möbel und fuhr fort: „nun zeige mir das Bild da, mein Alter.“ — Der Graf trat langsam näher. „Ich habe eben auch daran gedacht,“ sprach er ernst. „Der Morgen verspricht uns ungestörte Ruhe, und es ist auch Zeit, daß ich zu dir spreche. Es ist nicht gut, wenn in einem so engen Zusammensein etwas Angedeutetes unerklärt bleibt. Das ist ein Druck für beide Theile, wie er nicht sein sollte. Und so, wenn es dir recht ist, mag die Erklärung jetzt stattfinden.“ Er beugte sich gegen das Bild, löste die Schnur und nahm die Hülle herab. Dann, nach einem flüchtigen Blick, wandte er sich zu seinem alten Platz am Fenster zurück. Es blieb noch eine ganze Weile still im Gemach.

„Ist es ähnlich?“ fragte Wilfried endlich gedämpft. — „Zum — Leben,“ versetzte der andere, ohne sich umzuwenden — „War sie so jung?“ fragte Wilfried wieder. — „Das Bild wurde allerdings in ihrem fünfzehnten Jahr gemalt,“ erwiderte der Graf wie vorhin, „und ein paar Jahre vor unserer Bekanntschaft. Als sie von mir schied, war sie zwar zehn Jahre älter, allein zu sehn war an ihr davon unendlich wenig. Wo die Seele so mit den Zügen, dem Ausdruck, der Gestalt, dem ganzen Wesen verwachsen ist, da bleibt das alles über die Erdenzeit erhaben.“

„Ein hinreißender, ein süßer Kopf," sprach der Gast nach einer langen Pause des stummen Anschauens, „wundervoll und liebreizend! Wenn das junge Wesen nicht so heilig aussähe, möchte man sagen, wie eine Fee. Und wenn's nicht so feenhaft wäre, möchte man es eine Madonna nennen." — Günther wandte sich um, aber er blieb auf seinem Platz und lehnte mit verschränkten Armen am Fenster. „Es ist richtig," sagte er mit einem ernsten Lächeln, „ich habe sie auch oft genug „meine Fee" genannt, und das ist alles in allem. Denn Melusine war eine gute Fee und verbreitete nichts als Segen. Und ist sie auch nicht wie eine Fee in mein Leben getreten," fuhr er mit bewegter Stimme fort, „und wie eine Fee daraus verschwunden?

„Aber," redete er abbrechend weiter, „genug jetzt davon. Du weißt nun, wie sie war — oder nein, wie sie ist, denn sie muß noch leben, sie muß mich noch wiedersehn! — Und daß sie mir in den wenigen Jahren unserer Vereinigung ein Glück gegeben, wie es sonst ein ganzes Menschenleben noch unnennbar reich macht, das weißt du, oder du merkst es mir und meiner Trauer um sie an. So will ich dir denn von dem sagen, was sie von mir scheiden ließ." Und er trat zum Bilde, um es wieder einzuhüllen. — „Laß es noch frei," bat aber Wilfried. „Wie kannst du das arme Köpfchen überhaupt so fern halten vom Tag? Das ist eine Blume, die nicht leben kann ohne Licht und Luft." — Günther schüttelte den Kopf. „Entweder muß ich es weghängen oder es muß so verborgen sein," sprach er. „Es geht nicht anders. Nun aber sei es so, wie du willst. Und jetzt komm."

Er ging zum Sopha, und als Wilfried sich ihm gegenüber in einen Lehnstuhl hatte fallen lassen, sagte dieser: „Du wolltest mir von der Veranlassung eurer Trennung reden. Aber vorher mußt du mir auch sagen, wie du sie kennen gelernt, und wie

sie dein geworden. Du weißt, daß du mir nie eigentlich von ihr was mitgetheilt, als daß sie dein sei und dich glücklich mache." — „Also auch das," entgegnete der Graf mit zustimmendem Neigen des Kopfes. Und darauf erzählte er.

„Du erinnerst dich vielleicht, daß ich damals, vor zehn Jahren, mit dir am gleichen Tage die Stadt verließ. Du gingst, um dich in Hamburg nach Brasilien einzuschiffen, und ich, um mich einer Commission anzuschließen, die wegen des Austausches einiger durch einander geschobener Districte und der endlichen Regulirung der B.schen Grenze mit den dortigen Behörden verhandeln sollte. Wir hatten unsern Sitz in Aussee genommen, einem unendlich armseligen und langweiligen kleinen Ort, und da, wie du dir denken kannst, solche Geschäfte herkömmlicherweise mit der möglichsten Muße und den allerunmöglichsten Redensarten und Weitschweifigkeiten betrieben — man sollte sagen: abgehütet werden, wie eine Schafweide — so hatte ich theils die furchtbarste Langeweile, theils auch Zeit, so viel ich immer mochte, in das schöne Nachbarland und die Umgegend hineinzustreifen. Ich war ja eigentlich auch nur zur Parade bei der Commission.

„Bekanntschaften hatte ich wenig gemacht, die Leute waren nicht dazu angethan. Einmal jedoch, wie ich gleichfalls wieder durch das Nachbarland streifte, diesmal zu Pferde, hatte mich auf der Straße ein anderer Reiter eingeholt und mich nach dem ersten Gruß und dem zufälligen Zusammenreiten alsbald gefragt, ob ich der Graf Wolfsbrand von der Commission sei? Er erklärte auf meine Bejahung, daß er mich an der Aehnlichkeit mit meinem Vater erkannt habe, mit dem er vor manchen Jahren am Hofe oft zusammengetroffen sei, als der damalige Fürst um unsere Prinzessin warb. Es war ein alter Herr von etwa sechzig bis

fünfundsechzig Jahren, aber noch rüstig und jovial wie einer, und da unsere Wege sich trennten, stellte er sich mir als einen Baron Ketnang vor und bat mich, meinem Vater einen Gruß zu bestellen.

„Es war aber mit dieser Begegnung nicht abgethan; wir trafen uns wieder bei einem langweiligen Diner, das unsere Commission mit den jenseitigen Behörden und einigen hinzugezogenen Grundbesitzern der Umgegend vereinigte, und wo wir viel zusammen plauderten. Wir begegneten uns nochmals in dem Gasthofe einer der dortigen kleinen Städte, wo er Geschäfte gehabt und ich auf meiner Wanderung zufällig Mittagsrast hielt. Und als wir so, immer bekannter geworden, uns wieder in einem der kleinen Bäder trafen, die dort ausgestreut sind, sagte er lachend: „das geht nicht länger so, Graf. Wir sind entschieden für einander bestimmt. Besuchen Sie mich doch einmal auf Hoheneck. Sie haben Zeit und langweilen sich da herum, und ich sitze dort oben auch einsam genug.“ Dann stellte er mich einer verheiratheten Tochter vor, die bei ihm zum Besuch war und mit der und deren Kindern er den Ausflug gemacht hatte. Ich wußte und suchte keinen Grund, eine so artige Einladung abzulehnen, und war schon acht Tage darauf auf dem Schloß.

„Du mußt Hoheneck kennen; es liegt an der Straße nach B. und ist noch eine der wenigen, vollständig erhaltenen Ritterburgen in ihrer vollen Eigenthümlichkeit und, wenn du so willst, in ihrer vollen Romantik. Die Neuzeit hat nur bei der innern wohnlichen Einrichtung der Gemächer und bei der Umgebung einiges hinzugethan, die einen, nach unsern Begriffen bequem und behaglich, die andern wahrhaft anmuthig gemacht. Kurz, es ist ein stattlicher, sehr angenehmer Aufenthalt, wie er für ein altes Geschlecht kaum passender gedacht werden kann.

„Der alte Herr war ein höchst artiger, munterer Wirth.

Von seinen Kindern war nur die verheirathete, vorhin erwähnte Tochter daheim und eine andere, die bisher unvermählt geblieben, — eine kränkliche, aber liebenswürdige Dame. Ein paar befreundete Familien, die aus der Ferne zum Besuch gekommen, halfen jedoch die großen Räume füllen, angenehme Menschen und gute Gesellschafter, — und das Leben gestaltete sich so hübsch und anziehend wie möglich, zeigte sich so ungezwungen und zugleich so gediegen vornehm, wie man es in unserm Stande leider so selten findet und doch stets finden sollte. Es gefiel mir auch so sehr, das ich gar bald meinen Besuch wiederholte und aufs neue einige Tage verweilte.

„Mein dritter Besuch verzögerte sich dann freilich vier Wochen, und es war ein prachtvoller, goldduftiger Herbsttag, als ich Nachmittags zu ziemlich früher Stunde auf Hoheneck anlangte. Die Freunde waren inzwischen abgereist, Frau von Grafenwerth — so hieß die vermählte Tochter, — verweilte jedoch noch und stellte mich ihrem unterdessen angelangten Manne vor. Wir saßen in freundlicher Unterhaltung im gewöhnlich benützten kleinen Saal zusammen, und ich hatte eben auf der Zunge, nach den Kindern zu fragen, die mir und meinen Bonbons höchlich befreundet waren, als ich den kleinen Trupp die Treppe heraufĺärmen hörte und gleich darauf in's Zimmer und jubelnd mir zuspringen sah.

„Hinterdrein kam ein junges Mädchen. Ein kleiner Strohhut mit blauem Bande faßte das Köpfchen ein, ein blau und weiß gestreifter Stoff umfloß die weiche, schlanke Gestalt. Und wie sie, ohne mich zu bemerken, hereintrat und sich ermüdet in einen Sessel leise hinsinken ließ und das erhitzte Gesicht auf die kleine Hand legte — das alles athmete eine Grazie, eine Anmuth, eine süße Lieblichkeit, wie ich sie bei keinem Menschenkinde bisher gesehn. Und wie sie nun auch schon den Arm so weich sinken ließ und den Kopf erhob und mich erblickend aufzuckte in der

reizendsten Befangenheit — es war unbeschreiblich, es riß nicht nicht hin — o nein! Aber es nahm hin, fest und unwiderstehlich, innig bis ins Herz, stark und ganz, wie ein mächtiger Zauber.

„Meine Pflegetochter, Melusine von Rosenbrunn, Graf Wolfsbrand," stellte der Baron uns vor. Sie verbeugte sich leise, wieder mit jener süßen Befangenheit im Gesicht, im ganzen Wesen. Ich weiß das nicht auszudrücken, nicht zu zeichnen. Vom Gesicht, von den Augen versteht man es schon. Aber auch die ganze Gestalt war so — wie eine jener Blumen, die sich vor fremder Berührung leise und weich in sich zusammenschmiegen. Wenn man je von einem Weibe sagen darf, was in meinem Sinn das höchste Prädikat ist von allen — daß es holdselig sei, dann mußte man es von Melusinen sagen, ein solcher Duft von Reinheit und Jungfräulichkeit umschwebte sie, und zugleich ein solcher Glanz von Schönheit und Heiterkeit, von Liebreiz der Seele und des Körpers. Hierin, in diesem engverbundenen, einander durchdringenden Geistigen und Leiblichen mag auch gelegen haben, was ich nirgends gesehn als bei ihr, — daß man ihr Alter nie berechnete, oder, um mich richtig auszudrücken, nie darüber recht einig mit sich ward. Denn sprach die Abrundung, die Ausbildung ihrer Gestalt, der Ausdruck ihres Gesichtchens, der tiefe und doch klare Blick ihres Auges einerseits deutlich genug davon, daß sie ein so süßes Weib sei, wie je eins aus der Knospe der Kindheit geschlüpft, — so war doch in dieser Gestalt eine Weiche und eine — Schwankheit, will ich sagen, wie eine zarte schlanke geschmeidige Staude, — es war in diesen Zügen zu Zeiten etwas so Traumsüßes und in den tiefen Augen etwas so Ahnungsloses, wie wir es sonst nur bei einem holden Kinde zu finden glauben."

Der Graf schwieg hochaufathmend. Und als er nach einer

Pause wieder fortfuhr, sagte er: „ich habe dir Melusine beschrieben, wie sie mir erschien, sei es gleich, sei es nach und nach. Im Wesentlichen fühlte ich aber das alles schon am ersten Tage heraus. Es war so gar nichts an ihr verborgen, es trat alles so himmlisch rein und schön zu Tage, ein Kind mußte es bemerken und empfinden. Es gab dagegen kein Sperren, kein Widerstreben, kein Leugnen noch Zweifeln. Sie war wie sie war und trat ruhigen, sicheren Schritts hinein in das Herz des Beobachtenden. Und in ihrem Innern war es ebenso; das Weib und das Kind theilten sich darin, und Kindesreinheit, Unschuld und Heiterkeit gingen Hand in Hand mit dem gütigsten Herzen, dem mildesten Sinn, dem klarsten, lichtvollsten Geiste, wie nur ein hochgebildetes, reichbegabtes weibliches Wesen es besitzen kann.

„Es gibt Menschen, deren Wesen enthüllt oder verfinstert sich vor uns, wie es der Tag thut. Mälig steigt er herauf, dämmert immer heller, strahlt endlich in voller Klarheit; mälig sinkt er auch hinab, wo noch eben Licht war, schattet es leise, dann stärker herein, und endlich ist alles Licht fort, nichts bleibt übrig als der Schatten und die Nacht. Aber es gibt auch Wesen, die werden nie vor uns hell, sie bleiben uns stets unklar oder stets peinlich und zuwider. Und noch andere gibt's, die kommen nicht, sie sind da, mit einem Schlage, mit einem Blitz stehn sie in vollem Licht, in vollem Glanz, das Licht selbst, ein allmächtig strahlendes Gestirn. So war's mit Melusinen.

„Es mochte sich," fuhr Günther fort, „von meiner Ueberraschung oder Bewegung, wie du es heißen willst, wohl eine Spur in meinem Gesichte zeigen, denn während das anmuthige Kind jetzt hinausging, sagte Ketnang: „ei Graf, Sie thun ja ganz überrascht von dem Kinde." — „Wie sollte ich nicht?" war meine verwunderte Antwort. „Die junge Dame ist mir ja durchaus neu und ich habe noch nie von ihr gehört, obgleich sie

doch ein so nahes Familienglied ist." Und ebenso verwundert fragte er: „noch nie von ihr gehört? Haben wir denn nie von ihr geredet? Das ist kurios genug." — „Und doch leicht erklärlich," sprach Ottilie, die unvermählte Tochter des Hauses dazwischen. „Seit ihrer frühen Jugend, so lang sie bei uns ist, bringt Melusine stets die drei Sommermonate bei der Tante Berkstein zu, beinah auf denselben Tag reisend, denselben Tag zurückkehrend, so daß wir in dieser Zeit sie gar nicht wie uns angehörig kennen, gar nicht auf sie rechnen." — „Richtig, so wird's sein," bemerkte Ketnang gleichgültig. „Zu solcher Zeit ist sie meiner Schwester Kind und gehört nicht zu uns." — Da trat sie wieder herein, schon bekannter und unbefangener, und das Gespräch wandte sich andern Dingen zu.

„Am folgenden Morgen, da wir von einem Spaziergang zurückkamen, stieg Frau von Grafenwerth mit mir eine bisher mir nicht bekannte Thurmtreppe hinauf und sagte vor einer Thür: „lassen Sie mich hier einsehn, ich möchte Melusine rufen." Sie öffnete, und da das junge Mädchen nicht da war, ging sie zur Thür des Nebenzimmers, und ich blieb inzwischen an der vordern stehn und musterte die Einrichtung des Stübchens. Da sah ich dies Bild hier über dem Flügel hängen und konnte mir nicht versagen, näher zu treten. Denn, wie auch du gestehn wirst, es ist vortrefflich gemalt.

„Ich sprach das gegen die Dame aus, die auch nebenan die Kleine nicht gefunden und jetzt zu mir trat. — „Meisterhaft aufgefaßt und ausgeführt!" bemerkte ich bewundernd. — „Sagen Sie: mit Leidenschaft — Herr Graf," gab sie zur Antwort. Und sich mit mir entfernend, setzte sie mir auseinander, wie der Maler, vor einigen Jahren zu den Bildern des Vaters und der Schwester berufen, sich erbeten, auch Melusine malen zu dürfen, eine leidenschaftliche Liebe zu der damals Vierzehnjährigen gefaßt und ihr

endlich dieselbe sogar auf das ungestümste bekannt habe. „Natürlich,“ redete sie weiter, „mußte er auf Melusinens Mittheilung an den Vater sogleich davon, und der Papa war so entrüstet, daß er das Bild sogar niemals sehn oder es überhaupt zerstört wissen wollte. Letzteres hat das Kind verhindert und es sich für ihr Stübchen erbeten. Sie meinte, das arme Bild könne doch nichts für die Thorheit seines Meisters, und da es so ähnlich sei, werde seine Zerstörung ihr wie ein Leid erscheinen, das sie selbst zu dulden habe. Und die Erinnerung an die Zeit ihres Sitzens, die ihr beim Anblick des Gemäldes komme, wo der Mensch immer so heiter gewesen und so glücklich ausgesehn, sei das einzige, was ihr den Gedanken an ihn erträglich machen könne. — Da gab der Vater denn ihrem Willen nach und ließ es ihr.“

„Ist das aber nicht doch gefährlich für eine so junge Phantasie, für ein so gütiges, sanftes Herz?“ warf ich bedenklich ein. — „Nicht im allerentferntesten,“ erwiderte sie lächelnd. „Sie beurtheilen das Kind nicht richtig; aber Sie kennen es ja auch noch nicht. Melusine ist wirklich in einigen Punkten anders als andere, als die meisten. Wo sie einmal in ihrem Gefühl verletzt wird, verzeiht sie nie, so nachgiebig und nachsichtig, so wahrhaft gut sie sonst auch ist. Das heißt, mit dem Herzen verzeiht sie, glaub' ich, gern und leicht jedes Unrecht. Aber mit ihrem Wesen — möchte ich sagen — niemals. Einmal zurückgeschreckt oder zurückgestoßen, kommt sie nie wieder heran. Sie kann, sie vermag es nicht. — Damals, nach jener wahnsinnigen Erklärung des leidenschaftlichen Menschen stürzte sie entsetzt, todesbleich in die Arme des Vaters und konnte uns kaum antworten auf unsere erschrockenen Fragen, und wir mußten ihr den Grund dieser furchtbaren Aufregung mehr ablauschen, als daß wir ihn erfuhren. Dann ward sie förmlich krank auf mehrere

Wochen. Und dann dennoch diese Versöhnlichkeit? fragen Sie vielleicht. Wohlan, lieber Freund, sie ist eben nur sie selbst. Sie lebt gern mit aller Welt in Frieden und mag gern freundlich an jedermann denken. ‚Und denken muß ich doch an ihn,' sagte sie sehr richtig zum Papa. ‚Und da will ich doch was haben, wobei ich gut an ihn denken kann. Das ist beim Bilde. Darüber vergeß ich dann vielleicht das Schreckliche der letzten Stunde.' — So ist das Kind — engelsgut," setzte Frau von Grafenwerth hinzu. „Und bei uns geht es damit schon. Allein wie sie durch die Welt kommen wird, macht mir oft Sorge. Es gibt Angriffe, die ihre Stärke, das Gefühl, ganz unberührt und unverletzt lassen und dennoch ihre Güte und Gutmüthigkeit mißbrauchen können. Und daß sie da richtig widerstehn und das rechte, für sie schickliche Maß halten könne, muß ich leider — leider bezweifeln. Denn sie ist schwach in ihrer Güte."

„Ich blieb damals über eine Woche dort, fühlte mich von ihr wie mit einem Zauber umsponnen, und trat ihr unwillkürlich und fast wider meine bessere Einsicht näher und näher. Das mußt du dir nicht schwer denken, Wilfried. So wie sie bekannter ward mit jemand, der sie nicht gleich zurückschreckte, noch ihr Mißtrauen einflößte, gab sie sich ihrer heitern, süßen Traulichkeit hin, wie ein fröhlich Kind, und wußte von keiner mehr als natürlichen Zurückhaltung. Ja sie war dann oft vielleicht offener und — hingebender, will ich es nennen, als man es sonst bei Mädchen und Frauen finden dürfte. Das kam, weil sie einerseits zu rein war, um etwas Unziemliches auch nur zu fürchten. Und auf der andern Seite trug sie, freilich unbewußt, auch einen Schild an sich gegen jede Ungehörigkeit. Du nanntest sie vorhin Fee zugleich und Madonna. Das war's. Es umfloß sie wie ein Heiligenschein und hielt alles Rohe, alles Gemeine, alles Heftige sogar von ihr fern. Es mag sentimental klingen

oder lächerlich, aber es ist wahr, — der Gedanke an das Irdische, an ein Menschenglück mit ihr tauchte in mir wenigstens fast erst dann auf, als ich sie schon mein nannte. Wie sie sich gehen ließ in ihrer Heiterkeit und Zutraulichkeit, — ihr Wesen blieb dennoch stets gewissermaßen in sich zusammengeschmiegt, geheiligt, so wie wir es an einer Braut zu finden wünschen. Und bräutlich war sie als Mädchen und blieb es als Frau, so lange ich sie gekannt habe.

„Verzeih mir, mein Freund, wenn ich dir so viel von ihr rede," sprach Günther weiter. „Du wolltest den Anfang der Bekanntschaft hören und da mußt du mir zu gut halten, wenn ich nicht schnell drüber wegkomme. Mit solchen Erinnerungen ist es wie mit den Geistern, die aus den salomonischen Flaschen erlöst riesengroß emporschießen und von der Menschenkraft nicht mehr zu beherrschen sind. Nun aber kann ich schneller vorwärts gehn.

„Als ich Hoheneck damals verließ, trug ich die Liebe zu ihr bereits mit mir fort, wenn ich's auch selbst noch nicht wußte. Ich kam, bevor unsere Commission zurückging, noch ein paarmal hin, und als ich für den Winter Abschied genommen, fühlte ich's allerdings, welch ein unsagbar Glück es sein müsse, wenn sie, Melusine, über mein Dasein gebiete und wie der volle Gottessegen darauf niedersinke. Gesprochen hatte ich aber mit ihr nicht, nichts ihr von diesem Gefühl gezeigt. Denn ich sah nichts an ihr, was mir einen günstigen Ausgang verheißen konnte; sie hatte sich in nichts gegen mich verändert.

„Der Winter verging mir im sehnsüchtigen Drange, hinzureisen, und in der höchst vernünftigen Ueberlegung, daß ich es unmöglich dürfe. Und so blieb ich fest, bis unsere Commission, deren langsames Arbeiten ich jetzt segnete, im Mai wieder zusammentrat und am alten Ort ihr altes Geschäft begann. Nach

den Eingangsfeierlichkeiten, muß ich sagen, war es mein Erstes, mir acht Tage Urlaub zu erbitten und nach Hoheneck hinüberzureiten. Angemeldet hatte ich meine Nähe und darauf die Antwort empfangen, Ketnang und die Seinen erwarteten, daß der alte Freund gute Nachbarschaft halten werde. Ich fand alles unverändert, die Natur reizend, das Schloß wohnlich, die Menschen herzlich und Melusine lieblich und schön. Denn sie war noch da; die Zeit ihrer herkömmlichen Uebersiedlung zur Tante fand erst gegen Ende Juni statt. So waren wir denn wieder zusammen, und der Zauber beherrschte mein Dasein.

„Das Leben im Schloß war das angenehmste von der Welt, indem es den größten Theil des Tags den Bewohnern wie den Gästen vollkommene Freiheit ließ. Ich machte mir das so gut zu nutz, wie alle. Tagelang war ich mit Melusinen zusammen und nahm diese ganz wunderbare Lieblichkeit immer tiefer in mein Herz. Aber sie war jetzt scheu und befangen, wie es mich theils entzückte, theils betrübte. Bei längerem Beieinandersein brach freilich die alte Kinderheiterkeit zuweilen wieder hervor. Oft aber war sie auch ganz unnahbar, träumerisch, gepreßt, wechselnd in lauter Lust und banger Stille. Und da floh ich dann oft verzweifelnd davon in die Berge auf lange einsame Streifereien.

„Es war am vorletzten Tage meines diesmaligen Aufenthalts, als ich auch so am Morgen von ihr gelaufen war, erst Nachmittags von dem Ausfluge zurückkehrte und mich dem Schloß von der Rückseite näherte, wo der thalartige Einschnitt, der den Schloßberg von den andern Höhen trennt, sowie eine wildromantische Schlucht theilweise noch zu den Anlagen des Schloßparks gezogen sind. Eine Quelle, die beim Ausgang der Schlucht entspringt, ist zierlich gefaßt und mit Bäumen umpflanzt worden. Die Steinbank daneben hatte ich schon als allgemeinen Lieblingsplatz der Familie kennen gelernt. Und wie ich nun von der

schroffen Höhe niederstieg, erblickte ich dort eine menschliche Gestalt und erkannte näher kommend Melusine. Da fiel mir bei ihrem Namen eigentlich zum erstenmal die Sage von der Fee von Lusignan ein. Aber sie erfaßte mich mit dem ganzen schlichten, wundervoll schönen Inhalt nun auch so mächtig, daß es mich förmlich durchschauerte. Voll davon kam ich bei ihr an, und da sie mich diesmal gleich heiter und innig und ohne alles Zagen aufnahm, so ward ich ganz froh und sprach ihr auch gleich von dieser meiner Empfindung mit vollem Enthusiasmus.

„Sie lachte lustig über den Einfall. Aber als sie mich aufgefordert hatte, die Sage zu erzählen, von der ihr eigentlich nichts bekannt war, als der Name der Fee, und als ich ihr berichtete, wie ich's vermochte und wie ich's wußte, da ward sie immer stiller und träumerischer, und ich fühlte mich plötzlich am Ende meiner Kraft und meines Schweigens.

„Melusine," sagte ich so weich und sanft wie möglich und preßte gewaltsam meine Aufregung nieder, und nahm leise ihr Händchen, das sie mir zerstreut, wie es schien, ließ, „Melusine, Sie haben eine böse Erfahrung gemacht, als ein Wahnsinniger Sie mit wilden Worten erschreckte und krank machte." Sie schrack auch jetzt heftig zusammen und sah mich an mit einem so bangen, bittenden Blick, daß ich kaum fortfahren konnte. „Melusine," sprach ich aber, „werden Sie auch jetzt erschrecken und zürnen, wenn Ihnen ein anderer innig von seiner Liebe sagt? Wollen Sie sein, wie Ihre Namensschwester für Reimund war, die Fee und der Segen meines Lebens?" — Ihre Hand lag fest in der meinen, ihr Auge aber blieb noch gesenkt. Und als sie es endlich aufschlug und als sie mich ansah mit dem sanften, melancholischen Blick, der ihr so ganz eigenthümlich war, da ward mir unbeschreiblich zu Muth, und ich bat: „Melusine, verwerfen Sie mich nicht!"

„Ich habe dir vorhin von dem Doppelwesen in ihr gesagt; es ist mir nie so aufgefallen, wie in diesem Augenblick. Es war nicht eine Spur in ihr von dem heitern, weichen Kinde, nicht einmal von dem schüchternen, befangenen Mädchen der letzten Tage. Nein, sie saß da und sah mich an, wie eine lebensernste, lebensklare, aber auch melancholische Frau; Wesen und Blick waren weit hinaus über ihre Erdenjahre.

„Mußte das so sein, Graf Günther?" fragte sie mich mit mildem, traurigem Klang der Stimme. — „Ja, Melusine," sagte ich jetzt ruhig. „Denn ich liebe Sie, und mir ist, als wüßt' ich nicht zu leben ohne Sie, ohne Ihre Gegenliebe." — „Aber o, wie ist das traurig!" versetzte sie so recht tief aus dem Herzen, „o wie ist das traurig! Sie können nicht ohne mich leben, Günther — und wir müssen doch geschieden sein." — „Melusine," rief ich bange, „Melusine, ich verstehe Sie nicht! Sagen Sie es mir mit einem Wort: lieben Sie mich nicht? Können Sie nicht mein werden?"

„Sie zog leise ihre Hand aus der meinen und legte sie mit der andern in einer ebenso leisen Bewegung vor ihre Augen, und saß so einige Augenblicke ganz still. Und als sie die Hände sinken ließ, legte sie dieselben beide in die meine; ein wunderbar leuchtendes, seliges Lächeln zuckte aus ihren Augen, und sie sprach: „ja, Günther, ich liebe dich sehr — und daß ich dein *werde*, ist gar nicht möglich, denn sieh, du geliebter Mann, ich *bin* dein schon lange — ich fühl es jetzt. Und auch mir ist, als könne ich nicht ohne dich leben, als müsse die Melusine an deinem Herzen all ihr Glück von dir empfangen. Aber," fuhr sie fort und ihre Stimme und ihre Augen zuckten vor Thränen, — „sieh, Günther, das ist ja das unmenschlich Traurige, daß uns das alles nicht hilft. Denn so wie du es meinst, darf ich ja nie dir gehören. Ich darf mich nicht von dir durch's Leben tra-

gen lassen, an deinem Herzen, in deinen Armen. Daraus kann nie etwas werden.“ —

„Ich war so bestürzt von den letzten Worten, daß ich sie nicht nur ausreden ließ, sondern noch eine ganze Weile stumm blieb; und als ich wieder sprechen konnte, wußte ich auch nichts andres, als: „Melusine, das fasse ich nicht.“ — „Und es ist doch so leicht,“ entgegnete sie sanft und klar und stand auf, „wir lieben uns und müssen doch von einander scheiden.“ — „Aber warum, Melusine, meine Fee, warum?“ rief ich leidenschaftlich. „Was hindert dich, wer hindert dich, mein zu sein, an meinem Herzen zu ruhen, mich glückselig zu machen, wie nie ein Mensch war? Sag es mir, Melusine!“ Und ich kniete vor ihr nieder und legte die Arme um ihre weiche, schlanke Gestalt. Sie beugte sich zu mir herab. „Liebst du die Melusine wirklich so sehr?“ flüsterte sie. „Könnte sie wirklich einen Menschen ein bischen glücklich machen?“ Und als sie mich schweigend einen Moment so angesehn, stiegen ihr die Thränen wieder in die Augen und sie sagte: „steh auf, Günther. Brich mir nicht das Herz mit solchen Worten. Ich darf ihnen nicht nachgeben, und das Warum darf ich dir auch nicht sagen.“ Und wie ich aufsprang, ließ sie mich nicht zu Wort kommen, sondern umfaßte mich und legte ihren Kopf an meine Brust und fuhr fort: „o sei gut, du süßer Mann, sei gut gegen die arme Melusine. Glaube ihr und schone sie! Und nun,“ setzte sie hinzu und richtete sich auf und sah mich mit der vollsten Innigkeit an, „nun laß uns scheiden. Suche dir ein ander Herz, Günther, das dich auch im Leben umfassen darf. Es gibt bessere als meins, und glücklicher sind sie alle. Aber vergiß mich nicht, du meine ganze Liebe!“ Dabei sank ihr Köpfchen nochmals an meine Brust und sie weinte, wie ich sah. Denn hören konnte man das bei ihr nicht.

„Melusine!“ sprach ich gefaßt und ernst. — „Günther,“

versetzte sie beinah demüthig. — „Melusine, glaubst du, daß ich dich liebe?“ fragte ich. — „Ja,“ sagte sie mit gesenkten Augen. — „Und stark, innig, ewig und einig, Melusine?“ — „Ja,“ sagte sie wieder. — „Und du glaubst, daß ich dich aufgeben könnte, auf deine dunklen Worte hin?“ — „Aber du mußt es,“ sprach sie leise. — „Warum, Melusine?“ — Und wieder antwortete sie: „ich darf und kann dir das nicht sagen.“ — Da richtete ich ihren gesenkten Kopf auf und sah ihr in die Augen fest und ernst — du kennst mich, Wilfried, ich bin mein Lebenlang dem Ernst mehr unterthan gewesen, als dem Scherz und dem Schwanken. Und damals sagte ich: „liebst du mich, Melusine?“ — „Ja, Günther,“ war ihre Antwort. — „Und stark, innig, ewig und einig?“ — „Ja, stark, innig, ewig und einig,“ wiederholte sie, und ihre Augen glänzten von Thränen, aber ihre Stimme war leise und fest. — „Dann wirst du mein,“ sprach ich bestimmt und ruhig; mir war auch so im Innern. „Von wem habe ich die Entscheidung über unser Geschick zu erfragen?“ — „Vom Vater,“ versetzte sie zögernd. „Aber o, thu es nicht, Günther!“ fuhr sie plötzlich leidenschaftlich fort und schlang ihre Arme um meinen Hals. „O thu es nicht, denn auch er sagt nein, und auch er kann dir das Warum nicht nennen, denn auch er darf nicht.“ —

„Es ist gut,“ erwiderte ich ruhig und entschlossen. „Und nun, Melusine, meine Fee, meine Braut — nun sollst du mir noch einmal sagen, daß du mich so innig liebst, und daß dich mein Lieben glücklich macht.“ Und so nahm ich sie in die Arme. Und dann lächelte ein selig Kind aus ihren Augen, — und dann standen sie wieder voll Thränen. Sie lächelten und sie blickten traurig, je nachdem meine Worte siegten oder ihre Gedanken. Sie bekannte mir, daß sie mich geliebt beinah von unserm ersten Sehn. „Aber dich's merken lassen durft' ich nicht,“

setzte sie hinzu. Und sie sagte zu mir: „ich liebe dich wie mein Leben!" — Und sie sagte wieder: „die Melusine darf doch nie dein werden und in deiner Liebe träumen." So ging es fort. —

Als wir aufbrachen, lehnte sie sich noch einmal an mich und sprach flüsternd und innig: „du nennst mich deine Fee, Günther. Aber der Zauber ist all — all bei dir. Du hast die Melusine ganz bestrickt — und es ist unmenschlich schön in deiner Liebe." — Es war eine wunderbare Stunde. —

„Sieh an, Wilfried," sprach der Graf und stand auf, „bei andern hätte es vielleicht lange Zeit bedurft, um zu solchem Beieinanderweilen, zu solchem Hingeben der Liebe und Zärtlichkeit zu gelangen. Wir waren mit einemmale da. Denn Melusine ist die Liebe, die Zärtlichkeit. Aber trotz alles Glücks und alles Segens dieser Stunde, entsagte sie ihren trüben Gedanken und Befürchtungen ebensowenig, wie ihrem Schweigen über den Grund derselben. Und da wir dem Schloß nah waren und ich zuletzt noch sagte: „nun, Muth, Geliebte!" — erwiderte sie mit dem traurigen Engelslächeln: „du sollst sehn, Günther, es ist, wie ich sage. Es darf nicht sein, und was wir eben erlebt, wird das einzige Glück unseres Lebens bleiben."

„Sie hatte mich beschworen, meine Frage beim Pflegevater, wenn ich sie überhaupt thun wolle, bis nach ihrer Abreise aufzuschieben. Sie hatte mich beschworen, sie jetzt nicht wieder allein zu sehn. „Einmal durften wir glücklich sein," meinte sie. „Denn einmal muß der Mensch das. Aber nun nicht wieder, Günther. Es wäre nicht recht. Es bräche uns das Herz. Wir dürfen einander nicht gehören." Und ich — ich wußte nicht, sollte ich zürnen, sollte ich lachen über diese Worte, diese Weise, dies Geheimniß. Sollte denn das Märchen, das ihren Namen trug, mit ihr und durch sie wirklich wahr werden in meinem Leben?" Er setzte sich wieder. Und nach einer Pause erst sprach er weiter.

„Indessen geschah es nach ihrem Willen, wenn auch mehr durch Zufall, als durch unsere Festigkeit. Am folgenden Tage mußte ich fort und hatte keine Gelegenheit mehr, sie vorher allein zu sehn, als Abends nur einen Augenblick. Den benützte ich, sie um das Bild dort zu bitten, was sie mir gleich zugestand, und Nachts fand ich es aus dem Rahmen genommen, aufgerollt, wie verabredet, auf der Thurmtreppe. Sein Verschwinden konnte voraussichtlich nicht auffallen, da sie es seit dem Winter bereits aus irgend einem Grunde von seinem alten Platze entfernt hatte. — So reiste ich am folgenden Tage. Und als ich so schnell wie möglich, in drei Wochen etwa, wiederkam, war sie zur Tante hinübergezogen. An der Oede des Schlosses fühlte ich, wie öde mein Leben sein werde ohne sie. Und am nächsten Morgen schon redete ich mit dem Baron.

„Er war bestürzt, ich möchte sagen erschrocken über meine Mittheilung und fuhr zuerst mit einer Heftigkeit und Härte heraus: „das ist Unsinn! Daraus wird nichts!" — daß ich mich dadurch um so mehr verletzt fühlte, da ich sie von seinem sonstigen feinen Wesen gar nicht erwarten konnte und zum mindesten gar keinen Grund dafür abzusehn vermochte. Meine Worte waren daher auch sehr kurz, mein Wesen noch kürzer; und nach einigen Augenblicken schien er sich denn auch zu besinnen und sprach höflicher, wenn auch verstimmt und finster: „Ich bin ein blinder alter Narr, daß ich an dergleichen nicht gedacht habe. Aber es ist mir bei Ihnen gar nichts davon in den Sinn gekommen, Herr Graf, ohne daß ich freilich zu sagen wüßte, weßhalb nicht. Es thut mir leid, doch es ist nicht anders, es kann daraus nichts werden. Der Gründe sind zwei: es haben auch noch andere über ihr Geschick zu bestimmen als ich, und sie haben bestimmt. Und der zweite Grund geht Sie selbst an. Das Mädchen eignet sich nicht für Ihre Familie, noch für Ihre Stel-

lung, Herr Graf." — „Ich will nicht fürchten, Herr Baron," versetzte ich ernst, „daß Sie auf Fräulein von Rosenbrunn ein schlechtes Licht werfen wollen." — „Nein," erwiderte er immer gleich finster, „das Mädchen ist makellos und unschuldig. Allein —". — „Und ihre Eltern?" unterbrach ich ihn. Ich hatte von denen noch nie gehört. — „Ihre Eltern sind von gutem Stande gewesen," sprach er. „Das alles läuft aber darauf hinaus, daß es bei meiner Antwort bleiben muß, und daß ich Ihnen, so sehr ich es bedaure, nicht einmal eine Erklärung oder die Gründe selbst anzugeben im Stande bin. Durch die Verhältnisse sind mir die Hände gebunden. — Dies alles ist mir sehr fatal — sehr fatal," brach er dann ab. „Glauben Sie es mir, lieber Graf. Und somit schlagen Sie sich die Sache aus dem Sinn. Das kann noch nicht tief gegangen sein; Sie haben das Mädchen ja kaum zwei- oder dreimal gesehn."

„Darin irren Sie, Herr Baron," antwortete ich darauf so fest und ernst wie möglich. „Tiefer kann es nicht gehn; ich bin kein Knabe mehr und treibe kein Spiel mit solchem Gefühl. Ich liebe Ihre Pflegetochter so wahrhaft, so tief, so bewußt, wie ein Mann zu lieben vermag. Und daher werden Sie es natürlich finden, wenn ich mich durch Ihre unerklärten Gründe nicht verhindern lasse, diese Angelegenheit weiter zu verfolgen, zumal Sie, wie Sie selbst gestehn, nicht die endgültige Entscheidung in Händen haben. Ich glaube, daß sowohl meine Person wie meine Stellung im Leben gewöhnlichen Ansprüchen genügen dürfte." — Er verbeugte sich kalt und förmlich. „Unter diesen Umständen, Herr Graf," sagte er, „werden Sie selbst es natürlich finden, wenn ich ein ferneres Zusammentreffen zwischen Ihnen und meiner Pflegetochter nicht mehr für statthaft halte, weder anderwärts, noch in meinem Hause." — Ich machte meine Verbeu-

gung, wir quälten uns in einem gleichgültigen Gespräch fort, und am nächsten Tage verließ ich Schloß und Gegend.

„Als ich nach Aussee zurückkam, fand ich die ebenangelangte Nachrichte vom Tode meines Vaters und mußte also zurück in die Residenz; doch sorgte ich noch dafür, daß ich über Melusine und ihr Ergehn, ihr Verbleiben alles erfuhr. Das Wie ist gleichgültig. Dann reiste ich ab, pflegte Mutter und Schwestern und brachte Ordnung in die Verwaltung des Vermögens. Inzwischen horchte ich nach allen Seiten, bei allen Menschen, wo ich irgend Aufklärung erwarten konnte, nach dem Geheimniß umher, welches die Geliebte umgab. Allein es gelang mir nur sehr unvollkommen. Das Wahrscheinlichste schien folgendes.

„Bei einem zufälligen Besuch des in der Nähe jagenden Fürsten sollte auf Schloß Hoheneck zwischen ihm und einer Tochter des Barons ein Verhältniß entstanden sein, dessen endlich unvermeidliche Entdeckung den Baron nicht mit Unrecht so erbittert habe, daß er nicht nur dem Verletzer des Gastrechts ein starrer Feind geworden und von da an nie wieder an den Hof gekommen sei, sondern auch die schuldige Tochter von sich gestoßen habe. Man wußte etwas von einer geheimnißvollen Dame, die ein paar Jahre in jener Residenz mit einem Kinde ein kleines abgelegenes Haus bewohnt und hohen Besuch empfangen haben soll. Dann war sie eben so plötzlich wieder fort — gestorben, hieß es, — und einige Zeit darauf erschien Melusine als Pflegetochter auf Schloß Hoheneck. Ob zwischen den Feinden eine Versöhnung, ein Arrangement statt gefunden, — ob das Herz des Großvaters gesprochen und der Vater alles gethan, den schwerbeleidigten Alten zu besänftigen, ward mir nicht bekannt. Melusinens Stellung im Hause war allerdings eine seltsame. Sie hatte zwar alles, was ihr zukam; allein Wärme und Liebe

des Pflegvaters gegen sie habe ich nie bemerkt; er war gleichgültig gegen das holde Wesen, wo nicht kalt. — Ueberhaupt brauch' ich dir aber wohl nicht erst zu sagen," schloß Günther, „daß ich dies alles nicht erfuhr, sondern nur aus zwanzig Gerüchten, Flüstereien, Andeutungen, Träumereien kombinirte. Die Richtigkeit vorausgesetzt, blieb doch noch genug Unklares zurück. Allein ich sah in dem allen nichts, was mich von Melusinen scheiden sollte.

„Ich gehe über die folgende Zeit schnell hin," erzählte er nach einer Weile aufs neue. „Von der Tante ward Melusine abgerufen, blieb einige Zeit in Hoheneck und ging dann in die Residenz zu einer zweiten Tante, der Oberhofmeisterin von Wermadingen. Bis dahin hatte ich meine Nachrichten durch einen alten Jäger erhalten, der ihr mit Leib und Seele ergeben war und sie als Diener überall hin begleitete. Ich hatte ihn auf Hoheneck kennen gelernt und mir Gott weiß wie seine Zuneigung und — Protection erworben. Als ich ihm meine Liebe zu Melusinen entdeckte und seine Hülfe in Anspruch nahm, erklärte er mir auf seine Weise, ich scheine ihm der rechte Mann für seine Herrin und er werde mich unterstützen. — Jetzt in die Residenz begleitete er sie zum erstenmal nicht, gab mir jedoch Mittel und Wege an die Hand, auch dort ihr nahe zu bleiben. Da erfuhr ich denn auch, daß der Fürst sie nicht allein öffentlich, sondern auch im Geheimen oft sehe, und daß es heiße, sie sei einem seiner Lieblinge zur Frau bestimmt, der jetzt freilich noch gar nicht einmal dort, sondern auf einer Sendung abwesend war.

„Ich selbst ward genau beobachtet, wie ich sehr gut merkte. Jedoch machte ich den Leuten das Ding nicht leicht. Reisen zu den Verwandten und in Geschäften, die begonnenen Verhandlungen über den Ankauf von Schwaneck, Streifereien in die hiesige

Gegend und was dergleichen sonst war, entzogen mich vielfältig ihren Blicken. Ich knüpfte damals sogar eine Verbindung mit der Geliebten selbst an; ich kam zweimal unbemerkt nach B., sah und sprach das theure Kind, das mir zu eigen war wie im Frühling, schwankend zwischen Liebe und dunkler Angst. „Ich bin dein" — und — „ich darf es nimmer sein!" das war der Refrain ihrer Worte und ihrer kleinen Briefe. Denn wir schrieben uns jetzt zuweilen. Und ich drängte auf sie ein mit meiner ganzen Leidenschaft, mein zu sein, sich loszureißen aus den rechtlosen Banden und Netzen der Ihren und mir zu folgen zu ihrem und meinem Glück. Dazu war sie aber noch nicht zu vermögen.

„Inzwischen jedoch verzweifelte ich an dem endlichen Erfolge nicht, denn ich wußte schon von ihr, daß ihre Nachgiebigkeit nur bis zu einem bestimmten Punkte reichte. Griff man darüber hinaus, muthete man ihr etwas zu gegen ihr Gefühl, verletzte man ihre Liebe, — so richtete sie sich auf, weich und unbesieglich zugleich, wie eine Stahlfeder. Und daher rüstete ich mich absichtlich offen genug zu einer größern Reise, die ich im Herbst oder Winter antreten wollte. Und als ich am zweiten October einen Brief von ihr kriegte mit den einzigen Worten: „Günther, komm zu deiner Melusine." — da trat ich sie in derselben Nacht an, reiste so schnell wie möglich meine Route, bis ich abbrechen durfte und am neunten October in B. war. Am selben Abend noch traf ich sie.

„Sie fiel mir in die Arme wie vernichtet. „Da bin ich, nimm mich hin," stammelte sie. Was geschehn war, läßt sich mit wenigen Worten sagen. Der Herr hatte ihr gütig, aber gradeheraus gesagt, daß er sie mit jenem Mann verbunden wünsche, den er demnächst zurückerwarte. Und als sie schüchtern, aber ebenso offen erklärte, daß sie sich nicht mehr frei fühle, daß sie einen solchen Schritt auch nie anders als nach ihrem

Willen, nach ihrem Gefühl thun werde, hatte der Fürst in seiner kurzen, an Widerspruch nicht gewöhnten Weise einen wirklichen Befehl ausgesprochen: „so wird's, so will ich's, und Sie, mein Kind, haben demgemäß den Verlobten zu empfangen. Er ist kein Romanheld, wie der, von dem Sie träumen, aber ein gediegener tüchtiger Mann, der Ihnen hier am Hofe und unter meinem Schutz eine beneidenswerthe Stellung gewähren wird." — Und wie ich aus guter Quelle vernahm, hatte er grausamer Weise hinzugesetzt: wohin der eigene Wille und das dumme Gefühl führten, lehre das Beispiel ihrer Mutter. — Melusine hat mir davon nie etwas gesagt. Und doch waren es vermuthlich diese Worte, welche den Widerstand des armen jungen Wesens aus seiner Passivität in ein energisches Handeln umwandelten und sie mir in die Arme trieben.

„Inzwischen war auch der ihr Bestimmte angelangt und sein Besuch ihr aufgezwungen worden. Sie hatte alles wider sich, den Fürsten, den Bräutigam auf Befehl, die Tante; der Pflegevater schien sie vergessen zu haben. Er antwortete auf keinen ihrer flehenden Briefe, oder erhielt sie vielleicht auch nicht. Was Frau von Grafenwerth sehr richtig begriffen hatte, verstand man hier nicht; man reizte und verletzte ihr Gefühl und trieb sie damit unwiederbringlich fort. Sie wollte nichts als fort. In ihrer Bedrängniß und Hülfsbedürftigkeit erwuchs ihre Liebe womöglich noch voller, noch heißer als je. Des frühern Hindernisses, der alten Befürchtungen ward nicht gedacht. Sie warf sich mir mit kindlichem — mit göttlichem Zutrauen schrankenlos ans Herz.

„Es traf sich für uns und unsere Flucht alles so günstig wie möglich. Die Tante verreiste am folgenden Morgen auf zwei oder drei Tage, um die Schwester der verstorbenen Fürstin, wie du weißt, die Königin v. S., an der Grenze zu empfan-

gen und in die Hauptstadt zu begleiten. Melusine, in Erwartung meiner Ankunft, hatte bereits erklärt, diese Zeit ganz ungestört für sich sein zu wollen. Auf ihre Jungfer konnte sie sich verlassen. Wenn sie also in der ersten Nacht das Haus verließ, brauchte ohne besondere Zwischenfälle das Mädchen ihre Abwesenheit nicht vor dem zweiten Morgen bekannt zu machen.

„So hatte sie es besonnen und verständig ausgerechnet. Ich wußte nichts dagegen einzuwenden, und es geschah daher nach ihrem Willen. Am nächsten Abend empfing ich sie am Wagen; unbelästigt kamen wir aus der Stadt und einige Stunden darauf über die Grenze. Es war auch nichts Auffälliges in unserm Reisen, zumal in dieser Zeit, wo noch Reisende genug von ihren Herbstausflügen oder aus den Bädern zurückkehren. Auf einem kleinen Umwege fuhren wir ohne anzuhalten bis in die Schweiz. In Solothurn machten wir zuerst Halt. Wir trafen dort Rudolph, den alten Jäger und Diener Melusinens, dem ich Nachricht gegeben, Geld geschickt und die Stadt als Rendezvous bestimmt hatte, wenn er uns nachkommen wollte. Er erklärte, seine Sehnsucht nach seiner Herrin sei zu groß geworden, als daß er daheim, ohne von ihr zu wissen, habe aushalten können. Melusine freute sich kindisch über den alten Freund.

„Mir war er ein großer Trost; das bekannte Gesicht, die bekannte Weise, die langjährige Gewohnheit des Verkehrs mit, des Vertrauens zu ihm sollte dem armen schüchternen Kinde einen Anhalt, eine Sicherheit geben in der so ganz neuen Lage. Ich habe dir nichts von ihr gesagt. Aber es waren das trübe, bange Tage. Als sie nicht mehr zu handeln brauchte, als sie nun unwiderruflich mit der Vergangenheit gebrochen und die Zukunft entschieden hatte, brach ihre Stärke. Zusammengeschmiegt wie ein kleiner scheuer Vogel saß sie in ihrer Ecke; ihre Stimme zitterte, wenn sie sprach, ihre Hand bebte, wenn sie mir dieselbe

einmal ließ. Und wenn sie mir einmal einen Liebesblick gab aus dem vollen Himmel ihrer Seele, so senkte sie gleich drauf das Auge nur um so tiefer, als wollte sie sich strafen für eine Sünde.

„In jenem Kanton gelang es mir, unsere Trauung möglich zu machen.

„Da, als ich am Morgen in ihr Zimmer trat, um, bevor ich sie abholte zu diesem ernstesten und schönsten aller Wege, noch eine kurze Frist Herz gegen Herz auszutauschen, trat sie mir mit ihrem Engelslächeln, aber schweigend entgegen und schlang stumm ihre Arme um mich. Ich zog sie sanft zum Sopha, und auf ein inniges Wort von mir, lehnte sich das tiefbewegte Kind leise an mich, legte wieder die weichen Arme um meinen Hals und sagte: „o ich habe dich lieb, Günther, unsagbar lieb — und doch —." — „Du wolltest mir etwas sagen, mein Herzenslieb?" fragte ich, da sie schwieg, nach einer Pause. — „Ja, ich will dir was sagen — bitten von dir, Günther," flüsterte sie und schmiegte sich noch fester an mich und barg ihr erglühendes Gesicht an meiner Schulter und sprach also weiter: „willst du auch immer gut gegen mich sein, Günther, unmenschlich gut? Die Melusine lebt nur von deiner Güte, und wenn du es nicht wärst — da muß sie sterben." — „Melusine," redete ich bis zu Thränen bewegt von dem traurigen, bittenden, sanften Ton, „Melusine, du meine ewige Liebe, zweifelst du daran, daß dir in meinem tiefsten Herzen gebettet ist? Und wolltest du nur das von mir bitten?" —

„Nein," sagte sie stets in der gleichen Lage, „ich weiß, du hast mich sehr — sehr lieb, und du bist gut, o so himmlisch gut! Aber — Günther —," fuhr sie stockend fort, — „Günther, bin ich auch — dein werth? Willst du mir — diese — diese letzten Tage — diese Flucht niemals vorwerfen?" — „Melu-

sine!“ rief ich bittend. „Wie kannst du so was denken!“ — „Bin ich ganz rein und schuldlos in deinen Augen, Günther?“ fragte sie dennoch. — Ich sah, ich mußte auf diese Skrupel des aufgeregten kleinen Kopfes eingehn, und sagte daher so fest und beruhigend wie möglich: „ja, Melusine.“ — „Und bin ich ganz so, Günther,“ fragte sie wieder, „wie du es willst von deiner Braut — von deiner Frau?“ — „Ja, Melusine.“ — „Und Günther, weißt du keine Schuld an mir, glaubst du keine Schuld an mir?“ — „Nein, mein reines Kind,“ gab ich zur Antwort.

„Ihr Gesicht drückte sich noch fester an mich und ihre Arme spannten sich fast krampfhaft, als sie noch leiser sagte: „Auch an die nicht, die vor — meiner — Geburt — auf mich gefallen sein könnte?“ — Und als sie wieder mein Nein gehört, fuhr sie schneller sprechend fort: „du weißt, es ist ein Geheimniß da. Ich kann es dir nicht sagen. Es hat mich fast sterben lassen, da's die alte Margot mir am Abend vor ihrer Abreise sagte und wie schlimm es mich stelle in der Welt und bei den Verwandten. — Günther — ich kann es dir nicht sagen — ich kann nicht. — Aber — wenn du es je erfährst, willst du mich nie darum ferner von dir stellen — mich nie verachten — Günther?“ — „Melusine, nein, nie, — ich schwöre es dir. Sei es, was es sei,“ sprach ich tief erschüttert von dem Schmerz dieses jungen Lebens. — „Und willst du es nie von mir zu wissen verlangen, Günther?“ fragte sie nochmals, „und es mir nie — nie vorwerfen?“ — „Nein, Melusine, meine Fee, niemals!“ erwiderte ich.

Da richtete sie sich auf — und einen solchen Blick habe ich selbst von ihr nie wieder gesehn, so kam er aus der glühenden Dankbarkeit, aus dem seligsten Vertrauen ihres Herzens. „Denn sieh, Günther,“ sprach sie dann und gab mir mit ungestümer

Herzlichkeit beide Hände hin, — „dann müßte ich auch von dir gehn, rettungslos von allem Glück, von allem Segen, von allem Frieden, denn ich wäre dein nicht mehr werth, du glaubtest nicht mehr an mich. Und da könnt' ich nicht mehr bei dir sein." — Ich stand auf. „Und nun, Melusine," fragte ich, „ist dein armes banges Herz jetzt ruhig und frei, und folgst du mir gern und voll Vertrauen?" — Sie warf sich mir in die Arme. „Ich bin dein!" flüsterte sie an meinem Herzen, „und ich weiß von nichts als von dir." Da gingen wir zu unserer Trauung."

Der Erzähler schwieg, stand auf und trat zum Fenster, wo er vorhin gestanden. Auch Wilfried erhob sich und begann seine Promenade durch die beiden Zimmer aufs neue. Einige Unterbrechungen, die sich durch den Eintritt eines Dieners, den Bericht des Verwalters ergaben, kamen beiden Freunden jetzt ganz gelegen, denn man bedarf zuweilen der Alltäglichkeit, um vom bewegten Leben des Innern auszuruhen.

Es war eine ziemlich lange Zeit vergangen, bevor die frühere Ruhe wieder eintrat. Und auch dann redeten die Freunde noch eine Weile über dies und jenes, bis Wilfried, der auch jetzt noch durch die Zimmer promenirte, vor dem Bilde stehen blieb und nach einer wiederholten langen Betrachtung desselben zum Grafen sagte: „willst du nun nicht fortfahren, Günther?" — „So will ich," antwortete er ruhig. Und nachdem sie ihre alten Plätze eingenommen, begann der Erzähler von neuem.

„Wir gingen über Bern und Genf nach dem südlichen Frankreich, obgleich es zuerst in meiner Absicht gelegen, nach Italien zu reisen. Indessen bedachte ich, daß man uns da am ersten suchen und sicher nicht unbelästigt lassen werde. Und so-

mit wechselte ich unser Ziel. Den Winter über weilten wir meistens in Hyères, und von dort wirst du meine ersten Briefe erhalten haben. Im Frühling, wo sich mir eine Gelegenheit bot, die Ueberfahrt auf einer Fregatte zu machen, gingen wir nach Sicilien hinüber. Dort ward im Hochsommer Anna geboren. Um dieselbe Zeit aber erhielt ich Nachrichten von Haus, daß die Verhältnisse meine Gegenwart nothwendig machten, und sobald es Melusinens Zustand erlaubte, brachen wir auf und langten ein Jahr nach unserer Flucht wieder in der Schweiz an. Ueber uns hab' ich dir aus dieser Zeit nichts zu sagen. Theils weißt du mein Glück aus meinen Briefen — du warst der einzige, zu dem ich darüber sprechen konnte — theils muß man über so etwas nicht reden. Es ist zu heilig dazu und die Worte reichen doch nicht hinan.

„Auch über die nun folgenden Jahre kann ich schnell hinweggehn. Es gelang mir, für meine Frau einen ruhigen, sichern, verborgenen Aufenthalt zu ermitteln, nicht gar fern von hier in einer stillen Thalmühle bei einem alten wackern Mann. Dort lebte sie mit unserm Kinde, während ich unbefangen in der Hauptstadt und bei den Meinen weilte, noch in meiner alten Stellung arbeitete und dazwischen den wirklichen Ankauf und die Einrichtung von Schwaneck betrieb. Wir konnten nicht vorsichtig genug sein. Die Nachforschungen waren noch immer nicht erlahmt; der Fürst hatte im äußersten Zorn geschworen, daß er sie mir abjagen wolle, ob sie meine Frau sei oder nicht. Er hatte bei unserer Regierung auf meine Verhaftung und Inquirirung gedrungen, und ich hatte es nur der Verstimmung zu danken, die damals zwischen beiden Höfen eingetreten war, daß man seine Forderung unberücksichtigt ließ. Freilich kam hinzu, daß man mir nichts nachweisen konnte. Mein Aufenthalt in B. war nicht entdeckt worden; zwischen meiner Abreise von

unserer Residenz, die mich vor den Augen unserer hochweisen Polizei nach einer ganz andern Richtung geführt, und zwischen Melusinens unerklärlicher Flucht war eine Lücke, die man nicht auszufüllen vermochte. Auch auswärts hatte man uns durch Gott weiß welchen Glücksfall nicht entdeckt, während man von mir wußte, daß ich allein in Marseille, in Neapel gewesen. Ich hatte absichtlich dahin Ausflüge gemacht. Auch unsere Rückkehr und Melusinens Nahesein wußte man nicht. Es kann dir das alles nicht wunderbar erscheinen, wenn du an unsere früheren Polizei-Zustände denkst.

„Er verlief ein volles Jahr und darüber; da starb der Fürst. Sein Nachfolger hatte keinen Grund, die Nachforschungen, die Ansprüche fortzusetzen, und so führte ich denn meine Frau in die Welt zurück, so leise, so ruhig wie möglich. Und da wir zuerst auf Reisen und dann hier lebten, kamen wir ziemlich unbelästigt in die Gesellschaft hinein; die Meinen, nach dem ersten Verwundern und Nasenrümpfen, nahmen Melusine herzlich auf; die Lieblichkeit, der Liebreiz, der Seelenzauber des theuren Wesens besiegten sie so gut, wie alle. Und ich, mein Freund, der ich jetzt erst eigentlich mit ihr zu leben begann, jetzt erst uns ganz in Einem Dasein fühlte? — Ich kann davon nichts weiter sagen. Sie war der glänzende Lichtstrahl, der mein Leben sonnig und warm erhellte, sie war wie ein Blumenhauch, der jede Stunde durchduftete.

„So vergingen vier Jahre in ungestörtem Glück. In all der Zeit war kaum hie und da eine leise Verstimmung zwischen uns eingetreten und hatte niemals über die kürzeste Zeit gedauert. Menschen waren wir einmal und mußten als Menschen doch auch dem Staub der Erde unterthan sein. Meine Fehler kennst du. Daß mich ein hartnäckiger Widerspruch in einer Sache, von deren Richtigkeit und Billigkeit ich überzeugt bin, bis zum Zorn

reizen kann, muß ich aber selbst entschuldigen. Ich **bin** dann überzeugt nach meinem tiefsten Gewissen, daß es nur so recht und gerecht sei. Daß ich freilich dabei zum Zorn kommen kann, will ich ebensowenig gut oder auch nur gleichgültig nennen, wie meine zuweilen schrankenlose Heftigkeit. Es sind schlimme Fehler, ich beklage sie tief, ich ringe dagegen, wie ich vermag, aber ganz konnte ich sie bis heute noch nicht besiegen. Aber auf der andern Seite lasse ich mich doch auch eines bessern überführen und bin dann der Erste, der die Unrichtigkeit der früheren Behauptung bereitwillig zugesteht und offen dem Andern recht gibt.

„Melusinens Fehler war in meinen Augen weniger das leicht gereizte und dann fast unversöhnliche Gefühl. Seit die nichtswürdige Alte, die Baron Ketnang wegen entdeckter Dieberein entlassen hatte, aus Rache dem armen Kinde das Geheimniß seiner Geburt und ihre giftigen Bemerkungen darüber mitgetheilt, war das auf den Tod verletzte Innere Melusinens wie eine schwere, nur leise verharschte Wunde. Der geringste Anstoß bringt sie wieder zum Bluten und Schmerzen.

„Und bei der geringen Schonung, die man bei einigen Gelegenheiten ihr erwiesen, war sie voll Mißtrauen gegen alles geblieben, was sie nicht gleich verstand und möglicherweise auf sich beziehen konnte. Aber was ohne unsere grenzenlose Liebe zu einander leicht einmal einen ernsten Conflict hätte herbeiführen können, und ihr wirklicher Fehler war ihre — Rechthaberei. Das heißt aber, mein Freund, daß sie, was sie einmal für recht hielt, sich als richtig vorgestellt hatte, nie und zu keiner Zeit aufgab, nie und zu keiner Zeit und unter keinen Umständen sich durch die klarsten Gründe, die deutlichsten Beweise von ihrer Ansicht abbringen ließ. Sie schwieg vielleicht, aber recht gab sie nicht und ihr eigen Unrecht vermochte sie niemals einzusehn. Freilich muß ich hinzusetzen, daß sie auch

meistens recht hatte. Selten hat ein Mensch fast immer so richtig gefühlt, so richtig geurtheilt wie sie.

„So waren wir, so waren unsere Fehler. Und wenn sie bisher, wie gesagt, auch hie und da einige Augenblicke getrübt hatten, zusammengetroffen waren sie in den sechs Jahren noch niemals und daher auch unschädlich geblieben.

„Da kam der Tag, der uns scheiden sollte.

„Es war viel, ich möchte sagen, alles zusammengetroffen, was mich verdrießlich machen und verstimmen mußte; von Feld und Wald, von den Weinbergen, aus den Ställen und aus der Wirthschaft, von den Meinen aus der Ferne und aus dem Kreise der Hausgenossen kam eine Unglücksbotschaft, eine Unannehmlichkeit nach der andern. Das Sprichwort sagt ja schon, wenn Glück oder Unglück kommt, kommt es in Haufen. Am Nachmittag kam mein Nachbar, Herr von Kreuth, mit seiner Frau zum Besuch. Die Frau ist mir von jeher zuwider gewesen; sie hat den Stolz, der sich auf nichts andres gründet als auf das Alter ihres Namens, und sie ist die böseste Zunge, das herzloseste Weib von der Welt, — alles trotz ihrer noch jungen Jahre; denn sie zählt kaum ein oder zwei mehr als Melusine. Meine Frau zeigte bei dem Umgang mit ihr die oben geschilderte Hartnäckigkeit. Sie behauptete, die Frau werde verläumdet anstatt selbst zu verläumden. Nichts konnte sie abbringen von dieser Ansicht, und beide gingen ziemlich viel mit einander um.

„An dem Nachmittag war die Rede von einem andern unserer Nachbarn, der vor einem Jahr etwa ein armes Mädchen aus ganz niedrigem Stande geheirathet hatte und sie jetzt nach langer Zurückgezogenheit zuerst in die Welt zu führen begann. Du weißt, ich bin grundsätzlich gegen Mißheirathen, zumal in diesem Fall, wo auch die Bildung in einem Mißver-

hältniß gewesen war. Allein hier ließ sich auch manches wieder zur Entschuldigung anführen. Die junge Frau war schön und brav; sie war auf das ernstlichste bestrebt, sich zu dem Bildungsgrade des Mannes hinanzuheben; wo sie in der Welt sich gezeigt, hatten fast alle ihre Anspruchslosigkeit, ihre wahre Bescheidenheit gerühmt und zugleich die bei Gelegenheit hervorbrechende Entwicklung ihres Geistes bewundert. Zu Hause war sie die tüchtigste, liebevollste Frau und von ihrem Mann hoch gehalten, geehrt und geliebt. Sie sollte auch bereits eine ganz artige Wirthin sein. Kurz, das alles hatte die Meisten mit der Wahl unseres Nachbars versöhnt; man mußte solchem Streben des jungen Weibes seine Achtung zollen, und wo sie bisher aufgetreten, war man ihr bereitwillig entgegengekommen.

„Die beiden Frauen hier waren ihr schnurgrade entgegen. Frau von Kreuth hechelte sie aufs unbarmherzigste durch; Melusine urtheilte zum mindesten nicht freundlich, und ihr Urtheil war überhaupt so scharf, so bitter, wie ich es noch gar nicht an ihr kannte, wie es himmelweit von ihrer gewöhnlichen Güte und Schonung entfernt war. Was Kreuth und ich auch zur Vertheidigung, zur Milderung der scharfen Ansichten vorbringen mochten, es machte die beiden Streiterinnen nur immer bestimmter und entschiedener; sie waren entschlossen, das Paar bei einem etwaigen Besuch nicht anzunehmen, an andern Orten es zu ignoriren, — und Melusine sagte: „das fehlte noch! Für eine gewesene Magd ist mein Sopha nicht.“ Als die Gäste schieden, war man lustig und munter, wenn du willst. Aber die beiden Frauen waren in einer mir noch heut unerklärlichen, so zu sagen, erbitterten Lustigkeit.

„Als wir von der Begleitung der Gäste zurück ins Zimmer kamen, hüllte sie sich fröstelnd von der kühlen Abendluft fest in ihren Shawl und ging mit ihrem elastischen Schritt leise

im Zimmer auf und ab, wie sie gern zu thun pflegte. „Melusine,“ sagte ich nach einer Pause sanft, trat zu ihr und legte im Weitergehn den Arm um sie, „bist du krank, daß du so gereizt und hart über die arme Frau urtheiltest und sie so weit von dir stießest?“ — „Krank?“ erwiderte sie scharf. „Wie so? Es ist das meine volle Ueberzeugung. Ich werde nie mit der Frau verkehren. Die Magd paßt nicht zu uns.“ — „Du bist ungerecht,“ sprach ich, ärgerlich durch dies Wort, das sie so sehr hervorhob, obgleich ich ihr vorhin schon, in Gegenwart Kreuths die Härte und Ungehörigkeit desselben bemerklich gemacht. „Du bist ungerecht und unverständig. Ehrt sie das nicht gewissermaßen, daß sie sich so aus ihrer Niedrigkeit heraushebt? Sollte uns nicht das gerade mit der Wahl des Mannes versöhnen, sollte das nicht beweisen, daß er nicht thöricht handelte, sondern recht that sie zu wählen?“

„Ich mochte gereizter sprechen als sonst; ich war, wie gesagt, verstimmt und verdrießlich. Aber sie wich dem nicht aus, wie sonst; sie besänftigte mich nicht, wie sie es stets vermochte, durch ein nicht nachgebend, sondern nur freundlich Wort. Zum ersten- und letztenmal in unserer ganzen Ehe machte sie sich leise, aber unwiderstehlich von meinem Arm los und zum erstenmal sprach sie, als wolle sie mich reizen, mit kaltem Stolz: „Und sei sie, wie sie sei — Magd bleibt Magd und paßt nicht zu uns.“

„Es brauste in mir auf. Aber ich bezwang mich. Ich trat nur mit dem Fuß härter nieder, glaub' ich, drehte mich dann ab und ging zum Tisch, auf dem bei der Lampe die neuen Zeitungen lagen. Dazu setzte ich mich nieder; sie aber sprach im Auf- und Niedergehn weiter — hart — stolz — wegwerfend. Es war, als ob ein böser Engel über sie regierte. Ich hörte theils ihre Worte — sie stimmten mich nicht milder;

theils grübelte ich über das Unerklärliche dieser Abneigung in einem so gütigen Herzen. Und endlich sagte ich: „ich bitte dich, Melusine, nun laß es gut sein. Du hast hundertmal mehr gesagt, als du verantworten kannst, als du in Wirklichkeit fühlst.“ — „Das ist stark,“ entgegnete sie, nicht fern von mir plötzlich stehn bleibend. „Fast zu stark, Günther. Und wenn ich dir nun sage, daß mein Gefühl so spricht, daß ich so fühle? — Was antwortest du?“ — „Daß man nicht so an thörichten Vorurtheilen hängen soll,“ versetzte ich noch gereizter. — „Nennst du das ein Vorurtheil, wenn man sich gegen die Niedrigkeit wehrt?“ fragte sie heftig. „Nun und wenn auch, ich habe dasselbe und glaube an seine Nothwendigkeit, wie an mein Dasein. Nur so erhält sich der Stand, die Gesellschaft in bevorzugter, geachteter Stellung.“

„Ich kann dir nicht beschreiben, Wilfried, wie das alles so eigen, so besonders war; ich kannte sie gar nicht so; ich hatte niemals ähnliche Worte, einen ähnlichen Ton von ihr gehört. Nachher habe ich zuweilen gedacht: sie war eifersüchtig! — Aber sie wußte, daß ich die Frau bis dahin nicht einmal gesehn, und wenn sie an meiner Liebe hätte zweifeln wollen — sie, die ich anbetete jede Stunde meines Lebens! — Doch genug! Damals brachte mich dies alles immer ernstlicher auf, und auf ihre letzten Worte stieß ich heftig heraus: „nun, du solltest am allerwenigsten auf Vorurtheile geben!“ — „Ich?“ fragte sie gedehnt, „weßhalb?“ — Und gedankenlos versetzte ich hart genug: „weil dich zumeist ein solches hätte treffen können.“ — Da war's. —

„Ich fuhr vor den Worten selbst empor wie von einem Schlage getroffen. Ein leiser klagender Ton zog durch's Gemach, — kam er von ihren Lippen? — Den folgenden dumpfen Fall that sie freilich selbst. Im nächsten Augenblick

hatte ich sie schon aufgehoben, aufs Sopha getragen, kniete vor ihr und suchte sie zu erwecken. Es gelang mir bald. Ich redete dann so innig, so weich zu ihr, wie ich nur wußte. Ich erwähnte des Unglücks nicht — ich sprach ihr nur von meiner heißen Liebe und bat sie zur Ruh zu gehn, weil sie nicht wohl, weil sie krank sei. Ich nannte sie mit den zärtlichsten Namen. — Umsonst! Sie sah mich immer an mit einem starren, fast todten, und doch unsäglich traurigen Blick. Sie zitterte leise, sonst lag sie regungslos mit dem Kopf auf meinem Arm, den ich aufs Polster gelegt. Als ich fragte: „Melusine, mein Herzenslieb, soll ich das Mädchen rufen?“ da nickte sie leise und richtete sich matt auf.

„Und gibst du mir kein Wort, wie nur du es kannst, Melusine, meine ewige Liebe?“ bat ich beängstigt und stand auf und beugte mich doch wieder zu ihr und legte wieder den Arm um sie. Sie machte sich durch eine leise Seitenwendung frei. „Melusine!“ bat ich nochmals. — „Bitte, bitte, Günther, lasse mich jetzt,“ erwiderte sie sanft. „Ich kann jetzt nichts sagen. Ich weiß es, daß du mich sehr lieb hast — und ich — habe dich unmenschlich lieb! — Aber ich — bin dein nicht werth!“

„Was ich da gesagt, gedroht, gefleht, geschworen und gebeten habe, das weiß ich nicht. Sie blieb bei dem traurigen, sanften, demüthigen Wort: „ich bin dein nicht werth, Günther!“ — Und zuletzt mußte ich so von ihr scheiden, denn sie flehte dazwischen immer dringender um Ruhe. Ich sah sie den Abend nicht mehr.

„Wie ich die Nacht hinbrachte — mit glühendem Verlangen nach dem Morgen und doch mit fast zitterndem Bangen! Wie ich sie in Gedanken umschlang und ihr abbat, was ich so wahnsinnig gesagt! Wie ich ihr recht gab, tausendmal recht, und ihr doch beinah wieder zürnte über diese Verletzbarkeit des Gefühls,

über dies Vergessen aller Jahre unsres Glücks, all meiner Liebe in dem einen Moment, bei dem einen Wort! — Es ward Tag. Es ward unsere gewohnte Morgenstunde, wo wir aufstanden, uns sahen. — Sie war noch nicht da. Ich fragte das Mädchen, das mit der Wärterin nebenan bei den Kindern schlief. — Sie habe die Thür geschlossen, hieß es, und bisher habe man noch nichts von ihr gehört. — Die Uhr ward acht, neun. Sie rührte sich noch immer nicht. — Mich packte eine furchtbare Angst. Ich erbrach das Schloß. —

„Todt, wie ich gefürchtet, war sie nicht. — Sie war nur fort. — In dem hinterlassenen Briefe sagte sie mir dasselbe, was am Abend zuvor, was damals vor unserer Trauung. Ich kann das nicht wiederholen. Es war nicht stolz, nicht bitter, nicht hart — nein, zärtlich, sanft und demüthig. Sie selbst habe alle Schuld, sie habe mich zu dem gereizt, was außer meiner Natur läge, außer meiner Liebe, aber doch in mir sei. — Sieh, das brach mir das Herz. — Sie bat mich demüthig, flehend, ihr zu verzeihen, ihrer in Liebe zu gedenken. Sie sagte mir zärtlich ade — die Worte weinen, möchte ich sagen. Und zuletzt bat sie, an Rudolph einige Wäsche und Kleider zu geben, wenn er es für sie hole. Und nochmals bat sie ernst und innig, ihr nicht zu folgen, sie nicht zu suchen. Sie könne nicht wiederkehren. Sie sei todt für mich. So solle ich ihrer gedenken, sie lieb behalten. — Ich kann nichts weiter davon sagen.

„Und nun, Wilfried," schloß er und ergriff des Freundes Hand, „nun denke, was du willst, tadle mich, sie — uns beide. Schilt uns Thoren und Kinder, die des Glücks nicht werth gewesen; schilt uns verblendet und befangen in Armseligkeit. Es hilft alles nichts. Ich habe mir das alles selbst gesagt — oft und oft! — Und der ewige Schluß ist: sie ist davon, und mit ihr schied Frieden und Licht, Segen und Glück von mir.

Sie selber aber hat das freilich auch nicht mit sich fortgenommen. Wir wissen beide von einander, wie es mit uns steht. Denn wir kennen uns." — Er legte die Hände vor's Gesicht und lehnte sich stumm zurück in die Ecke.

Als Wilfried von ihm weg und gedankenvoll vor sich hin sah, erblickte er ein Köpfchen, welches heiter und schelmisch durch die Außenthür ins Wohnzimmer hereinlauschte und neckend sich jetzt zurückbog. Als sie wieder hineinsah, winkte er der Kleinen, die lächelnd dem ihr schnell lieb gewordenen Freunde zueilte. Im Zimmer blieb Anna aber stehn und sah sich schüchtern in den ungewohnten Räumen um. Wie sie das Bild erblickte, jubelte sie hell auf: „o da bist du ja, Mama, liebe Mama! liebe Mama!" — Dann sah sie sich wieder um, und den Vater bemerkend, sprang sie zu ihm und küßte ihn mit der ungestümen Zärtlichkeit ihres Kinderherzens und plauderte dazwischen: „bist du wieder traurig, Papa? Papa, nicht traurig sein, bitte, bitte! Sieh, Mama sieht so gut aus — o so sehr gut! Sieh nur! Grade so wie neulich Nacht, als Anna aufwachte und sie bei mir stand. Papa, süßer Papa, sei nicht traurig! Mama kommt nun bald wieder, sie hat es Anna versprochen! Glaub Anna nur, Papa! Anna hat's ihr gesagt, daß du traurig bist, mein süßer Papa — und daß Anna traurig ist — und Richard, — nein, Richard weiß das nicht. Der ist nicht traurig, der schlief, Papa."

Wie der Vater seine Stirn auf die dunklen Locken des Kindes drückte, das sah Wilfried noch; dann verließ er das Zimmer. Denn er konnte das nicht länger sehn und hören.

Als sie sich später wieder trafen, fragte er aber den Freund nach den Worten des Kindes, mit denen es über das Erblicken der Mutter geredet. Günther lächelte schwermüthig. „Anna hat mir schon zwei- oder dreimal davon gesagt," versetzte er. „Sie hat ganz Melusinens Natur; die träumte auch so lebhaft, daß

sie oft behauptete, sie müsse die Menschen wirklich gesehn und gehört haben. Und das Kind hing mit unglaublicher Leidenschaft an der Mutter." — „Hast du ihr nie nachgeforscht?" fragte Wilfried. — „Nein, nie. — Sie wollte es nicht, und der letzte Wunsch eines Menschen ist uns ja heilig. Wozu sollte ich auch? — Und wenn ich erführe, wo sie ist, wenn ich sie fände — sie ist für mich verloren."

„Nur eins verstehe ich nie und lerne es nie verstehn," sprach Wilfried wieder. „Das ist, daß sie von den Kindern scheiden konnte, ihren armen Kleinen. Das vermöchte ich ihr nie zu vergeben." — „Ich weiß auch das," erwiderte der Graf trübe. „Sie wußte, daß ich sie ihr nicht verweigert hätte. Aber sie wußte außerdem, daß ich dann gestorben wäre, und sie meint, daß sie auch deren nicht werth sei. Das ist's, Wilfried. Und nun laß uns still sein."

3.

Im Thal und im Schloß.

Recht als ein Palmenbaum über sich steigt,
Hat ihn erst Regen und Sturmwind gebeugt,
So wird die Lieb' in uns mächtig und groß
Nach manchem Leiden und traurigem Loos.
Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!
Herder nach Simon Dach.

„Siehst du wohl? — Hab' ich's mir nicht gedacht, Melusine, daß du es seiest?" rief der junge Mann, der den Reisenden vor einigen Wochen zu Pferde begegnet war, und sprang aus dem Gebüsch auf die Gräfin zu, welche am heißen Nachmittag die Zimmer verlassen hatte und auf ihrem Lieblingsplatz unter einer prachtvollen Buche saß. Vor ihr streckte sich das weiche grüne Thal hin, und hinter ihr hob sich der Bergwald mälig zur Höh. Die Mühle war so nahe, daß man von hüben und drüben einander sehn und anrufen konnte. Und wie vorsichtig sie sonst auch mit ihren Ausflügen war, hier hatte sie nie sich besonnen.

Tödtlich erschrocken bebte sie zurück bei dieser Ueberraschung, als wolle sie die Flucht versuchen. Allein der mächtige Stamm hinderte sie, und der junge Mann hatte auch bereits ihre Hand

ergriffen und sah sie so bittend an und sprach halb innig und halb lustig: „Melusine, süße Melusine, fürchte dich nicht vor mir! Kann dir Cäsar wohl ein Leid anthun, Cäsar, dein treuer Anbeter, Cäsar, der dich so schwärmerisch geliebt hat? Weißt du noch, Melusine, als ich dir den Handschuh gestohlen hatte, weil du nicht wolltest, daß ich deine Hand so oft küßte — und wie ihr das ganze Zimmer durchsuchtet und du endlich sagtest, ‚o ich wette, der Cäsar hat ihn, mein diebischer Ritter!‘ und auf mich zueiltest und ihn mir richtig aus der Brust zogst? Weißt du das noch, böse Melusine? Es war —“. — „Ein rosafarbner,“ unterbrach sie ihn lächelnd, die heitere Erinnerung hatte ihren Schreck schnell besänftigt, und wie sie den frohherzigen jungen Bekannten da vor sich sah, sein Gesicht schaute mit den von Freude leuchtenden schönen gutmüthigen Augen, die muntern Worte hörte — da wollte keine Besorgniß in ihr bleiben, und sie dachte lächelnd der Zeit, deren sie neulich auch gegen Rudolph heiter erwähnte.

„Das ist keine Kunst zu wissen,“ erwiderte er und nahm auch ihre andere Hand. „Du trugst ja immer solche. Aber weißt du auch das noch, Melusine, daß du den Cäsar wirklich lieb gehabt damals, und daß du ihm vertrautest so lieb und schwesterlich, und daß du ihn doch böslich verlassen hast? Du sagtest mir so freundlich und ruhig dein „gute Nacht, lieber Cäsar!“ und am selben Abend noch gingst du für immer fort!“ — „Das weiß ich auch noch, Cäsar,“ versetzte sie plötzlich wieder ernst, „glaube nur, das Vergessen ist keiner meiner Fehler, so viel ich ihrer sonst auch haben mag. Ich wollte, daß ich's könnte! Das muß gut sein — vergessen zu haben!“ —

„Melusine,“ sagte er, da sie noch immer nachdenklich schwieg, endlich mit leisem Kopfschütteln und auch seinerseits so ernst, wie es diesem offenen Gesicht und dieser klingenden Stimme nur möglich

war, „Melusine, du hast nicht gut gegen uns gehandelt. Ich meine nicht," fuhr er fort, da er sie verwundert aufschauen sah, „daß du damals flohst. Das war wohl natürlich, sie quälten dich ja und beleidigten dich, der alte Fürst und die Mutter. O ich weiß das noch recht gut — ich habe damals im Stillen oft die Fäuste geballt, wenn ich dich so weinen sah und so blaß und so — geknickt wie eine zarte kleine wilde Rose; die weht's an und sie senkt das Köpfchen. — Und ich hab' es der Mutter auch gleich damals gesagt, sie verdienten es alle nicht besser. Es war sündlich, du armer Engel! Du hättest mich nur mitnehmen sollen," setzte er mitten im Ernst wieder lachend hinzu und lockte auch in ihre Augen ein leises Lächeln. „Und daß du deiner Liebe folgtest," sprach er weiter, „und daß du dich verbargst vor den Nachforschungen des herrischen, unversöhnlichen Alten und auch vor unsern, das verdenke ich dir auch nicht. Aber, Melusine, aber seit er todt ist — was fürchtest du? Weßhalb kamst du nie zu uns zurück? Die Mutter hat ihr Unrecht längst eingesehn und hätt' es dir abgebeten. Und dem Onkel hättest du dich auch nur zu zeigen brauchen und den andern. Sie erwarteten es alle. Aber als die Gräfin Wolfsbrand hier im Lande offen lebte und umherreiste und doch nicht zu den alten Freunden kam, und abreiste aus dem Bade, da sie erfuhr, daß meine Mutter angekommen — Melusine, bist du so unversöhnlich?"

„Cäsar," entgegnete sie bewegt, „das — das Abreisen, mein' ich — ist nie geschehn. Davon weiß ich nichts. Das glaubst du, das glaubt deine Mutter nicht von mir." — Er schüttelte den Kopf. „Das glaubt sie wohl von dir. Und hat sie nicht ein Recht dazu? — Als wir nun gar erfuhren, als Gerücht und zufällig, denn man forschte dir nicht mehr nach, Melusine — daß du vom Grafen Wolfsbrand dich getrennt und doch nicht zu den Deinen gekommen, verschwunden seiest, verborgen in einem

Erdwinkel — mußte man da nicht mehr als nur glauben? — Bist du so unversöhnlich, Melusine?"

Sie antwortete nicht; sie hatte das Gesicht gesenkt und bei den Worten, die so wunderbar ernst hervorklangen aus dem jugendlichen Munde und dem frohen Herzen des Sprechers, drangen ihr fast ohne ihr Wissen die Thränen in die Augen, und Tropfen auf Tropfen stahl sich leise über die blassen Wangen. Ohne ihr Wissen, denn seine Frage hatte in ihrem Herzen eine Saite angeschlagen, welche in der letzten Zeit oft und oft erklungen war. Und das war ein Klang, der jedes Gefühl ihres Innern in Anspruch nahm und jeden Gedanken ihres Kopfes, und das ganze Bewußtsein der gegenwärtigen Umgebung. Erst als er sprach: „Melusine, sagst du mir nichts?" — da sah sie auf mit einem seltsamen Blick. Es war, als komme er eben erst aus weiter Ferne zurück und frage nach dem Verlangen des Sprechers.

Sie besann und faßte sich jedoch, und indem sie ihm die Hand hinbot, sagte sie weich: „Vergib mir, lieber Cäsar, deine Worte versetzten mich weit von hier hinfort." — „Melusine!" rief er aber fast drohend und mit gerunzelten Brauen. „Du weinst? Aber weißt du, daß ich das niemals dulden wollte, daß ich selber dann fast auseinanderfloß — ich kindischer Junge? Weinen thu' ich nicht mehr, aber dulden kann ich's ebensowenig, nicht aushalten kann ich's, nicht ertragen, Melusine! Sieh — das — das darfst du nicht!" Er beugte das Gesicht auf ihre Hand und küßte sie leidenschaftlich.

„Cäsar, thörichtes Kind," sprach sie, und ein mildes Lächeln verdrängte die letzte Thräne aus ihrem Auge, „noch immer so heftig, noch immer so leidenschaftlich in Lust und Schmerz? Wie willst du denn, daß mein Herz nicht spricht, wenn deine Worte es doch aufrufen?" — „Vergib mir nur!" bat er. — „Du bist ein Kind, Cäsar, was soll ich dir vergeben? — Nun aber setze

dich ordentlich her zu mir und sage mir mehr, und nicht so streng, von euch dort drüben." — „Aber nie wieder weinen!" bat er halb ernst, halb komisch, indem er ihrem Willen folgte und ihren Rasensitz theilte. „Und nun sag' mir, wie konntest du uns so vergessen?" — „Hat die Tante es wirklich anders erwartet?" fragte sie entgegen, „und zürnt sie mir wirklich? Ich wähnt' mich längst vergessen."

„Sie zürnen dir alle," antwortete er wieder ernst, „Tante Berkstein sogar sagte: ‚so gehe sie hin!' Das war, als wir von der Trennung von deinem Mann hörten. Und als ich — ich war grade aus dem Institut in der Vakanz da — mich erbot, dich zu suchen, denn ich wußte, daß ich dich finden würde, — da verboten sie es streng." — „Und nun haben sie es dir erlaubt, Cäsar?" — „Nein, Melusine, das nicht; es weiß keiner, wohin ich bin. Ich bin jetzt aus dem Institut entlassen," fuhr er fort, „zum Herbst bezieh ich die Universität. Die Mutter erlaubte mir eine Reise. Da wollt' ich dich suchen. Ich mußt' dich wieder sehn, Melusine, ich sehnte mich all die Jahre nach dir — so sehr! — Und siehst du, ich habe dich gefunden! Ich erkannte dich neulich schon auf dem Wagen. Denn wie du den Kopf trägst, das vergeß ich nie, und so thut's niemand weiter." — „Mein guter Cäsar," sprach sie freundlich und drückte seine Hand. „Du bist in der That mein Freund — mein alter Freund," setzte sie lächelnd hinzu. „Aber daß du dich so verstellen konntest!" fuhr sie fort und drohte mit dem Finger gegen ihn.

„Ha," entgegnete er ein wenig stolz, „das muß man auf solcher Expedition verstehn. Aber Melusine", und sein schönes Gesicht ward wiederum ernst, — „nun sage mir, weßhalb kamst du nicht zu uns und sitzest hier im abgelegenen Thal, wie es sich gar nicht für dich schickt? Ja Melusine — aber weine nicht,

bitte, o bitte! — bist du so unversöhnlich?" — Sie sah ihn schweigend einige Augenblicke an mit einem dunklen Blick — Cäsar wußte nicht, war er trübe oder finster — und dann sagte sie: „ich gehöre nicht zu euch, Cäsar." — „Du gehörst nicht zu uns?" wiederholte er bestürzt. — „Nein, Cäsar. Ich bin nur ein Makel für eure Familie, ein zwar geduldet, aber nur ungern gesehen Wesen, dem man vorwirft, daß es da ist, und vorwirft, was es doch nicht verschuldet. Aber laß uns abbrechen," setzte sie hinzu. „Du weißt nichts davon, aber die Deinen wissen's, und sie haben recht. Ich muß mein Geschick tragen, wie Gott —"

Aber nun hielt er sich nicht länger. „Ich will dir was sagen, Melusine," rief er heftig. „Du irrst dich überall. Ich weiß das alles längst — ich hab's gemerkt und auch ordentlich gehört, ich —". — „Du weißt es?" unterbrach sie ihn, und eine tiefe Röthe zuckte über ihre feinen Züge. „Ist das auch ein Zeichen der Rücksicht und Schonung gegen mich?" —

„Melusine," bat er, „Melusine, du bist gereizt, du bist verletzt, sei aber nicht ungerecht. Kann so etwas in einem so großen Familienkreise verborgen bleiben? Muß es nicht besprochen — kann es stets gehütet werden? — Aber davon will ich ja gar nichts sagen!" sprach er lebhaft weiter. „Ich meine deine andern Worte: daß man dich als einen Makel angesehn, daß man dich geduldet, daß man dir eine Schuld vorgeworfen, die — der Teufel weiß, was du noch alles gesagt hast. Daran ist kein wahres Wort. Du denkst es dir auf, Melusine, du grübelst es dir heraus. Es hat nie jemand daran gedacht. Und wenn Onkel Ketnang kalt war und blieb — du weißt, bei dem wirkte noch das erste Zorngefühl. — Das ist was anderes. Vorgeworfen hat er dir sicher nichts und keiner, es müßte denn im Zorn geschehen sein oder durch dich so oder so gereizt. Willst nur du selbst so tief empfinden und sollen andere es nicht? Hast du

selbst nie eine Schuld gehabt, Melusine? — Ich weiß, der alte Fürst hat dir damals harte Worte gesagt; du weißt aber so gut wie ich, daß er keinen Widerspruch gegen seinen Willen ertrug. Aber du weißt es wohl nicht, daß er den Vater von Günther Wolfsbrand nicht leiden konnte — das Weßhalb blieb mir unbekannt — und daß dies der Hauptgrund seines harten Festhaltens an seinem Willen war. Geliebt hat er dich doch sehr, Melusine! — Und meine Mutter — durfte sie die Sache anders ansehn, nachdem ihr Herr seinen Willen so bestimmt kund gegeben?"

Es war wunderbar, wie der junge Mensch plötzlich so ernst, so verständig und überzeugend sprach, der noch vor wenig Augenblicken so jugendlich hinplauderte. Der Eindruck seiner Worte auf die junge Frau war auch ein überaus mächtiger. Sie hatte selbst in den letzten Wochen schon gezweifelt, sie hatte so tief und qualvoll ihr Recht oder Unrecht aufs neue abgewogen. Und nun kamen diese Vorstellungen — diese Mißbilligung ihres von ihr selbst früher nie bezweifelten Handelns aus dem Munde dessen, den sie fast nur als einen Knaben ansah, der ja auch nur ein Knabe war. Allein die Ueberzeugung eines so jungen, frischen und unverdorbenen Herzens wirkt auf den Hörer oft mächtiger und unwiderstehlicher, als die klarsten Beweise des gereiftesten, welterfahrensten Kopfes. Denn sie pflegt dort eine reine und ursprüngliche zu sein, das Produkt der wirklichen Empfindung, der ungetrübten Anschauung, während sie bei uns weltklugen Leuten nur zu oft das Resultat der hunderterlei Einwirkungen von außen ist, denen wir bewußt oder unbewußt unterworfen sind.

Er sah sie lange schweigend an, als erwarte er eine Antwort; und da sie fort und fort schwieg, fragte er endlich: „habe ich dir weh gethan, Melusine? — Das hab' ich nicht gewollt, sagen jedoch mußt' ich es dir einmal, damit du wieder gut

machst. Denn ich kann das nicht leiden, daß du unrecht thust, es paßt nicht zu dir in deinem Engelswesen, so menschlich klein zu sein. Und ich habe mir längst vorgenommen, dir einmal davon zu sagen." — Sie war nach und nach wieder in die Gegenwart zurückgekehrt und hörte auf seine Worte, und nun, da er geendet, sagte sie mit leisem Lächeln: „und darum gehst du nun über sieben Berge und sieben Meere der verwünschten Prinzessin nach, um ihr Vorwürfe zu machen." — „Melusine!" rief er gekränkt, „das ist nicht wahr. Ja, sagen wollt' ich's dir auch, aber zuerst — zuerst wollt' ich dich wiedersehn; du weißt nicht, wie du so gut und lieb in meinem Sinn stehst. Und nun kannst du mir solche Worte sagen!" — „Sei still, du lieber Goldkopf!" versetzte sie und strich sanft über seine glühende Stirn und die weichen blonden Haare. „Du siehst doch wohl, daß ich scherze, und daß ich dir doch gut sein muß. Hätt' ich sonst den Schreck so schnell überwunden?"

Er nahm ihre Hand und küßte sie. „Das ist wahr," sprach er dazu, und lachend fuhr er fort: „wenn du gesehn hättest, wie ich da umhergestrichen bin, seit ich zufällig das Thal hier entdeckt und erfahren hatte, daß ein fremde Frau beim Müller wohne. Vom Flusse her kam ich dort drüben auf einem Steige herein, der zum Halsbrechen ist. Wie ein Wegelagerer lauerte ich dann hinter Felsen und Büschen. Und vor drei Tagen sah ich dich mit dem Alten dort unter der Lärche sitzen; ich stand hier oben und glaubte dich zu erkennen. Aber ich wagt's nicht, mich zu zeigen. Der „Rodacher" soll ja wie ein brüllender Löwe sein gegen Fremde. Und da wartete ich. Und heut, wie du hieher kamst — ich sann, wie ich dich nicht erschreckte — aber zum Teufel, ich sprang endlich grade heraus, du hättest wieder davon kommen können." — „Leidet das deine Mutter, Cäsar, das Fluchen?" fragte sie munter, „oder hast

du's dir beim Wegelagern angewöhnt?" — „Ei," lachte er erröthend, „wir hielten's so für wacker und recht im Institut. Aber nun vor dir fühl ich selbst, es geht nicht. — Wie hast du es hier aber nur so lange aushalten können?" sprach er abbrechend weiter und sah sich mit hellem Blick in dem beschränkten Thale um, „in diesem Zwinger, in den alten Gebäuden dort, bei dem bärbeißigen Alten —? — „Das verstehst du nicht," sagte sie ernst dazwischen, „das ist ein Mann wie Eisen, so brav, so fest, so treu." — „Bah, bah," erwiderte er. „Und wenn auch, du hier allein und abgesperrt, du, die Dame, die feine Frau, das verwöhnte Wesen, das nie eine Entbehrung gekannt —." — „Ich habe hier nichts entbehrt," unterbrach sie ihn wieder ernst. „Ich fand alles, was ich bedurfte, so viel ich brauchte. Und ich habe keinen Sinn für die Welt; ich gehöre doch nicht zu euch da draußen. Da bleibe ich besser allein." — „Melusine!" rief er. „Hast du so Böses erlebt? Das kann nicht allein von damals sein. Ist dein Mann so hart, so schlecht gegen dich gewesen nach all deiner Liebe, bei deinem Wesen? Sieh — ich hasse ihn von Herzensgrund!" setzte er heftig hinzu.

„Höre, Cäsar," sagte sie und ihre Augen blickten finster und ihre Stirne war streng, „wage so etwas niemals wieder, wenn wir gut Freund bleiben sollen. Kein Wort gegen den Grafen! Von dem könnt ihr alle lernen, so viel ihr in der Welt seid. Ich kenne keinen zweiten Mann wie ihn." — „Und dennoch konnte er dich von sich treiben, dich so lange in seiner Nähe — so leben lassen?" fragte er dreist. — „Sei still, Cäsar, das verstehst du nicht. Ich bin sein nicht werth. — Er weiß nicht, wo ich bin, und er soll's nicht wissen." — „Melusine, hast du's ihm auch so gemacht, wie uns? Trieb dich das von ihm, was nur du wähnst? Ich hab' dich so abgöttisch in meinen Gedanken verehrt," rief er leidenschaftlich, „sag mir, wie kannst du einen

Fehl an dir haben? — Bist du denn auch, wie alle Welt sein soll?"

Es durchbebte sie wieder, wie vorhin. Die Kindlichkeit des jungen Verwandten, die sie ihn so heiter hatte aufnehmen, so unbefangen mit ihm hatte reden lassen, die sie offener, weil gleichgültiger gegen ihn gemacht als vielleicht gegen jeden andern, tauchte nun schon wiederholt in eine Gereiftheit, einen Ernst, eine Männlichkeit unter, die sie desto tiefer traf, desto mächtiger sie erschütterte. Und der offene Knabe sprach auch offen aus, berührte ohne Rückhalt, was ein Aelterer kaum jemals gewagt hätte. Die Frau rang dem Knaben gegenüber nach Worten.

Aber die Antwort, wenn sie überhaupt eine hätte geben können und wollen, ward ihr erspart; denn in diesem Augenblick schlug ein Schuß hallend an ihr Ohr, und jäh aus ihrem Ringen und Ueberlegen auffahrend, sprang sie auf und lauschte und scheuchte Cäsars Worte nach dem Grunde dieser Unterbrechung nur durch eine Handbewegung zurück. Als der zweite Schuß erfolgte, wie sie ihn erwartet, sank sie auf ihren Sitz, und die Hände vor die Brust gepreßt und das Köpfchen gesenkt, sprach sie nachsinnend vor sich hin: „also Rudolph — und jetzt — was kann das sein? — Komm mit," sagte sie dann zu Cäsar, indem sie wieder aufstand und sich zur Mühle wandte. „Ich will dem Meister von dir sagen. Er hat dich schon gesehn, denk' ich; du kannst dann noch hier bleiben. Cäsar," fuhr sie ernst fort, „du hast mich hier entdeckt. Das ist nicht zu ändern. Aber du hast mich lieb, sagst du, und du sagst also keinem Menschen von mir, keinem, hörst du? — Und was auch geschieht, du siehst und hörst nur allein davon." — „Gewiß," erwiderte er einfach. Und sie gingen zur Mühle.

Der Müller nahm den jungen Menschen nicht gar zu freundlich auf; in solchen Herzen erstirbt ein gewisses Mißtrauen nur

schwer. Und seit er vor Kurzem von Melusinen selbst über ihren bisherigen Lebensweg einigermaßen unterrichtet war, wollte er für sie nichts von all jenen Menschen, die seinen Liebling von sich fortgestoßen. In seinem Sinn hatte sie unweigerlich recht gethan. Aber wenn sie mit ihrem Bericht bezweckt hatte, die jüngst immer stärker auftauchenden Zweifel ihres bangen Herzens, ihres armen Kopfes zu lösen, so war sie bei dem Alten nicht dazu gekommen, im Gegentheil hätte seine Ansicht sie in ihrem bisherigen Denken und Handeln noch bestärken müssen. Denn wenn er auch gegen die Ihren war aus Liebe zu ihr, so existirte andrerseits in seinen Augen der Makel, den ihre Geburt ihr aufgedrückt, das trieb sie fort aus dem Familienkreise und mußte ihr nachtheilig werden in der Welt. Wie viele Seinesgleichen fühlte der Müller darin starr und unbeugsam, ein treuer Anhänger der alten Zeit und ihrer strengen Zucht.

Während er jetzt mit dem Jüngling in einer gewissen kalten Höflichkeit verkehrte und nichts that, demselben besser zu erscheinen, als das Gerücht ihn bezeichnet hatte, während Gertrud ganz glücklich über solchen Gast mit Speise und Trank aufwartete und ordentlich gesprächig ward im Nöthigen, — ging Melusine wieder einmal draußen vor der Mühle unruhig auf und ab und schaute sehnsuchtsvoll dem Angekündigten entgegen. Er zögerte diesmal, wie es ihr schien, länger als sonst; und da er endlich aus den Büschen hervorkam, meinte sie ihn auch langsamer gehn zu sehn. Sie eilte ihm geflügelten Schritts entgegen und rief ihm schon aus der Ferne ungestüm zu: „was ist's — was gibt's, Rudolph?"

Er eilte sich nicht. Langsam kam er heran und langsam sprach er seine Begrüßung, ohne sie dabei grade und freundlich anzusehn, wie sonst immer. Sie sah und fühlte das, und die Hände vor die Brust pressend, fragte sie: „Rudolph, Alter, sag's

heraus, was ist's?" — „Ei, gnädige Frau," versetzte er und wischte dabei den Schweiß von der hohen kahlen Stirn, daß sie den Ausdruck seines Gesichts nicht erkennen konnte, „ich mußte heut Morgen gen Schwaneck und erfuhr dort, daß der Herr Graf gestern Abend in die Residenz gefahren mit dem Herrn von Degenbruch, der seit vierzehn Tagen bei ihm zum Besuch ist." — „Weiter!" sprach sie dringend. — „Da ich das erfuhr, gnädige Frau, und daß der Herr erst in einigen Tagen wiederkommen wolle, dacht' ich, es könne Euch morgen früh recht sein, zu den Kindern zu gehn. Es wird vielleicht lange nicht wieder sein können." — „Gott sei Dank," sagte sie aufathmend. „Ich fürchtete eine böse Nachricht. So aber ist's ja himmlisch gut! Hast du die Kinder gesehn, Rudolph, und Martha?" — „Ja, gnädige Frau," erwiderte er gesenkten Blicks, „sie schickt mich halt so zeitig zu Euch; Comteß Anna ist gestern Abend spät schleunigst krank geworden, nicht sehr, aber der Doctor, der heut Morgen da war, wollte gar nicht recht zufrieden sein."

Sie ward nicht ohnmächtig, nicht einmal blaß, noch schrack sie zusammen, sie sah ihn nur mit einem seltsam starren Blick an, sie ließ leise die in einander gefalteten Finger knacken, da sie sprach: „sag' es grade heraus, Rudolph, mein süßes Kind ist todt — gestorben! — Und nicht Vater und nicht Mutter waren bei ihm!" setzte sie mit herausbrechenden Thränen hinzu. „Das ist mein Fluch." — Jetzt sah er auf und sie ruhig ernst an. „Nein, gnädige Frau, sie ist nicht todt. Sie ist recht sehr krank, die Comteß. Und Martha meinte, daß müßtet Ihr wissen, sie allein könne das nicht auf sich nehmen. Da bin ich spornstreichs nach Haus geritten und von da mit dem Wagen, so weit es ging. Wir können fahren, wann Ihr befehlt." — „Sie ist nicht todt, Rudolph?" fragte sie und ihre Zähne schlugen hörbar aneinander. — „Nein, gnädige Frau." — „So komm, Rudolph." —

„Gleich?“ meinte er mit einem mitleidigen Blick auf die Zitternde. „Ich dächte, Ihr ruhtet erst aus von dem Schreck. Wir können in der Nacht den graden Weg fahren und sind noch vor Tage dort.“ — „Das ist mir zu spät,“ erwiderte sie. „Mein Kind könnte todt sein, mein Kind, mein Kind!“

Sie legte den Kopf auf des Jägers Schulter; der Schlag hatte sie bis in's Herz getroffen. So seltsam das auch klingen mag, diesen Fall hatte sie in jener Abschiedsnachts sich nicht klar gemacht und auch seither kaum daran gedacht; die Kleinen waren stets gesund gewesen, wie sie selbst von Jugend auf; sie wußte nichts von Krankheit. Wenn in den finstern Stunden ihrer Einsamkeit wirklich einmal ein angsthafter Traum davon über sie gekommen war, hatte Rudolph stets bald die besten Nachrichten gebracht. Und bisher hatte sie auch wenig geträumt von Gegenwart und Zukunft; ihr ganzes Sein und Wesen wurzelte in der vergangenen Zeit.

„Die Thiere müssen ein wenig Ruh' haben,“ sprach er jetzt bestimmt. „Ich will's Euch nur bekennen, gnädige Frau, der Wagen steht diesmal drunten im alten Schuppen, wo wir damals bei dem Gewitter einkehrten, und mein Knecht ist dabei. Es ist ein verläßlicher Mensch, allein zu sehn braucht er Euch nicht. Ich schicke ihn dann erst fort, wenn wir kommen. Drum ist's besser zur Nacht.“ — „Ich will fort, sobald es geht,“ versetzte sie aber energisch. „Und sehn mag mich die ganze Welt. Darnach frag' ich jetzt nicht. Das findet sich auch hernach. Komm, ich will mir ein Tuch holen. Sag du's dem Meister, daß er sich nicht wundern soll, wenn ich länger fortbleibe. Ich geh nicht von meinem Kinde, so lange bis der Graf zurückkommt. Da ist's dann auch in guten Händen — in bessern,“ setzte sie hinzu. „Und dann kann ich wieder gehn.“

Der Jäger schwieg; es war auf diese Worte auch nichts zu

antworten, die so entschieden und fast hart aus dem sonst so sanften Wesen hervorklangen und zuletzt in eine bei ihr ungewöhnliche Bitterkeit hinüberschlugen. Das ist eben nicht anders. Das Einerlei des Lebens läßt die Menschen auch gleichmäßig erscheinen, sein Wechsel aber und die besonderen, überraschenden Ereignisse enthüllen zuweilen Züge und Seiten des Charakters, die bisher stets und vielleicht dem Menschen selbst verborgen blieben, an dem sie erscheinen.

Als Rudolph beim Gange zum Hause den ungeduldigen Cäsar an der Thür erscheinen sah, blieb er betroffen stehn und machte seine Begleiterin auf den Fremden aufmerksam. „Ich weiß," gab sie gleichgültig zur Antwort. „Es ist der kleine Cousin Cäsar, der uns neulich begegnete und mich heut hier herausgefunden hat. Ich hatte ihn ganz vergessen. Das muß auch noch besorgt werden."

Ins Haus tretend ward sie von Cäsar mit lebhaften Fragen nach ihrer jetzt sichtbaren Erschütterung empfangen. Sie wies ihn aber stumm zurück, theilte dem Müller Rudolphs Botschaft mit, und als der junge Freund den Vorsatz, sie zu begleiten, aussprach, lehnte sie es bestimmt und ruhig ab. Wolle er hier auf sie warten, meinte sie, — der Meister werde ihm sicher so lange ein Quartier geben — oder wolle er sie wieder aufsuchen, das möge er thun, es werde vielleicht für sie nach ihrer Rückkehr manches anders zu ordnen sein als bisher, und dabei könne er ihr hülfreich sein. Sie wolle auch noch wegen der Verwandten mit ihm reden.

„Meine Begleitung wäre immerhin besser als deine jetzige," bemerkte er ziemlich gedämpft, jedoch mit einem geringschätzigen Blick auf den alten Jäger. — Sie warf das Köpfchen auf und ihr Auge schaute stolz auf den Jüngling. „Was fällt dir ein, Cousin?" fragte sie und der Ton ihrer Stimme war, wenn man

so sagen darf, fast hochmüthig. „Ich bin unter Keines Schutz besser und würdiger als unter dem des Dieners meiner Mutter. A revoir.“ Und von dem Bestürzten ging sie im elastischen festen Schritt aus der Thür und die Treppe hinauf.

Der Müller war inzwischen hinausgegangen und hatte seinen Knecht den kleinen Wagen anspannen heißen, auf dem er sonst zur Stadt zu fahren pflegte. Als Melusine nach einer dennoch ziemlich langen Pause wieder herunter kam, fuhr der Wagen eben vor, und der Rodacher sagte: „Wenn Ihr sonst heimlich mit dem Rudolph geht, gnädige Frau, das ist schon recht, Ihr habt Zeit und die Motion ist Euch bei dem einsamen Leben auch gut. Heut aber habt Ihr Eile. Und da könnt Ihr immer einmal den graden Weg fahren. Begegnen wird Euch niemand, und wenn's wäre, so denkt er eben: das ist die vom Rodacher Müller, sein Schwesterkind von da drüben! — Sie meinen's ja doch einmal so. Der Weg ist freilich ein wenig weiter, aber bis Ihr über den Berg kommt, seid Ihr auch so da. Fahrt den Romlinger Kirchweg, der führt Euch heran bis auf drei Schritt; mein Knecht weiß.“

Und als sie mit Rudolph auf dem Wagen saß, trat er wieder heran und gab ihr die Hand und sprach dazu: „[illegible] unser Herrgott Euren Weg und lasse Euch Euer liebes [illegible] nicht so gar krank finden. Nach dem, was Ihr mir [illegible] wißt Ihr, daß ich es gar nicht für nöthig halte, wer [illegible] denen draußen noch nachgeht. Sie sind Eurer nicht werth, und Ihr seid nicht für sie. Allein daß eine Mutter zu ihrem kranken Kinde läuft, das ist einmal ihr Herz, und das segnet unser Herrgott. Behüt's Gott, gnädige Frau.“ — Als er ihre Hand losließ, sprang Cäsar heran. „Melusine, bist du mir bös?“ rief er bittend. — „Nein, Cäsar, das bin ich nicht,“ entgegnete sie gütig. „Und wenn ich wiederkomme, sehe ich dich, oder

mußt du heim?" — „Bah," rief er enthusiastisch und seine Augen leuchteten, „du weißt wohl, Melusine, daß ich dein bin!" Da zogen die Pferde an und sie fuhren die Höhe hinauf.

In Melusinens Augen war die Freundlichkeit der letzten Augenblicke bereits wieder der sorgenden Trauer gewichen. Wißt ihr, was das heißt, die lange, lange Fahrt zu einem theuren Kranken? Es ist ein altes, viel mißbrauchtes Sprichwort: du wirst deinen Herrgott auch noch erkennen lernen! — Aber hier gilt's in seinem tiefsten Grunde, denn ihr werdet ihn da erkennen lernen.

Sie fuhren rasch und still, die Räder rollten, die Hufe klapperten, die Pferde schnaubten, aber die Menschen schwiegen, und wenn Melusine nicht mit ihrer sanften Stimme von Zeit zu Zeit gefragt: „Rudolph, hast du sie selbst gesehn?" — oder: „Rudolph, was meinte denn der Arzt?" — oder auch wieder bat: „Rudolph, fahr' zu, daß ich noch mein Kind sehe, bevor es stirbt!" — so wäre kein Wort gewechselt worden. Er antwortete auch nur einsilbig; auf die letzte Bitte aber sagte er: „aber gnädige Frau, wir fahren die Pferde todt, sie laufen, was sie können." — „Fahre sie todt," sprach sie fieberhaft und mit zit[illegible]er Stimme, „was ist daran gelegen?" — „Ja, aber wir [illegible]en dann noch später hin," entgegnete er. — „Du hast recht," [illegible] sie nach einer Pause. „Fahre also, wie es geht."

[illegible] ging auch noch schnell genug; sie folgten in der Däm[illegible]erung und dann in der vollen, ungewöhnlich dunklen Nacht nicht den weiten Gebirgswegen, sondern der nächsten graden Straße, ohne anzuhalten, und fanden sich so gefördert, daß sie noch vor Mitternacht am Fuße des Plateaus hinfuhren, auf dem sich die dunklen Massen des Schlosses und seiner Nebengebäude erhoben. Doch folgten sie dann nicht dem breiten Wege, der sich die Höhe hinauf an's Hofthor zog, sondern umkreisten den Hügel bis zur

Westseite, wo Rudolph das Gefährt in einer der Baumgruppen so gut unterbrachte wie möglich, und dann der voraneilenden Gräfin folgte. Bald Stufen, bald ein mälig aufsteigender Pfad leitete hier aus dem Thalgrunde in den Park hinauf und mündete nicht fern von der Stelle aus, wo sie das Haus durch die Seitenthür zu betreten hatten. Wer von dieser Seite dem Schloß sich näherte und Eile hatte, konnte so, wenn auch ein wenig mühsam, aber viel schneller zum Gebäude und den bewohnten Räumen gelangen, als auf dem ziemlich steil aufsteigenden Fahrweg, durch den großen Hof und all die Hallen, Treppen und Gänge, die den Vorderbau ausfüllten.

Da sie so hinaufstiegen, eifrig und schweigend, ward plötzlich die Westseite des Schlosses sichtbar und ein einzeln Fenster zeigte sich matt erhellt durch das Gezweig und die Büsche des über den Ansteigenden hängenden Parks. „Siehst du's?" flüsterte Melusine. „Es ist still dort. — Ist sie todt oder ist sie ruhig?" — „Ihr müßt Euch nicht so quälen, gnädige Frau," entgegnete der Jäger. „So schlimm war es doch nicht, und Comteß Anna ist ja ein kräftig Kind; da kommt so was rasch und geht auch rasch. Sie mag schon wieder wohlauf sein." — Sie stiegen wieder eifrig weiter. „Ich sorge um was andres," sprach der Jäger nach einiger Zeit aufs neue. „Martha erwartet Euch so zeitig nicht und wird nicht da sein. Wir dürfen keinen Lärm machen; wie werdet Ihr hineinkommen?" — „Thor," versetzte sie, „meinst du, daß ich den Schlüssel vergessen?" — Damit traten sie durch die kleine Pforte im Geländer, welches auch hier den Park einfaßte, und eilten durch die stillen Wege hin.

Die Thür war zu, allein der Schlüssel öffnete, und sie tappten die dunklen Stufen hinauf; der Jäger folgte diesmal seiner Herrin, da er nicht wußte, was es droben gab. Auf die erste Bewegung des Schlosses an der obern Thüre kam jedoch

die Alte ihnen mit der Nachtlampe entgegen. „Seid Ihr's wirklich schon, liebste gnädige Gräfin?" fragte sie, alsbald von Melusinens ungestümen Worten unterbrochen: „lebt sie noch, Martha?" — „Ja wohl, Gott sei Dank," war die Antwort. „Es geht besser." — „Was fehlt ihr, Martha?" — „Wir fürchteten ein Gehirnfieber — aber seit dem Abend ist's viel besser. Der Herr Doctor sind gar nicht zur Nacht geblieben, sondern recht zufrieden weggefahren." — „Was macht sie jetzt, Martha? Wacht sie?" — „Nein, gräfliche Gnaden, sie schläft schon seit einer Stunde so friedlich." — Melusine warf den Shawl ab und den Hut und schlüpfte in das Schlafzimmer.

„Daß sich Gott erbarm!" sprach die Alte flüsternd zum Jäger. „Wie soll's nun werden? Der Doctor war heut Morgen sehr besorgt, und es war auch gar schlimm, und da meinte er: das müsse dem Grafen mitgetheilt werden, das Kind könne bis morgen todt sein und der Herr werde das nie vergeben. Er wolle von der Stadt gleich einen reitenden Postboten hinab zur Residenz schicken. Da könne der Herr Graf bis morgen hier sein. Und so hat er gethan, sagte er mir heut Abend. Was soll ich nun — es der Gräfin sagen, Rudolph?" — „Nein," erwiderte er kurz. — „Aber wie wird's dann?" — „Wie Gott will," war die Antwort. „Horcht, Comteß Anna wacht. Hinein Martha."

Aber die kleine Kranke wachte nicht, sie hatte nur im Traum gesprochen. Doch es war, als ob sie dennoch wisse, daß die Mutter bei ihr sei, an ihrem Bettchen kniete und das Gesicht tief gesenkt hatte zu dem kleinen heißen Kopf. Denn sie nannte die Mutter, und sie nannte sie so glückselig und schmeichelnd. Und mit einemmal streckte sie den Arm aus und legte die Hand auf Melusinens Linke, die leicht auf der Decke ruhte. Und als die Mutter sich darauf neigend flüchtig und leise die kleine weiche Hand mit den Lippen streifte, flüsterte das Kind wieder: „meine süße Mama!"

Melusine stand leise auf, denn das bisher mit schier übermenschlicher Kraft unterdrückte Schluchzen drohte ihr die Brust zu zersprengen und ließ sich nicht mehr zurückhalten. Aber nur einmal weinte sie im Nebenzimmer laut hinaus. Dann war sie auch schon wieder gefaßt neben der Kleinen oder bei dem Knaben, der hinter der spanischen Wand in seinem Bette auf das munterste schnarchte. Den küßte sie fest und innig, und er lächelte höchst vergnügt, aber er schlief unbeirrt weiter.

So verging die Nacht. Als Anna endlich erwachte, war sie fast ohne Fieber; Melusine hatte die Kraft nicht, sich diesmal von dem Kinde zu trennen, das sie mit dem höchsten Entzücken erkannte und sie so heiß umschlang, wie die kleinen matten Arme es nur vermochten. „Mama," bat sie dann, „fasse Anna wieder recht fest um, — du hast mich so lange nicht umfaßt." Die Mutter kniete wieder vor dem Bettchen und schob den Arm unter dem weichen Körper der Kleinen durch und küßte sie und legte ihren schweren Kopf auf das Kissen zu dem dunklen Köpfchen. — „Ist es dir so lieb, mein lieber Liebling?" sagte sie. „Ist es so gut?" — Und Anna flüsterte mit aller Innigkeit der Kinderstimme: „o so gut — o so gut, liebe — liebe Mama!" Dann plauderte und schmeichelte sie weiter, aber leiser und immer leiser, bis sie endlich wieder im sanften, friedlichen Schlummer lag.

Im Tage hielt sich Melusine zurück und kam nur, wenn die Kleine schlief, wieder ans Bett. Das geschah freilich viel, da die Kräfte sich von der gebrochenen Krankheit ausruhten. Der Arzt, der schon zeitig erschien, erklärte sich auf's höchste zufrieden und alle Gefahr verschwunden. Die Mutter hörte das im Nebenzimmer mit einem kaum zu beschreibenden Glück, und als der Doctor bald wieder geschieden, stürzte sie zu der schlummernden Kleinen und fiel auf ihr Knie und dankte Gott mit einem Herzen so voll Freude und Dank, wie vielleicht kein andres auf Erden schlug.

Auch der Tag verging; Anna hatte sich auf die erste Frage nach der Mutter unerwartet leicht durch Martha's Erklärung beruhigen lassen, es sei nur ein Traum gewesen, aber die Mama komme bald selbst. — Das Mädchen, das mit Richards Pflege betraut war und die vergangene Nacht im Vorzimmer von der Mühe der ersten Krankheitszeit ausgeruht, hatte Melusine schnell entschlossen in das kleine Nebenzimmer gezogen und streng und ernst zu der nicht wenig Erschrockenen gesagt: „liebst du die Kinder und deinen Dienst?" Und da sie nur stumm nickte und die Hände zusammenschlug, hatte sie hinzugesetzt: „so sei still, und nie ein Wort hiervon. Das erste Wort bringt dich aus dem Dienst." — „Das hielt' ich nicht aus," versetzte sie zitternd. — „So sei still und thue deinen Dienst," war die Antwort. Und Melusine wußte es, ihrer selten, aber dann auch mächtig hervortretenden Strenge hatte noch niemand den Gehorsam verweigert.

Am Abend fühlte sie sich sehr erschöpft durch die Sorge, die Aufregung, die Ruhlosigkeit der vergangenen Stunden; und sie wollte auch diese Nacht noch verweilen und erst am folgenden Morgen fahren. Die Kleine schlief wieder sanft und ganz gesund unter Marthas Hut. Sie stieg daher die Treppe hinab und wandte sich in den Park, durch einen Gang sich zu erfrischen. Er war wie ausgestorben um diese Zeit; die Sonne war dem Untergang nahe, und die Arbeiter, welche beschäftigt wurden, den großen Raum in Ordnung und reinlich zu erhalten, hatten ihr Tagewerk vollendet. Melusine hüllte sich fröstelnd tiefer in ihren Shawl und ging langsam dahin in den ihr von früher so wohlbekannten Wegen, die Arme unter der Hülle gekreuzt, und das schöne blasse Gesicht leicht gesenkt. Wer vermöchte es den Gedanken Worte zu geben, welche diesen Kopf erfüllten, den ernsten und schweren, die sich mit der Vergangenheit beschäftigten,

und dazwischen den hellleuchtenden, die ihrem geretteten Kinde galten und dem Herrgott droben, der sie so gesegnet.

Sie war müde, die schlanke, weiche Frau — sterbensmüde. Und wie sie so langsam hinschreitend, wieder dem Schloß sich näherte, blieb sie auf einer Stelle stehn, wo an einer Eiche früher eine Bank angebracht gewesen. Sie wußte das noch sehr gut; sie hatte dort mit dem Grafen am ersten Abend nach ihrem Einzug gesessen und der wundervollen Ruhe des Beieinanderseins auf dem einsamen Platz genossen. Und er war so still auch jetzt und so einsam! Rechts hinaus hoben sich die Bäume in gedrängt stehenden, schlank ragenden Stämmen, und der Rasenplatz vor ihnen war gegen die andern Seiten mit einer dichten Buchenhecke umfaßt, die von den alten Parkanlagen erhalten war und nur ein paar Durchsichten gegen die tieferen Gründe dahinten und die fernen Berge ließ. Es führte an fortlaufender Hecke nur ein einziger Weg vorbei, hier zum Schloß hinaufreichend und dort zum Rande des Plateau's und zu der Stelle leitend, wo sie gestern emporgestiegen war. Sie lehnte sich nun an den alten Stamm und dachte an's Vordem, an jenen Abend. Es jährte sich beinah. Auch damals war der Himmel über ihr bunt bewölkt, und die Sonne schickte ihre letzten goldenen Strahlen herüber in die Kronen der Bäume und an ihre Stämme und in die verschlungenen wie mit Gold gesäumten Zweige und Blätter der Hecke vor ihr.

Horch, war das nicht ein Schritt in dem weichen Sande des Weges? — Ja doch! — Und er kam hastig; sie wandte sich um, sich zu verbergen. Aber es war zu spät, denn da trat der Ankommende schon in den Platz und sah sie — und sie sah ihn auch. Es war der Graf. Von des Arztes Staffette gerufen, war er herbeigeeilt, hatte drunten den Wagen fahren

lassen und war den bekannten Pfad heraufgestiegen, um schneller in's Schloß zu kommen.

Er sah sie und fuhr zurück, wie vor einem Gespenst. Aber dann sprang er auch schon heran und war neben ihr, und es war das kein Wort und kein Ruf, was von seinen Lippen klang — es war ein Schrei, hell, jubelvoll und jauchzend: „Melusine, Melusine!"

Wie sie da am alten Stamm lehnte, die Arme schlaff herunterhängend und der Kopf tief auf die Brust gesunken, sie war wie eine Leiche, so regungslos und so bleich. Das währte eine lange Zeit, er athmete nur tief und schnell, sonst regte sich nichts und nichts war zu hören. Und endlich hob sie langsam, langsam den Kopf und schüttelte ihn leise rückwärts in einer unbeschreiblichen und unnachahmlichen sanften Bewegung, als wolle sie viel davon abschütteln, und dann hafteten ihre tiefen blauen Augen auf seinem Gesicht, und so stand sie lautlos. Aber die Augen brachten in ihrem Blick zu ihm alles, was in ihrem Herzen schlug — Wehmuth und Gram, Reue und Demuth und über dem allen und in dem allen eine Liebe und eine Innigkeit, wie er sie nur bei Melusinen allein gefunden und sie von niemand gewollt als von Melusinen allein.

So standen sie, bis er nach einer langen Pause stumm den Arm hob und um sie legte. Da sank ihr Kopf an seine Brust, er zog sie noch fester an sich, immer fester. Und wie damals sah er's, daß sie weinte. Denn hören konnte man das von ihr nicht.

Die Sonne drüben ging in hellem Purpur unter. Roth schimmerte das Licht durch die Hecke und durchleuchtete die Blätter, säumte die Aederchen mit rosigem Glanz märchenhaft schön. An den Stämmen der Bäume floß es herab wie purpurne Teppiche und Drapperien in einem hohen Dom, die Kronen

schwammen droben in einer rothen Flut leise wiegend, und das Gebirg dahinten und die ganze weite Höhe darüber ruhten im rosigen Duft. Und es ging durch das alles hin wie ein leiser Ton, und er klang: Ehre sei Gott in der Höh und Friede auf Erden. —

„Melusine," sprach er endlich. — „Günther!" flüsterte sie zurück. — „Gehst du nun niemals wieder von mir, du Leben meines Herzens?" fragte er. — „Hast du mich noch lieb, Günther? Kannst du mir verzeihen?" — „Melusine, konnte mein Herz jemals anders als dich lieben? Bist du nicht das Blut, das darin pocht?" — „Günther —," und ihr Ton war plötzlich so gedrückt, fast düster, — „Günther, bin ich dein auch wirklich — wirklich werth? Kannst du, darfst du mich neben dir haben?" — „Melusine," erwiderte er erschüttert, „vermag denn die böse, giftige Zunge jenes nichtswürdigen Weibes mehr über dich, als dein klarer Kopf, als dein liebend Herz, als alle Liebe der Welt, als die meine?" —

Sie sah zum erstenmal auf und ihn an. „Nein, Günther, ich fühl's, ich war nicht gut, ich war befangen in Hochmuth und Thorheit. Und werth —" fuhr sie fort mit aufleuchtendem Blick und schlang dabei ihre Arme um seinen Nacken, — „und werth oder unwerth, ich kann nicht sein als bei dir und meinen Kindern. O halt mich fest!" rief sie und schmiegte sich inniger an ihn, „o halt mich fest, fest! O laß mich nicht los! Mir ist, als müßt' ich sterben fern von dir, — und als könnt' ich nie mehr fort aus deinem Arm!"

Als sie einige Zeit nachher gegen die kleine Thür im Schloßflügel kamen, Melusine fast getragen von seinem Arm, — stand Rudolph an der Pforte, und seine Mütze in der Hand haltend und den weißen Kopf tief gesenkt, sprach er ein wenig zitternd: „Gottes Gruß und Segen zum Eintritt, meine liebe, gnädige

Herrschaft!" — Und als er ihre dargebotene Hände heiß geküßt, gingen die beiden zum Bettchen ihres Kindes.

Spät am Abend, da sie allein waren und von dem vergangenen Leid und der Einsamkeit ihrer Liebe geredet hatten, sagte er endlich: „also beim Rodacher warst du — ich habe es mir halb und halb gedacht. Und zu Zeiten packte es mich mit Sehnsucht hinzueilen, dich mit all meiner Liebe wieder zu umfassen. Aber ich ließ es stets und beherrschte mich. Denn ich sagte mir: ein solches Herzensleiden, wie das deine, kann nur die Einsamkeit heilen und ein anderes ebenso tiefes, ebenso hartes Leid in demselben Herzen. Und ich wußte, es müsse so kommen, Gott werde uns segnen." — „Du hast recht," erwiderte sie leise von seiner Brust auf; „aber, o Günther, es war ein schwerer Kampf in dieser doppelten Qual!"

Es war etwa acht Tage später, als sie den inzwischen angelangten frohen Wilfried daheim lassend, mit der völlig genesenen Kleinen und Rudolph in den Rodacher Grund zum alten Müller fuhren, um ihn und Cäsar zum Schloß hinüberzuholen, damit sie, die im Unglück Melusinen nahe gewesen, nun auch an ihrem vollen Glück theil nehmen möchten. Bei Cäsar gelang ihnen die Ueberredung leicht. Seine anfängliche Gereiztheit über das lange Warten und daß Melusine ihm diese Wiedervereinigung nicht gleich mitgetheilt, wich bald Günthers anziehender Männlichkeit und der lieblichen Freundlichkeit der jungen Frau, die er noch gar nicht so gekannt hatte. Sie war aufgelebt, konnte man sagen, wie ein Schmetterling nach langem Regen. Er schlug daher endlich auch ganz glücklich in ihre dargebotene Hand. —

Anders dagegen war es mit dem Alten. Er freute sich des Glücks seines Schützlings nur mit einer gewissen Wehmuth;

er mußte sie ja verlieren. Die Einladung lehnte er höflich, aber fest auf Grund seines Alters ab. Und während Gertrud drinnen wieder einmal schwelgte in der Freude des Auftischens und Nöthigens, sagte der Müller draußen vor der Thür zu Rudolph: „Es ist alles schon recht so und ganz schön; ich will ihm nur Dauer wünschen. Aber mit solchen Herrschaften ist es eigen, sie können keinen Stoß vertragen wie Unsereins. Da zieht sich dann wieder alles zurecht, bei ihnen aber bleibt was nach. Und Eure Gräfin will weich gebettet sein."

Der Müller hat nicht recht gehabt. Er hielt die Sehnsucht nach seinem Schützling nicht aus in seiner einsamen Mühle und war trotz seinem hohen Alter noch mehr als einmal im Schloß. Und da sah und spürt' er's wohl, daß Melusinen weich gebettet war in Günthers Liebe, und daß sie glücklich war und beglückte, wie es nur ein Weib vermag.
